Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1885.

Neunter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des neunten Bandes.

Die Ringe des Maurenfürsten.

Abenteurer-Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

F. v. Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

4.

(Nachdruck verboten.)

Durch den Wald von Saint-Germain brauste der Novembersturm und schüttelte die entlaubten Wipfel der Bäume, daß die vom Schneefall des vorigen Tages auf dem Geäste liegen gebliebenen Eiskrystalle raschelnd zur Erde fielen. Es war noch früh am Morgen. Bleiche Nebel hingen in dichten Schleiern über den kahlen Zweigen und flutheten grau und verschwommen durch den winterlichen Wald, dessen trostlose Oede durch die tiefe Stille ringsum nur noch mehr erhöht wurde.

Ostwärts von den Hängen von Argenteuil stand ein altes Jagdschloß, Chateau Mesnil, epheuumrankt und verwittert, von einem weiten, verwilderten Parke umgeben, der seit Jahren schon dem umherirrenden Wilde eine nicht minder sichere Zufluchtsstätte gewährte, als draußen der Forst.

Unter den Mauern dieses Kastells verträumte einst Maria Stuart ihre sonnige Jugend. Jubel, Freude und

Leben herrschte damals in diesen düsteren Räumen, und der helle Glanz, der von Mesnil ausging, umspann mit seinem schimmernden Gewebe auch die weiten Wälder von Saint-Germain. Kein Tag verging da wohl, an dem nicht das Hifthorn ertönte, an dem durch das buntschillernde Herbstlaub nicht prunkhafte Gewänder leuchteten, an dem nicht weithin jubelndes Horridoh erklang. Und kam dann die Nacht und leuchtete der Vollmond, dann schwirrten helle Mandolinenlaute durch die würzige Luft, und vom Balkon herab beugte sich eine jugendliche Frauengestalt: Maria lauschte dem Minnegesang ihres Werbers, des ritterlichen Dauphins Franz.

Vorüber — vorüber! Zu Fotheringhay auf dem Blocke starb Schottlands schöne Königin einen unrühmlichen Tod, und längst ruht bei den Vätern ihr erster Troubadour Franz. Mesnil steht öde. Wohl fand das Geschlecht der Stuart gar oft noch gastliche Aufnahme in den weiten Räumen dieses Kastells, aber ein finsterer Geist lebte in ihnen, seit Maria's lichte Gestalt sie verlassen.

Westlich von Mesnil, das zur Zeit unserer Erzählung nur von einem alten Kastellan und seiner Familie bewohnt wurde, zog sich eine tiefe Schlucht fast eine halbe Meile lang durch den Wald. Bei einer Jagd im Gehölze von Saint-Germain war einst König Heinrich IV. mit seinem Pferde in diese Schlucht gestürzt, doch da der Unfall ungefährlich abgelaufen war, so hatte der fromme Fürst am Rande des Abhanges eine Kapelle erbauen lassen, die der heiligen Anna geweiht worden war.

So lange König Heinrich sein Volk regierte, so lange

stand auch die Kapelle in Ansehen. Von nah und fern wallfahrtete man hieher, und manch' inbrünstiges Gebet mag angesichts der gähnenden Schlucht zur Heiligen gesandt worden sein. In späteren Jahren jedoch gerieth die kleine Kapelle in Vergessenheit. Das Dachwerk zerfiel, Heckenrosen, Epheu und wilder Wein umkletterte das Gemäuer, und in den Firstsparren nisteten sich die Schwalben ein.

Da klopfte eines Tages — fünfzehn Jahre wohl mochten bis zur Zeit unserer Erzählung verflossen sein — ein pilgernder Mönch beim Kastellan von Mesnil an und bat um die Erlaubniß, in der Kapelle König Heinrich's sein einsiedlerisch Leben beschließen zu dürfen. Die Kapelle und der Boden, auf dem sie stand, gehörte zum Krongut, der Kastellan hatte also nicht das Recht, die Bitte des Mönches ohne Weiteres zu bewilligen. Aber der Mönch mit seinem frommen Gesicht und in seiner härenen Kutte gefiel ihm so gut, daß er sich hinsetzte und eine Eingabe an die Schloßhauptmannschaft aufsetzte, in der er das Gesuch des Mönches unterstützte. Und die hohe Behörde gewährte die Bitte unter der Bedingung, daß der neue Klausner von Sankt Anna alltäglich auf dem Platze, den Heinrich's IV. frommer Sinn zu heiliger Stätte geweiht, eine Messe lese für das Seelenheil des Königs. Das versprach denn auch willig der Mönch, und von da ab hauste Pater Benediktus als stiller, menschenscheuer Einsiedler am Schluchtenrande von Mesnil.

Wunderliche Gerüchte waren bei der Landbevölkerung über den Klausner im Umlauf. Man erzählte sich, er sei gar kein Franzose, sondern ein Engländer oder ein Schotte,

der einstmals ein hochangesehener und berühmter Herr gewesen sei. Ein schweres Verbrechen, das er begangen, habe ihn jedoch aller seiner Würden enthoben, und nun büße er im Gebete und im Selbstkasteien die gräßliche Schuld, die sein Gewissen belaste.

Abenteuerlich und romantisch klangen diese Gerüchte gewiß, doch wer die Persönlichkeit, das Leben wie das Wesen des Einsiedlers von Sankt Anna kannte, der mußte sich auch sagen, daß sicher etwas Wahres an ihnen sei. Pater Benedikt konnte noch nicht so sehr alt sein; der mächtige graue Vollbart, der von den Schläfen an über die Wangen herabfloß und dem Manne bis weit über die Brust reichte, erschwerte zwar die richtige Schätzung, aber das große blaue Auge leuchtete doch noch zu hell, als daß es schon einem Greise angehören konnte. Das Gesicht des seltsamen Mönches war dunkel gebräunt vom Wetter und Sonnenschein, aber die Züge waren edel und vornehm und trugen, lag auch in ihnen ein stiller Gram und eine heimlich verzehrende Traurigkeit, ein ritterlich aristokratisches Gepräge, die Linien eines großen und starken Geistes. Die Hände waren klein und zierlich und die bloßen, sandalenumschnürten Füße zeigten schöne Formen.

Pater Benedikt lebte wie ein rechter Einsiedler, wie ein Mann, der mit dem Leben abgeschlossen hat. Im Seitengang der kleinen Kapelle befand sich sein elendes Lager: Stroh und trockenes Laub, ein Schaffell darüber. Ein Thonkrug, den er aus der nahen Quelle stets mit frischem Bergwasser füllte, stand daneben; Beeren und Früchte und trockenes Brod, welch' letzteres ihm alle drei Tage der kleine Sohn des

Kastellans von Mesnil überbrachte, war die kärgliche Nahrung des Einsiedlers. Nie kam eine Fleischspeise über seine Lippen, nie ein anderer Trank als die Gabe der Quelle. Pater Benedikt mußte sehr fromm sein, denn er verbrachte den größten Theil des Tages vor dem Altar, über dem in Oelfarben ausgeführt das verdunkelte Bild der heiligen Anna hing, oder vor der in Holz geschnitzten Statuette der Gebenedeiten, und seinem zerknirschten Antlitz, seinen begeistert leuchtenden Augen und dem stumm beredten Spiel seiner Lippen konnte man es anmerken, wie sehr aus tiefstem Herzen ihm diese Frömmigkeit kam. —

Tief unten in der Schlucht wogten noch die Nebel, und oben am Abhangsrande zeichnete sich scharf vom grauen Morgenhimmel die hohe Gestalt des Klausners ab. Er hatte die Hände auf dem Rücken gefaltet und spähte hinaus in den Wald, in dem trotz der frühen Morgenstunde sich plötzlich ein geheimnißvolles Leben zu entfalten schien. Dunkle Gestalten glitten zwischen den Bäumen hindurch, das falbe Laub am Boden raschelte, und die abgefallenen dürren Zweige knackten unter eilenden Tritten.

Den schmalen Fußpfad hinab, der dicht am Hange der Schlucht sich hinzog, schritt ein blondes Kind, ein Knabe von kaum zehn Jahren. Er nickte freundlich dem Klausner zu, schwenkte sein rundes Barett und zog dann, näher gekommen, ein längliches Landbrod aus der Tasche, das er dem Alten reichte.

„Vater läßt grüßen," sagte er dabei, „und läßt fragen, ob Ihr, Ehrwürdiger, zur Feier des Tages nicht einmal etwas Besseres schmausen wolltet, als das trockene Brod? Er

sendet Euch ein Stück Rehkeule mit — die Mutter hat sie erst gestern Abend gebraten, sie ist noch frisch und saftig, läßt Vater sagen, und Ihr möchtet sie Euch doch recht schmecken lassen."

Und dabei hatte der kleine Bursche in die zweite Tasche seines Kamisols gegriffen und, sauber in weißes Linnen gehüllt, die leckere Sendung des Kastellans hervorgeholt, die er nun dem Mönch präsentirte.

Der aber lächelte mild und strich mit der Rechten liebkosend dem Knaben das wirre blonde Haar aus der Stirn.

„Gott lohn' Dir und den Deinen Eure Liebe zum alten Benedikt," entgegnete er. „Ich werd's Euch nicht vergessen und werde des Himmels Segen für Euch erflehen. Die Rehkeule aber, mein Kleiner, nimm dem Vater nur wieder zurück, er weiß ja, daß ich nie eines Gotteswesens Fleisch genieße und daß ich mit meinem Brode und mit der Waldesfrucht zufrieden bin. Aber nun sage mir, Knabe, was sprichst Du von der Feier des heutigen Tages? Gibt's eine Festlichkeit zu Mesnil?"

„O, eine große, Pater Benediktus. Der Regent hält heute Jagd, und mit ihm seine Frau Mutter und alle ihre vornehmen Leute! Um zwei Uhr wird im Schlosse gespeist, und da ist schon seit drei Tagen gekocht und gebraten worden, und die Mutter hat so viel zu thun, daß sie sagt, sie wüßte nicht mehr, wie sie fertig werden sollte. Ich muß gleich wieder zurück in's Schloß, weil ich der Mutter helfe. Oben im Stuartsaale stehen schon die Tafeln gedeckt, sechs Stück im Ganzen."

Des Paters Hand ruhte noch einen Augenblick wie segnend auf dem Haupte des Knaben.

„So geh' und hilf der Mutter," sagte er dann lächelnd, und flüchtig hüpfte der Kleine den Pfad hinab.

Lange noch stand der Mönch im Morgendämmer und schaute dem Knaben nach und in den Wald hinein. Endlich wandte er sich und schritt tief aufseufzend in seine Kapelle.

Zwei Stunden darnach knallten die Büchsen im Forst — die Jagd hatte begonnen.

Schon am Tage vorher war der Regent mit seinem ganzen Hofstaat, wie auch seine Mutter, die Herzogin von Orleans, die trotz ihres hohen Alters noch eine leidenschaftliche Jägerin war, von Paris aufgebrochen. Man hatte im Schlosse Colombiers, zwei Meilen von Mesnil, übernachtet, um gleich am frühen Morgen weidmannslustig den Wald durchpirschen zu können. Die Jagd sollte mit einer Hirschhatz beginnen, und der Forst war infolge dessen im Umkreis von fünf Meilen von einer dichten Kette von Treibern umstellt. Hohe Stangen, von denen herab blutrothe Wimpel flatterten, bezeichneten die Spur der Hatz, und schließlich sollte das Wild, das nicht schon unterwegs dem Blei erlegen, in die mit Verhauen geschlossene Schlucht bei Mesnil getrieben werden.

Die Gesellschaft, die sich zur Jagd zusammengefunden, war um so interessanter, als sie zahlreiche politische Gegner zusammengeführt hatte. Von den Intimen des Regenten waren anwesend: der Herzog v. Saint-Simon, der Marschall v. Villars, die Präsidenten Lamoignon und Portail,

Graf Nocé, der Chevalier v. Simiane, der Herzog v. Brancas, der Marquis v. Broglio, der schöne Fargy, Sully und la Rochefoucauld, die Damen v. Mouchy, Parabère, Gesvres, Sabran und andere galante Schönheiten des Hofes. Die Herzogin von Berry, des Regenten Tochter, zeichnete sich wie gewöhnlich durch ihre wilde Waghalsigkeit zu Pferde aus, und neben dieser tollen Amazone spielte der Gardekapitän Riom, ihr Gemahl, eine ziemlich klägliche Rolle. Die elegante Gestalt John Law's, des großen Geldfabrikanten, sah man heute zum ersten Mal bei einem offiziellen Hoffeste, und auch das gallige Gesicht d'Argenson's, des gefürchteten Großsiegelbewahrers und Polizeilieutenants von Paris, tauchte in der Gesellschaft auf. Der Prinz von Condé war in Begleitung seiner Brüder, des Grafen von Clermont und des Wüstlings Charolois erschienen. Lord Stairs, der englische Gesandte, hielt sich eng an einen geistlichen Weidmann, an den schönen Kardinal v. Rohan, dessen glattes Gesicht mit dem seines Nachbars, des wilden Herzogs v. Bentivoglio, seltsam kontrastirte. Auch Schloß Sceaux, der Sitz der Maines, hatte seine Deputirten geschickt. Der Herr Herzog war in höchsteigener Person erschienen — man schüttelte nicht wenig den Kopf darüber — und mit ihm sein Bruder, der stille, liebenswürdige Graf Toulouse. Der alte Marquis v. Pompadour und sein Schwiegersohn Courcillon-Dangeau hatten einen eigenen kleinen Hof um sich, dem auch der Baron v. Neuhoff und der intrigante Graf Laval angehörten. Der tolle junge Richelieu, Prinz Cellamare, Portocarrero, Polignac und Graf Magny hielten sich stets zusammen — der lächelnde

d'Argenson kannte die Gründe dieser Intimität. Aus dem Cirkel der Herzogin Elisabeth Charlotte fehlte wohl Niemand; die alte Dame saß noch fest und stolz zu Pferde und sah in ihrem graugrünen Jagdgewand, in der kurzen Mannsperrücke und dem Herrenbarett rüstig wie eine Dreißigjährige aus. Frau v. Beaubuisson hatte ihr Töchterlein Amélie zur Rechten, in dessen nächster Nähe, wie ein Planet, der die Sonne umschwärmt, ständig der Junker v. Krackwitz zu sehen war.

Die Jagdgesellschaft hatte sich in drei Kolonnen getheilt, da die Hatz auf drei Spuren aufgenommen werden und sich erst eine halbe Meile vor der Schlucht konzentriren sollte. Die Hifthörner gellten, und zwischen den entlaubten Bäumen hindurch sah man allerorts die bunten Gestalten jagen.

„Wo ist der Regent?" Das war die leise und fast im Flüstertone hervorgestoßene Bemerkung, die man von fünfzig Lippen in allen drei Gesellschaften hören konnte, und — wunderlich genug — die Antwort war überall die gleiche: „Drüben, bei den Anderen!"

Wo war der Regent? Man wußte es nicht.

Mit ängstlichem Gesicht sprengte der spanische Gesandte an den Grafen Laval heran und drängte sein Pferd dicht an den dicken Eisenschimmel, den Ersterer ritt.

„Nun sagen Sie um Gottes willen, bester Graf —" platzte Cellamare heraus, aber Laval legte beschwichtigend den Zeigefinger auf den Mund.

„Vorsicht, Hoheit," flüsterte er zurück, „ich traue keinem Menschen mehr! Hole der Satan die ganze Geschichte! Entweder hat Philipp Wind bekommen oder —"

„Oder?“

„Oder sein guter Genius hat ihn krank werden lassen und rettet ihn dadurch.“

In diesem Augenblick stürmte der Oberst v. Courcillon mit dem Baron v. Neuhoff heran.

„Magny versichert,“ keuchte er leise, „Philipp reite an der Berry Seite im Gefolge der Herzogin-Mutter! Serret, Schlieben, Sandrasky und Gavandun befinden sich in seiner Umgebung; sie werden ihn von der Spur ablenken und dann ist er uns sicher!“

„Sind Sie der Schützen gewiß?“ fragte Graf Laval.

Courcillon nickte. „Es sind ausnahmslos Leute aus der Gegend von Sceaux, Subjekte Maine's, die weder Hölle noch Teufel fürchten! Wenn Prinz Cellamare für die Relais Sorge getragen hat —“

„Seit Monaten harren die Posten auf meinen Wink,“ fiel der dicke Gesandte ein; „der Kommandant von Irun hat strikte Befehle, den hohen Gefangenen gebührend aufzunehmen — das Weitere ist Sache Alberoni's!“

„Superb — und nun auseinander! Der Cerberus d'Argenson hat seine Augen überall!“

Im wilden Galop ging's davon.

Am Ausgang der Schlucht von Mesnil, dem Vereinigungspunkt der drei Jagdkolonnen, sollte ein kurzes Rendezvous stattfinden. Hier waren Zelte aufgeschlagen und auf langen Tischen Erfrischungen aller Art zusammengestellt worden. Ein Troß von Dienern war damit beschäftigt, einige Feuer zu entzünden, um darüber die Glüh- und Gewürzweine zu bereiten, den Champagner in eisgefüllten

Gruben zu kühlen und für das Arrangement der kalten Speisen Sorge zu tragen.

Gegen zwölf Uhr traf die ganze Gesellschaft auf dem Orte des Rendez-vous zusammen. Es gab viele bleiche und verwunderte Gesichter im Kreise, viele fragende Blicke, rastlos umherspähende Augen — wo war der Regent?

Hoch zu Roß hielt die Herzogin-Mutter vor ihrem Zelte. Das kühne graue Auge der Pfälzerin schweifte mit fast trotzigem Ausdruck über die glänzende Versammlung, als der Graf Boyneburg, ihr Leibpage, das Knie vor ihr beugte und ihr dann im goldenen Pokal auf goldenem Teller den Begrüßungstrank kredenzte.

Sie nahm den Humpen und winkte darauf dem neben ihr stehenden Oberhofjägermeister, der, das Zeichen verstehend, eine kurze Fanfare blasen ließ.

Elisabeth Charlotte richtete sich hoch auf im Sattel, ihre breite, fast männliche Gestalt schien zu wachsen. Man konnte das Laub rascheln hören, so still war es plötzlich geworden.

„Mein hoher Sohn, der Prinz-Regent," sagte die Herzogin mit lauter, weithin schallender Stimme, „hat mich beauftragt, sein unvorhergesehenes Ausbleiben bei unserer Lustbarkeit vor der erlauchten und edlen Gesellschaft zu entschuldigen. Seine königliche Hoheit der Prinz-Regent ist infolge eines plötzlich eingetretenen Unwohlseins unpäßlich geworden, bittet jedoch, daß die Jagd dieserhalb keinerlei Unterbrechung erleiden möge, und hofft, die erlauchte und edle Gesellschaft im Schlosse Mesnil, wohin er zu Wagen vorangeeilt, begrüßen zu können." Die Herzogin

hob den Pokal, so daß sich die Strahlen der Wintersonne in seinem Glanze brachen. „Ich trinke auf das Wohl Seiner allergnädigsten Majestät — es lebe König Ludwig XV.“

„Es lebe der König!“ tönte es hundertstimmig nach, und der Herzog von Maine und sein ganzer Anhang riefen es bleichen Mundes mit.

Von Neuem gellten die Hifthörner durch den Wald. Die Begrüßungsceremonie vor der hohen Jägerin begann. Während die Pagen in ihren grünen Sammtwämmsern, silberbeschlagene Speere tragend, einen Kreis um die Fürstin schlossen und eine allgemeine Bewegung in der Menge Platz griff, drängte sich Maine dicht an Cellamare heran, der wie ein Bild des Jammers an einem Baume lehnte.

„Gottes Blut, Prinz,“ fluchte der Herr von Sceaux, „es gibt eine Canaille unter uns, die uns verrathen hat!“

„Ich ahnte es,“ stöhnte der Gesandte, „morgen reiche ich meine Entlassung ein! Mir ist, als müsse der Schlag mich rühren!“

„Ah bah, reden Sie keinen Unsinn, Prinz! Wir müssen loyale Mienen aufstecken. Noch ist nicht aller Tage Abend! Nur Muth, Prinz, und neigen Sie den Kopf recht tief vor der deutschen Madame!“

Die Ceremonie ging rasch vorüber, dann brach man zur Schlußhatz auf.

Oben auf der Höhe, dicht neben der Kapelle Sankt Anna, stand Pater Benedikt. Die Hände wie gewöhnlich auf dem Rücken gefaltet, mit der rechten Schulter leicht gegen den Stamm einer Linde gelehnt, schaute er hinab auf die durcheinander wogende Masse. Ein gering-

schätziger, weltverachtender Zug lagerte sich um den bärtigen Mund.

An ihm vorüber tobte die Jagd. Da wollte der Zufall, daß das Pferd der Herzogin-Mutter sich mit einem der Vorderhufe in das Dornengestrüpp verwickelte, das zwischen dem Steingeröll emporwucherte. Das Thier scheute, riß sich gewaltsam los, brach aus der Bahn und stürmte den Abhang hinauf, bis es auf halber Höhe, Gischt vor dem Maule, mit zitternden Flanken zusammenbrach. Unter dem Angstgeschrei der Frauen jagten zwanzig, dreißig Cavaliere der Gestürzten zu Hilfe. Aber schon war behenden Fußes und nicht achtend der Nesseln, Dornen und spitzen Steine, die ihm die nackten, nur von leichten Sandalen umschnürten Füße verletzten, der Mönch den Abhang hinabgeeilt und hatte mit kräftiger Hand das keuchende, arbeitende Pferd emporgerissen. Die Herzogin hatte bereits ihre volle Besinnung wieder und hielt die Zügel straff in den Händen, aber das unruhige Thier schlug aus und traf die Brust des Paters, der mit einem Schrei zu Boden sank.

Der Gesandte Englands, Lord Stairs, sowie der Junker v. Krackwitz, die sich Beide in nächster Nähe der Herzogin befanden und bei ihrem Unfall vom Pferde gesprungen waren, um ihr zu Hilfe zu eilen, waren die Ersten, die nunmehr den Mönch zu unterstützen sich bemühten. Pater Benediktus lag mit geschlossenen Lidern und todtenbleich am Boden, ein Blutstropfen perlte auf seinen Lippen. Krackwitz hatte sich über ihn gebeugt, um seinen Oberkörper emporzurichten; nun schlug der Einsiedler langsam die Augen auf, und im selben Momente rief auch der Gesandte Eng-

lands voll starren Erstaunens: „Beim Allerbarmer, Lord Carweß — ich täusche mich nicht!"

Ein schmerzlicher Blick aus des Einsiedlers graublauem Auge traf Stairs, und Pater Benediktus sank von Neuem ohnmachtumfangen in die Arme des Junkers zurück.

Die Stimme der Herzogin rief den Hofjägermeister an ihre Seite.

„Lassen Sie die Jagd fortsetzen," befahl Elisabeth Charlotte. „Einige Herren mögen bei dem verwundeten Mönch zurückbleiben und mir später Bericht erstatten."

Horridoh! Die Jagd brauste weiter. —

Krackwitz, Graf Boyneburg, Herr v. Fontenac, Lord Stairs und einige jüngere Cavaliere, unter denen sich auch der Baron v. Neuhoff befand, waren zurückgeblieben und ließen den Einsiedler von einigen kräftigen Jägerburschen in die Kapelle tragen und dort auf sein elendes Strohlager betten.

Pater Benedikt war noch nicht wieder aus seiner Ohnmacht erwacht, und Krackwitz lüftete deshalb des Klausners Kutte, um die Wunde zu untersuchen, die der Huf des scheuen Pferdes ihm geschlagen. Bei diesem Samariterdienst machte der Junker eine Beobachtung, die ihm fast das Herz stillstehen ließ vor freudigem Erschrecken. Um den Hals des Mönches schlang sich eine härene Schnur, und an dieser hing auf die entblößte Brust herab ein goldener Fingerring in Form einer Dornenkrone, und zwar flocht sich das zarte Geäste um fünf, in gleichen Zwischenräumen von einander liegende milchweiße, sanft schimmernde Perlen.

Mit rascher Bewegung schob Krackwitz Schnur und Ring tiefer in die Kutte des Klausners hinein, um damit beides den Blicken der Umstehenden zu entziehen, aber diese Bewegung war doch nicht schnell genug erfolgt, als daß sie nicht von Einem im Kreise hätte beobachtet werden können: vom Baron v. Neuhoff.

„Die Wunde ist schwer," sagte Krackwitz und hob das geröthete Antlitz. „Urtheilen Sie, Herr v. Diziers, Sie haben ja Medicin studirt! Ich glaube, es wird das Beste sein, wir lassen meinen Reitknecht, der mir als zuverlässig bekannt, bei dem Kranken zurück, damit er durch beständiges Kühlen mit feuchten Kompressen die Entzündung verhindert, und senden später einen Arzt."

Der Angeredete nickte beistimmend, aber Pater Benedikt mußte die fürsorglichen Worte des Junkers wohl gehört haben, denn er schlug die Augen auf und winkte schwach mit der Hand.

„Lassen Sie, lassen Sie," entgegnete er mit leiser Stimme, „ich fühle mich stark genug, für mich selbst Sorge tragen zu können. Ich habe nur einen Wunsch, den, allein zu sein!"

Krackwitz erhob sich und trat in den Kreis der übrigen Herren.

„Wir werden am besten thun, wenn wir die Bitte des Paters erfüllen," sagte er im Flüstertone. „Der Mann hat vielleicht ein halbes Leben lang sein einsiedlerisches Dasein geführt, da ist es natürlich, daß ihn die fremde Umgebung beunruhigt. Vielleicht läßt sich's ermöglichen, daß dem Kastellan von Mesnil seine Pflege übertragen wird."

Lord Stairs schüttelte den Kopf und trat vor das Lager des Einsiedlers.

„Ich weiß nicht, ob Sie mich wieder erkennen, Mylord," sagte er mit bewegter Stimme, „genug, ich kenne Sie und ich möchte Ihnen gern Ihr schweres Geschick erleichtern helfen. Darf ich Ihnen in irgend einer Weise gefällig sein?"

Pater Benedikt neigte das graue Haupt matt zur Seite. „Auch ich kenne Sie wieder, Lord Stairs! Wir haben auf Edinburghs hoher Schule zusammen studirt, haben im Waldesdunkel der grampischen Berge gemeinsam den Edelhirsch gejagt und im Taythale die Rosse getummelt. Dann schied uns die Politik. Sie stiegen aufwärts, ich abwärts. Ihre Bahn wird Sie noch höher führen in dieser Welt, ich aber stehe auf der letzten Stufe meines abschüssigen Weges. Ich habe diesen Weg freiwillig gewählt. Freiwillig warf ich die Clanskappe mit den drei Geierfedern von mir und ließ meinen Namen auslöschen im Stammregister von Grandismoore. Mein Wappen ist zerbrochen, nichts habe ich mehr als diese härene Kutte, nichts bin ich weiter, als der Mönch von Sankt Anna, nichts will ich mehr sein! Lord Archibald Stairs, ich danke Ihnen!"

Der Mönch schloß wieder die Augen und wandte sich zur Seite.

„Wahrhaftig, meine Herren," sagte der Gesandte, „auch mir scheint das Beste, wir gehen, und lassen in der Nähe einige Jägerburschen zurück, damit sie für alle Fälle zur Hilfeleistung für jenen Unglücklichen bereit sind. Wir regen den Kranken durch unsere Gegenwart nur unnöthig auf. Kommen Sie, Messieurs!"

Die Herren verließen die Kapelle und bestiegen draußen, nachdem die Reitknechte Instruktionen empfangen, von Neuem ihre Pferde.

„Ich lese in Ihren Gesichtern," sagte Lord Stairs während des Ritts, „das Erstaunen über meine seltsame Bekanntschaft mit dem Klausner der Königskapelle — und in der That, erstaunlich genug ist diese Begegnung! Wissen Sie, daß jener grauhaarige Einsiedler einst Häuptling eines der mächtigsten Clans auf Schottlands Hochlanden war, daß Mac-Campan v. Carweß, Lord v. Grandismoore einem der ältesten Geschlechter Schottlands angehört, und daß es seit der Tudor Zeiten Keinen gegeben, der mit größerem Muthe für die Stuarts gefochten hat, wie er? Seine Anhänglichkeit für den vertriebenen Königsstamm schied mich von ihm, mit dem ich eine sorgenlose, sonnige Jugend verlebt. Mein diplomatischer Beruf warf mich weit umher in der Welt, und so verlor ich ihn aus den Augen. Gelegentlich nur erfuhr ich, daß aus dem wilden Rebellen ein zahmer Unterthan Seiner allergnädigsten Majestät geworden sei, daß aber auch diese Zahmheit nicht lange angehalten habe, daß Carweß mit den spanischen Flibustiern gemeinsame Sache gemacht und schließlich, mit Schimpf und Schande beladen, landesflüchtig werden mußte. Auf einem Lager von Stroh mußt' ich den Lord von Grandismoore wiederfinden!"

Mit Interesse hatten die Begleiter des Lords dessen Eröffnungen gelauscht, mit größerem Interesse aber wohl Niemand als der Junker v. Krackwitz. Ob der Klausner von Sankt Anna in Wahrheit Lord Carweß oder ob er

nur der Pater Benedikt war — das war ihm gleich. Aber daß auf der Brust des einsamen Mannes der Dornenkronenring ruhte, der nach des letzten Sedkerka Testament der Schlüssel zu dem Glücke des Junkers sein sollte, das erfüllte sein pochendes Herz mit Jubel.

Krackwitz hatte seinen Plan bereits entworfen. Da er in Gegenwart der übrigen Herren sich unmöglich dem Klausner entdecken konnte, so schien es ihm das Beste, vor der Rückfahrt der Herzogin nach Paris unter irgend einem Vorwande Urlaub zu nehmen und die Kapelle von Sankt Anna in aller Stille noch einmal zu besuchen. Er fand dann Gelegenheit, sich mit dem Pater Benedikt in Ruhe auszusprechen.

Aehnliche Gedanken wie Krackwitz bewegten auch den Baron v. Neuhoff, aber während auf des Junkers Stirn heller Sonnenschein lag, ruhte auf dem stolzschönen Antlitz Neuhoff's ein finsterer, sinnender Ernst.

Als die Jagdgesellschaft des Regenten in den Schloßhof von Mesnil einritt, ertönte wirbelnder Trommelschlag. Dreihundert Gardes du Corps, unter Führung des Lieutenants v. Saint-Cirié, standen in Reih und Glied am Portale und präsentirten vor der Herzogin-Mutter das Gewehr.

5.

Das Jagddiner im Schlosse Mesnil war vorüber, und wirklich hatte der Regent an demselben theilgenommen. In liebenswürdigen Worten hatte Philipp von Orleans seiner Gesellschaft gegenüber sich selbst noch einmal entschuldigt, daß ein fatales Unwohlsein es ihm unmöglich

gemacht habe, die Jagd zu führen. Sein Toast galt natürlich abermals Ludwig XV., dem königlichen Knaben.

Philipp von Orleans zeichnete sich zu jeder Zeit durch eine wahrhaft bestechende Liebenswürdigkeit aus, sein Benehmen aber an der heutigen Tafel, seine ausnehmende Freundlichkeit, sein frohmüthiges Geplauder mußte um so mehr auffallen, als Jedermann wußte, daß mindestens die Hälfte seiner Gäste zu seinen offenen oder geheimen Feinden zählte. Das allgemeine Staunen wuchs indessen, als der Regent nach Aufhebung der Tafel sich in ein Gespräch über gleichgiltige Dinge mit dem Herzog v. Maine einließ und diesem schließlich in liebenswürdiger Weise Vorwürfe darüber machte, daß er sich so selten bei Hofe zeige.

„Beim heiligen Jago," flüsterte Graf Laval dem Prinzen Cellamare zu, „ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll! Ist's nur ein tolles Fastnachtsspiel, das wir vor Augen sehen, oder hängt der orleanistische Waidmann Schlingen aus, um in aller Bequemlichkeit seine Gimpel fangen zu können?"

Der dicke Prinz schnaufte.

„Nicht einen Finger rühr' ich mehr für die Sache der Maines, ehe ich nicht klar sehe, ehe ich nicht weiß, ob nicht etwa auch mit uns doppeltes Spiel getrieben wird! Mein Kopf ist mir viel zu viel werth, um ihn unnütz einer Gefahr auszusetzen!"

„Glauben Sie, daß ich aus reinem Vergnügen den schlüpfrigen Pfad der Verschwörung betreten habe?" lachte Graf Laval leise. „Nein, mein Prinz, ein solcher Fanatiker der Politik bin ich wahrhaftig nicht! Doch es ist gegen-

wärtig kaum Zeit zu Erörterungen derartiger Natur. Lieb wäre es mir schon, ich erhielte Gewißheit, ob nur der Zufall uns diesen Streich gespielt, oder ob der Regent wirklich Kenntniß von unserer Konspiration erhalten hat."

„Ist Ihnen das Letztere überhaupt noch zweifelhaft?"

„Vor der Hand, ja! Es erscheint mir gar nicht unmöglich, daß der Regent thatsächlich durch ein augenblickliches Unwohlsein verhindert worden ist, der Jagd beizuwohnen —"

„Und die dreihundert Gardes du Corps, die Mesnil umstellt halten?"

Laval zuckte die Achseln. „Mißtrauisch ist der Regent immer gewesen; die seltsame Ehrenwache soll zweifellos seine erhabene Person vor unerwarteten Angriffen schützen, doch ist das immer noch kein Beweis dafür, daß Philipp von unserem Unternehmen weiß."

Graf Laval schien Recht zu behalten. Der Regent blieb liebenswürdig, zuvorkommend, unbefangen und heiter, kein Zug seines Gesichtes verrieth, daß er von der Verschwörung des Herzogs von Maine die geringste Kenntniß hatte. Die Zeit war noch nicht gekommen, die Verschwörer zu entlarven. —

Der Baron v. Neuhoff fand Frau v. Beaubuisson, die er seit einer Viertelstunde suchte, in Begleitung mehrerer Hofdamen endlich im Park von Mesnil. Er trat mitten in den Kreis und sagte mit kurzer Verneigung zu Frau Regina: „Ich muß leider stören, meine Damen. Ihre Hoheit die Frau Herzogin wünscht Sie zu sprechen, Frau v. Beaubuisson, und erwartet Sie im Pavillon der Diana."

Regina neigte den Kopf und folgte dann nach einem kurzen Wort der Entschuldigung an ihre Umgebung dem voranschreitenden Neuhoff.

„Ich habe gelogen, Gnädigste," sagte der Baron lächelnd, „nicht die Herzogin wollte Sie sprechen, sondern ich. Hoffentlich absolviren Sie mich, wenn Sie den Grund meiner Nothlüge erfahren."

Frau Regina zog die schöne Stirne kraus; ein finsterer Blick traf den Sprechenden.

„Ihre Keckheit ist staunenswerth, Herr v. Neuhoff," entgegnete sie scharf; „ich trage absolut kein Verlangen nach Ihren Geheimnissen, seit Sie und Ihr Gönner, der Baron Ripperda, mir gezeigt haben, wie Edelleute Wort halten."

„Ihre Anspielungen sind mir nicht ganz verständlich, Madame. Darf ich bitten, sich nur ein klein wenig klarer auszusprechen, damit ich mich vertheidigen kann?"

„Es soll Ihnen schwer werden. Haben Sie ganz vergessen, daß Ripperda sowohl wie Sie und Don José Pacheco mir geschworen haben, mit aller Ihnen zu Gebote stehenden Macht eine Konspiration gegen das Haus Orleans zu hintertreiben, wenn ich mich verpflichtete, Ihnen in Bezug auf das Auffinden des Erbes Meno Almahadi's hilfreich zur Seite zu stehen?"

Neuhoff that höchlichst erstaunt. „Gnädige Frau," sagte er mit gut gespielter Verwunderung, „Sie bringen mich da auf einen seltsamen Gedanken. Sollte etwas Wahres an der allgemein verbreiteten Ansicht sein, man habe bei der heutigen Jagd einen Coup gegen den Regenten geplant und nur ein Zufall —"

Der Baron blieb, mitten im Satze abbrechend, stehen und schaute Regina fragend und mit großen Augen an.

„Sie sind ein vortrefflicher Schauspieler, mein lieber Kapitän," meinte Frau v. Beaubuisson; „wollen Sie mich wirklich glauben machen, Sie seien nicht auf das Genaueste in die Pläne des Herzogs von Maine eingeweiht?"

„Wenn mein Wort Sie nicht mehr überzeugen kann, gnädige Frau, so bitte, fragen Sie ohne Weiteres den Herzog selbst, ob er mir je die Ehre erwiesen hat, mich in die politischen Mysterien des Schlosses Sceaux einzuweihen! Ich selbst bin eine zu unbedeutende Persönlichkeit, um irgend welchen Einfluß auf die oppositionelle Diplomatie ausüben zu können, aber ich bin mit Ripperda befreundet und somit wenigstens im Stande, auf ihn in gewisser Weise einzuwirken. Im Interesse der Orleans habe ich das auch redlich gethan, und ich bin der festen Ueberzeugung, daß, wenn die Verschwörung, von der man spricht, wirklich Thatsache sein sollte, das spanische Kabinet, jedenfalls aber Ripperda persönlich, nichts damit zu thun hat."

Baron Neuhoff spielte gewagt, aber der Zufall, sein treuester Freund, stand ihm auch diesmal bei. Eingedenk der Warnungen Dubois' hatte Frau v. Beaubuisson nicht gewagt, weitere Erkundigungen über die von ihrem Neffen entdeckte Verschwörung einzuziehen, und da auch Krackwitz absolutes Stillschweigen über die Angelegenheit beobachtet hatte, so wußte sie nicht, in welcher Weise Neuhoff mit Sceaux in Verbindung stand.

„Angenommen selbst, ich könnte Ihnen glauben," entgegnete sie, schon ruhiger geworden, „die zufälligen Ent-

hüllungen des Sekretärs Buvat haben die Theilnehmerschaft Spaniens an den frevelhaften Versuchen Maine's außer Frage gestellt. Ist also Ripperda für seine Person auch unschuldig, so hat er doch jedenfalls sein Versprechen mir gegenüber nicht so einlösen können, wie ich es verlangt habe, und auch ich fühle mich deshalb nicht mehr verpflichtet, ihn in seinen Privatinteressen zu unterstützen."

„Auch dann nicht, wenn wir diese Privatinteressen zu Ihren eigenen machen?"

Frau v. Beaubuisson schaute überrascht auf. „Wie soll ich das verstehen?"

„Darf ich um Ihren Arm bitten, Gnädigste... so, und nun lassen Sie uns den Taxusweg hinabschreiten — hier sind wir wenigstens sicher vor überflüssigen Ohren und Augen! Ich glaube, mir am besten Ihr Vertrauen zurückerobern zu können, wenn ich Ihnen rückhaltlos die Wahrheit sage. Wir stehen dicht am Ziele: ich habe jenen Mann gefunden, der das Gegenstück zu dem Ringe Sedkerka's trägt, der den Versteck des Schatzes Meno Almahadi's kennt!"

Der Arm Regina's zuckte heftig, Neuhoff spürte das, und ein Lächeln flog über sein Gesicht.

„Und wer ist dieser Mann?" fragte Frau v. Beaubuisson in anscheinend gleichgiltigem Tone.

„Der Klausner von Sankt Anna, ein menschenscheuer Einsiedler, der einst eine hohe gesellschaftliche Stellung einnahm und nun durch Fasten und Beten die Sünden, an denen sein Leben reich gewesen sein mag, büßt."

„Derselbe Klausner, der bei der heutigen Jagd dem Pferde der Herzogin in die Zügel fiel?"

„Derselbe. Er trägt einen Ring von genau der gleichen Form wie der Sedkerka's auf der Brust. Aber nicht ich allein habe diese Entdeckung gemacht —"

„Wer noch?"

„Krackwitz!"

„Ah! Welch tückischer Zufall!"

Neuhoff neigte seinen Mund tiefer zum Ohre seiner Nachbarin herab. „Begreifen Sie nun, daß ich Sie nothwendig sprechen mußte?" flüsterte er. „Die Entscheidung hängt an einem Haar!"

„Ich verkenne das nicht, aber noch habe ich nicht verstanden, welche Interessen meinerseits mich an die ganze Angelegenheit fesseln sollen. Da weder Sie noch Ripperda im Stande sind, Ihr Versprechen, den Umtrieben der Clique von Sceaux entgegenzuwirken, einlösen zu können, so sehe ich nicht ein, warum ich immer wieder von Neuem gegen meinen eigenen Neffen, den ich im Grunde genommen von Herzen lieb habe, intriguiren soll."

„Warum? Nun, Madame, weil wir die Absicht haben, Ihnen einen gewissen Theil der Erbschaft Almahadi's zur Verfügung zu stellen! Dadurch, daß wir Sie Theilhaberin an dem goldenen Vließe des letzten Maurenritters werden lassen, verschmelzen wir unsere gegenseitigen Interessen und bringen uns näher aneinander. Sie selbst sind, so viel ich weiß, wohlhabend, aber doch nicht reich genug, um Ihren politischen Neigungen so, wie Sie es sicher möchten, nachzukommen. Wenn wir Ihnen nun einen bestimmten Theil des Almahadi'schen Nachlasses überweisen — es würde sich dabei immerhin um einige Millionen handeln —

so sind Sie in den Stand gesetzt, einen eigenen diplomatischen Generalstab, der nur für Sie arbeitet und nur Ihre Autorität anerkennt, ausrüsten zu können. Durch Geld lassen sich hunderte von verschlagenen und zuverlässigen Agenten, läßt sich selbst der Gegner erkaufen, und nicht besser würden Sie, Madame, den Orleans dienen können, als durch Geld. Glauben Sie mir, Madame: der Herzog von Maine würde niemals eine so große Schaar von Anhängern um sich gesammelt haben, wäre er nicht in der glücklichen Lage, mit vollen Händen den Mammon ausstreuen zu können, und die Regierung stände bedeutend fester, hätte sie sich von Anbeginn an etwas freigebiger gezeigt! Geld ist die Losung der Zeit, und schließlich sind wir Alle, Alle Argonauten, die, wie weiland der thessalische Held Jason, nach dem goldenen Vließe streben!"

Frau v. Beaubuisson war sehr nachdenklich geworden. Neuhoff hatte die schöne Regina von der richtigen Seite angegriffen; er hatte sie an ihrem politischen Ehrgeiz gefaßt und ihrer Eitelkeit, auf diplomatischem Gebiete Lorbeeren zu pflücken, Nahrung gegeben. Seine Worte waren sichtlich nicht ohne Eindruck auf die Hofdame der Herzogin geblieben, aber es schien ihr doch zu widerstreben, sich ohne Weiteres gefangen zu geben.

„Es klingt sehr bestechend, was Sie da sagen, Baron Neuhoff," entgegnete sie, „aber ich habe für die Wahrheit der ganzen wundersamen Geschichte von dem Schatze des Abencerragen Almahadi keine andere Bürgschaft, als das Wort Ripperda's, und ich könnte, wäre ich mißtrauisch, das Ganze ebensogut für eine Intrigue halten, als —"

„Gnädige Frau! Welcher Grund sollte Ripperda bewogen haben, ein Märchen zu erfinden und ein halb Dutzend seiner Vertrautesten zur Jagd nach einer bloßen Fata morgana anzuspornen? Kennen Sie Ripperda so wenig? Ich gebe zu, daß die Entdeckung des lange verschollenen Schatzes Almahadi's wunderlich und romantisch genug ist, aber unsere Zeit ist reich an Wundern, und die Vorgeschichte jenes Schatzes nicht das größte. Im Uebrigen würde ich Ihnen nicht so weitgehende Vorschläge unterbreitet haben, handelte ich nicht im Auftrage des Barons Ripperda, der ein Schwanken Ihrerseits lange vorhergeahnt hat. Begleiten Sie mich gütigst in den Dianenpavillon; ich werde Ihnen dort ausreichende Vollmachten Ripperda's an mich, sowie ein von ihm und mir unterzeichnetes Schriftstück vorlegen, laut dessen wir uns verpflichten, nach Auffindung der Almahadi'schen Hinterlassenschaft Ihnen ein Zehntel derselben zur freien Verfügung zu stellen."

„Und wie soll meine Gegenverpflichtung lauten?"

„Sie soll nur in einer Versicherung, uns Ihre Hilfe zur Auffindung des Schatzes zu leihen, bestehen, in nichts Anderem."

„Und was verlangen Sie zunächst von mir?"

„Daß Sie Krackwitz verhindern, vor mir den Klausner von Sankt Anna aufzusuchen. Das kann Ihnen nicht schwer fallen; ein Wort von Ihnen an die Oberhofmeisterin fesselt Krackwitz bis zur Rückkehr der Herzogin an die Person Ihrer Hoheit."

„Gut! Gehen wir in den Pavillon."

Eine Stunde später erhielt Krackwitz den Befehl, die

Herzogin-Mutter nach Paris zurückzubegleiten. Er stürmte sofort zu Frau v. Beaubuisson und bat sie, ihren Einfluß zu einer Gegenordre aufzubieten, da er soeben im Begriff gestanden habe, behufs Ordnung wichtiger geschäftlicher Angelegenheiten um Urlaub einzukommen.

Frau Regina zuckte die Achseln. „Sie wissen, daß ich Ihnen gern jede Gefälligkeit erweise, bester Hans Kas," erwiederte sie, „diesmal bin ich indeß dazu thatsächlich außer Stande. Es ist Ihnen ja nicht unbekannt, welche Komödie sich am heutigen Tage im Kreise unseres Hofes abgespielt hat, und eben dieser Komödie wegen fühlt sich die Herzogin veranlaßt, sich nur von denjenigen ihrer Cavaliere nach Paris zurückbegleiten zu lassen, auf deren Anhänglichkeit und Treue sie bauen kann. Ihr Dienst, lieber Hans, ist also Ehrensache, und Sie werden begreifen, daß ich unter diesen Umständen Ihre Bitte nicht befürworten kann."

Der Junker verbeugte sich kurz und murmelte zornig etwas von „Weiberdienst" in den blonden Bart hinein. Er war sehr ärgerlich, daß ihn das Komplott Maine's um die günstige Gelegenheit, die Kapelle von Sankt Anna in aller Heimlichkeit noch einmal zu besuchen, gebracht hatte. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als sich in Geduld zu fassen und sich nach beendetem Dienst in Paris Urlaub zu nehmen, um sein Vorhaben auszuführen.

Die Rückreise der Herzogin sollte in der Frühe des nächsten Tages angetreten werden. Für den heutigen Abend stand noch ein allegorisches Festspiel „Der Triumph der Diana" in Aussicht, dessen Hauptrolle die schöne Marquise

v. Sabran spielte, und in welchem auch Amélie v. Beaubuisson mitwirkte.

Kurz vor Beginn der Allegorie fand Baron Neuhoff Gelegenheit, Amélie zu sprechen. Das junge Mädchen war bereits im Kostüm ihrer Rolle und sah in dem aufgelösten, mit Schilf durchflochtenen blonden Haar, das weit über die grüne, reichgestickte Tunika herabfiel, berückend schön aus.

Neuhoff preßte einen heißen Kuß auf des Mädchens Hand. „Nur wenige Worte, Amélie,“ flüsterte er; „nimm all' Deinen Muth, Deine List zusammen, die entscheidende Stunde ist da. Ich muß noch heute den Ring Krackwitzens haben!“

Amélie erblaßte; Neuhoff sah es trotz der Schminke, die des Mädchens Wangen bedeckte.

„Hast Du Furcht, Kind?“ fragte er und seine weißen Zähne gruben sich tief in die Unterlippe ein. „Ist's Dir zu schwer, mir den ersten Beweis Deiner Liebe zu geben?“

„Nein, Theodor, bei Gott nicht,“ antwortete Amélie leise und hastig; „ich würde für Dich Alles thun, würde selbst in den Tod gehen um Deinetwillen, denn ich habe ja keinen Menschen auf der Welt, den ich so innig liebe. Nur die Scham ließ mich erzittern, die Scham vor der Ehrlosigkeit dessen, was Du von mir forderst.“

„Amélie, ich bitte Dich! Hab' ich Dir nicht erzählt, daß der heimtückische alte Sedkerka sich unrechtmäßig in den Besitz jenes Ringes gesetzt hat, daß der Schatz Almahadi's jedem Anderen eher als dem Erben des Bienecker Burgherrn angehört! Dies Geld ist zu großen Dingen bestimmt. Es steht unendlich viel auf dem Spiele, Amélie,

von Deiner Zusage hängt die Hoffnung Tausender ab, und zu diesen Tausenden zählen auch ich und Du, denn erst, wenn ich den Schatz Almahadi's wohlgeborgen in Ripperda's Hände niedergelegt habe, können wir uns für ewig angehören! Zögerst Du noch?"

Amélie warf sich stürmisch an die Brust des Geliebten.

„Nein, Theodor," rief sie, „ich zögere nicht mehr! Der Gedanke allein, fürderhin und für alle Zeit ganz die Deine sein zu dürfen, erstickt meine letzten Befürchtungen! Bevor noch die Herzogin-Mutter zur Rückreise rüstet, sollst Du in den Besitz des Ringes Sedkerka's sein! Was frage ich danach, ob die Welt mich verurtheilt — im Glück meiner Liebe werde ich leicht ihr Urtheil vergessen!"

„Das Urtheil der Welt, geliebte Amélie, wird in diesem Falle sicher auf Deiner Seite sein. Vorläufig freilich dürfte die Oeffentlichkeit schwerlich erfahren, welche seltsame Vermittlerrolle Du gespielt hast, denn ist erst der Ring Sedkerka's in meinen Händen, dann werde ich leicht Mittel finden, Krackwitz zum Schweigen zu bringen. Horch! rief man Dich nicht? Muth, Amélie, und — auf Wiedersehen!"

Neuhoff riß sich aus den Armen des bethörten Mädchens und eilte zur Gesellschaft zurück, die sich allmählig im Theatersaale zu sammeln begann. In einem der Vorzimmer stieß der Baron auf seinen Regimentschef, den Marquis v. Courcillon, der ihn am Arme nahm und in eine Nische zog.

„Von den Wildschützen des Herzogs von Maine ist kein Einziger gefangen genommen worden," raunte er dem

Kapitän in's Ohr; „ich möchte mich fast der Ansicht des Grafen Laval anschließen, daß nur ein Zufall unsere Operationen verhindert hat."

„Jedenfalls nur ein Zufall," bestätigte Neuhoff mit harmloser Miene. „So viel ich weiß, scheint man übrigens allgemein dieser Ansicht zu sein."

„Bis auf Cellamare. Der dicke Prinz schwebt in einer wahren Todesangst und denkt schon allen Ernstes an die Verbannung. Ich glaube, Buvat, sein Sekretär, ein ebenso furchtsames Häschen, hat ihm diesen Spuk in den Kopf gesetzt."

Neuhoff's Lippen kräuselten sich spöttisch.

„Buvat, der Brave," wiederholte er, „der Schatten des Prinzen? Ja, ja, der ist nicht minder ängstlich und vorsichtig als sein Gebieter, Sie haben Recht, Marquis! Zwei köstliche Figuren, diese beiden Helden!"

Einige andere Herren traten an Courcillon heran und zogen ihn in's Gemach, und diese Gelegenheit benutzte Neuhoff, sich zu entfernen.

„Welch' ein Glück, daß ich mir das Interesse nicht merken ließ, das mir die Nennung Buvat's von Seiten der Beaubuisson einflößte," sprach er vor sich hin, während er durch die Gallerie nach dem Westflügel des Schlosses schritt. „Die schöne Regina war so überaus eifrig in ihrer Unterhaltung mit mir, daß ihr der gefährliche Name völlig absichtslos entschlüpft ist. O Weiberzunge! Natürlich werde ich mich hüten, den pflichttreuen Sekretär zu denunciren. Im Gegentheil, er soll ein gefügiges Werkzeug sein in meiner Hand! Wie wundersam reiht sich

Stein an Stein, Glied an Glied. Und ich sollte verzweifeln am Glücksstern meines Lebens?" —

Im Westflügel von Mesnil war der Train der Jagdgesellschaft untergebracht worden. Neuhoff kannte die Räumlichkeiten und brauchte nicht lange zu suchen; er fand seinen Reitknecht, einen schlauen, verschlagenen Burschen, bei den Büchsenspannern und winkte ihn zu sich heran.

„Du kennst Herrn Buvat, den Sekretär des spanischen Gesandten, nicht wahr?" fragte er. „Nun wohl, Du wirst ihn suchen und ihm unter vier Augen mittheilen, ich wünschte ihn auf einige Minuten zu sprechen; ich erwarte ihn im Park in der Nähe des Dianenpavillons!"

Neuhoff ließ sich seinen Mantel reichen, warf ihn über die Schultern und stieg auf einer Hintertreppe in den Garten hinab.

Es war kalt geworden. Schneewolken standen am Himmel und hielten den Mond verschleiert, und tiefdunkel, fast schwarz streckten die entlaubten Bäume ihr vielverzweigtes Geäst in die Luft. Ein leiser, scharfer Wind hatte sich aufgemacht und rauschte im Taxus und im Wachholdergebüsch. Sonst war es still hier draußen.

Auf demselben Platze, auf welchem Neuhoff vorher mit Frau v. Beaubuisson verhandelt hatte, blieb der Baron stehen. Er zog ein Pistol aus der Manteltasche und spannte den Hahn. Dann lehnte er sich an den Stamm einer Silberbirke und wartete.

Es währte nicht lange, so erklang ein eilender Schritt auf dem Kiesboden.

„Sind Sie es, Buvat?" fragte Neuhoff mit gedämpfter Stimme.

„Sie haben befohlen, Herr Baron,“ tönte leise die Antwort zurück, und der neue Ankömmling trat näher.

Im nächsten Augenblick schallte ein dumpfer Schrei, ein Röcheln durch die nächtliche Luft. Neuhoff war mit raschem Sprunge dicht an der Seite des Sekretärs und riß ihn zu Boden, während er mit der linken Hand die Kehle Buvat's umspannte, um seine Hilferufe zu ersticken. Dann setzte er das Knie auf die Brust des Unterlegenen und drückte die Pistolenmündung auf seine Stirn.

„Keinen Laut, Schurke, oder Du bist verloren,“ sagte Neuhoff kaltblütig. „Antworte zunächst auf meine Fragen: gestehst Du ein, uns verrathen zu haben?“

Neuhoff lockerte ein wenig die des Sekretärs Kehle umspannende Faust, ohne jedoch die Hand ganz zurückzuziehen.

Buvat keuchte, seine Glieder bebten, und nur stoßweise rangen die Worte sich aus der zusammengepreßten Brust.

„Beim heiligen Joseph,“ ächzte er, „nur ein tückisches Mißverständniß brachte mich in die Lage, den Verräther spielen zu müssen. Dubois drohte mir — was sollte ich thun, wollt' ich mein Leben retten?“

„Dein Leben retten?“ lachte Neuhoff. „Glaubst Du, Herr Dubois könnte Dich vor unserer Rache schützen? Hast Du vergessen, welch' jämmerlichen Todes Fribout sterben mußte, weil er die plauderhafte Zunge nicht im Zaume halten konnte?“

Buvat erschauderte, und die weit offenen Augen starrten voll tödtlicher Angst den sich über ihn Beugenden an.

„Packt Dich die Furcht, mein Lieber?“ fragte der

Baron hohnvoll. „Ich glaub' es, und weiß Gott: nicht das Gefühl des Mitleids ist's, das mich bewegt, Gnade an Dir zu üben. Noch weiß Niemand aus unserem Kreise, daß Du der Schurke bist, der uns verrathen hat, Niemand ahnt es, aber schon in der nächsten Stunde ist der Herzog von Deinem Schurkenstreiche unterrichtet, fügst Du Dich nicht willig dem, was ich von Dir fordere! Du kennst mich, Buvat, und weißt, daß ich nicht scherze."

„Ich weiß es — ich weiß es. O, haben Sie Mitleid mit mir! Lassen Sie mich frei, nehmen Sie die Waffe von meiner Stirn. Was Sie auch immer verlangen, ich will es thun, will Ihr Sklave sein, nur schützen Sie mich vor der Rache der Oberen!"

Neuhoff sprang empor, aber er behielt die Pistole in der Hand und hob sie in Brusthöhe, als Buvat, nachdem er sich mühsam aufgerichtet, krummen Rückens vor ihn trat.

Vorübergehend war der Mond aus den Wolken getreten, und in seinem Lichte konnte Neuhoff deutlich sehen, wie bleich und wie angstverzerrt das Gesicht des Sekretärs erschien, wie seine Augen scheu zu ihm emporblickten, und wie ein fieberhaftes Beben von Zeit zu Zeit die ganze Gestalt des jungen Mannes erschütterte.

Der Baron trat dichter an den, ob dieser Bewegung erschreckt zusammenzuckenden Buvat heran.

„Seien Sie doch nicht so feige, Mensch," herrschte er den Sekretär mit gedämpfter Stimme an; „ich thue Ihnen nichts — Sie können im Gegentheil meines Schutzes gewiß sein, wenn Sie pünktlich ausführen, was ich Ihnen auftrage. Ist Ihnen der Junker v. Krackwitz bekannt?"

Buvat nickte. „Es ist einer der jungen Deutschen aus dem Hofstaat der Herzogin-Mutter."

„Ganz recht. Nun hören Sie aufmerksam zu. Herr v. Krackwitz kehrt morgen mit der Herzogin nach Paris zurück. Prinz Cellamare und Sie werden ohne Zweifel auch nicht länger in Mesnil bleiben. Unmittelbar nach Ihrer Ankunft in der Hauptstadt werden Sie sich zu Herrn v. Valarède, dem Rondenoffizier des Marquis Cavillac, begeben und ihm Anzeige erstatten, daß Krackwitz ein bezahlter Agent im Solde des Prätendenten von England, Jakob's III., und eine im höchsten Grade staatsgefährliche Persönlichkeit ist. Als Beweis für Ihre Behauptung führen Sie an, daß Krackwitz in intimen Beziehungen zu dem Pater Benedikt, dem Klausner der Kapelle zur heiligen Anna, stehe, der selbst ein Vermittler für die Politik der Stuarts sei und eigentlich Lord Carweß heiße. Dringen Sie darauf, daß Krackwitz unverzüglich in Haft genommen werde; erzählen Sie meinetwegen, daß er jeden Augenblick fluchtbereit sei, und daß man sich zuerst seiner Person versichern müsse, wenn man Einblick in die Konspirationen gewinnen wolle, die von Seiten des Prätendenten geplant werden — kurz, setzen Sie Ihre ganze Beredtsamkeit ein, Krackwitz auf wenigstens drei Tage einen Platz in der Bastille zu verschaffen. Mir ist bekannt, daß Sie Valarède und seiner Polizei zu Oefterem kleine Dienste geleistet haben, es kann Ihnen also nicht schwer fallen. diesen Herrn zu überzeugen. Stellt sich später heraus, daß Krackwitz unschuldiger ist, als es den Anschein hat, so kann Ihnen auch dies Faktum bei der eigenthümlichen Protektion,

die Sie genießen, nichts schaden. Haben Sie mich verstanden?"

Buvat verbeugte sich unterwürfig.

„Vollkommen," entgegnete er, „und ich werde mich beeifern, Ihre Befehle auf das Pünktlichste auszuführen; Sie sollen mit mir zufrieden sein."

„Ich hoffe es, und ich gebe Ihnen mein Edelmannswort, daß ich sodann keinem Menschen gegenüber je eine Silbe über Ihre Verrätherei verlieren will. Andererseits freilich —"

„Es gibt kein andererseits, Herr Baron. Wort gegen Wort; ich erfülle Ihre Befehle und hoffe, daß Sie Ihr Versprechen halten werden!"

„Ganz gewiß. Doch nun fort — man könnte uns im Schlosse vermissen!"

Das Gespräch verstummte, und die Stimme des Nachtwindes allein klang wieder durch das Gebüsch.

* * *

Der Theatersaal im Schlosse war von einer glänzenden Gesellschaft gefüllt. Die Allegorie „Der Triumph der Diana" entfesselte einen allgemeinen Beifall, der freilich weniger der nicht sonderlich geistreichen Sprache und den zierlich gedrechselten Versen, als vielmehr der blendenden Erscheinung der „Diana" selbst, der üppig schönen Marquise v. Sabran galt, die ihre Rolle mit Schwung und Anmuth spielte. Lächelnd und keinen Blick von der wundersamen Gestalt der mythologischen Göttin lassend, saß der Regent unter dem Purpurbaldachin auf seinem Sessel. Nur hin und wieder wandte er sich an seine neben ihm

sitzende Mutter oder an die nächste Umgebung und flüsterte dieser ein meist in scherzhafter Form gekleidetes Wort des Beifalls zu, und dann ging von den Satelliten Philipp's aus eine leise Bewegung durch das ganze Auditorium. Jede Silbe, die der Regent sprach, wurde von Lippe zu Lippe flüsternd weiter getragen; nie hatte man ja mehr Ursache gehabt, der Meinung Philipp's zu lauschen, als an dem heutigen denkwürdigen Tage.

In einer Ecke des Saales, unter den jüngsten Cavalieren des Hofes, stand der Junker v. Krackwitz. Auch er verwandte keinen Blick von der Bühne, aber sein sehnendes Auge verfolgte nicht die olympische Erscheinung der Sabran, sondern ruhte unablässig auf dem lieblichen Antlitz Amélie's. Kaum wohl konnte man einen größeren Gegensatz finden, als er zwischen der stolzen Marquise und dem kleinen Hoffräulein obwaltete. Schön waren Beide, doch wenn die Eine in ihrer junonischen Formenfülle einer unter heißerer Sonne zu prächtiger Entfaltung erblühten Centifolie glich, so erschien die Andere wie eine noch knospende duftige Mairose.

Es war der ganze Stolz der Mutter Amélie's, ihr einziges Töchterchen inmitten der Orgien dieses Hofes fleckenlos erhalten zu haben. Die gute Frau v. Beaubuisson wußte nicht, daß während sie selbst in weibischer Eitelkeit auf politischem Gebiete Intriguen spann, das in der trüben Luft Babels schwebende Gift sich bereits auch auf diese rosige Mädchenknospe gesenkt hatte. Dem beständigen bösen Einfluß von allen Seiten konnte auch Amélie auf die Dauer nicht Stand halten, und während Frau v. Beau-

buisson in gefährlichem Mutterstolze noch immer an die innere Reinheit ihrer Tochter glaubte, hielt schon das Verderben siegreichen Einzug in deren Herz.

Mit einer in glänzende Verse gekleideten Lobrede auf den Regenten schloß das Festspiel, und unter Fanfarenklängen zog sich der Vorhang zusammen. Der Regent, dessen Gattin, eine Tochter der Montespan, wie gewöhnlich nicht anwesend war, reichte seiner Mutter den Arm, und mit ihm brach die ganze Gesellschaft nach den Nebenzimmern auf, wo man den Thee servirte. Der Theatersaal stand wenige Minuten darauf verlassen und öde, nur in einer der Fensternischen, verdeckt durch die gelben Damastgardinen, hatte sich mit klopfendem Herzen ein junger Mann versteckt, der seiner Angebeteten harrte.

Von Zeit zu Zeit schob sich auf der niedrigen Bühne der Vorhang auseinander und einige der jungen Damen, die in der Allegorie mitgewirkt und inzwischen ihr mythologisches Phantasiekostüm mit der Hoftoilette vertauscht hatten, stiegen die vom Podium auf das Parquet führende Treppe hinab, um sich der übrigen Gesellschaft anzuschließen.

„Amélie!"

Das junge Mädchen, das in diesem Augenblicke allein die Bühnentreppe hinabschritt, stutzte eine Sekunde, und dann zuckte ein Lächeln über ihr Gesicht.

„So geheimnißvoll, Vetter?" fragte sie und trat in die Fensternische, vor der Krackwitz wieder sorgfältig die Gardinen schloß, „wollen Sie mich sprechen?"

„Nur für einen Moment, Amélie. Ich muß Ihnen

sagen, daß Sie die schönste Olympierin im Gefolge Diana's waren, ja daß Sie die stolze Göttin selbst an Liebreiz und Anmuth übertroffen haben!"

Amélie lachte und hob schelmisch drohend den Finger.

„Vetter, Vetter! Ich werde Don Pacheco beauftragen, Sie der Spanierin Pasquita zu denunziren. Wie können Sie mir gegenüber solche Worte gebrauchen, wo doch Ihr Herz jenseit der Pyrenäen weilt!"

„Amélie, ich bitte Sie, quälen Sie mich doch nicht immer von Neuem. Was Ihnen Don José von meinem Verhältnisse zu der Tochter Garciloso's erzählt, ist Lüge, mein Wort darauf, nichts als Lüge. Ich liebe nur Sie, Amélie!"

„Wäre das wahr, dann würden Sie kaum beständig den Ring der Donna Pasquita am Goldfinger tragen."

„Aber habe ich Ihnen nicht zehnmal gesagt, daß dieser Ring nicht von Pasquita stammt, sondern ein Erbstück meines Ohms Sedkerka ist!"

„Offen gestanden, Cousin, ich glaube nicht so recht an Ihre Worte. Zeigen Sie mir einmal den Ring; ich wette, es findet sich irgend ein Liebeswort auf der Innenfläche eingravirt."

Ohne Zögern streifte Krackwitz den Reif vom Finger und reichte ihn dem jungen Mädchen. Amélie betrachtete ihn aufmerksam, ließ die Perlen im Kerzenlichte glänzen, steckte ihn einen Moment wohlgefällig an die rechte Hand und versenkte ihn dann plötzlich mit schneller Bewegung in die Tasche ihres Kleides.

„Ich möchte wohl sehen, wie lange Sie sich von dem

Ringe zu trennen vermögen," sagte sie lächelnd. „Ein Jahr — oder darüber?"

Krackwitz hatte nicht ohne Schrecken den Goldreif verschwinden sehen; die Laune seiner Angebeteten kam ihm im Augenblick doppelt ungelegen, aber er kannte nur zu gut dies ungeberdige trotzige Lockenköpfchen, um zu wissen, daß all' seine Hoffnungen auf ihre Gegenliebe aussichtslos, wenn er sich nicht solchen Launen fügen wollte. Es galt also, gute Miene zum bösen Spiele zu machen.

„Läg' es an mir, Amélie," erwiederte er, „an mir allein, so würde ich wahrhaftig nicht einen Moment zögern, den Ring auf Ihren Wunsch drüben in den Parkweiher zu werfen. Aber an den Reif knüpft sich eine testamentarische Bestimmung meines verstorbenen Ohms, und ehe ich diese nicht erfüllt, habe ich kein ausschließliches Verfügungsrecht über denselben."

Amélie verzog schmollend den rothen Mund.

„Ich verstehe schon," zürnte sie, und auf ihrer weißen Stirne zeigte sich eine feine Falte, „der Ring ist Ihnen so theuer, daß Sie es für ein großes Unrecht halten würden, ihn überhaupt aus der Hand zu geben! Und Sie meinen, ich könnte Ihrem artigen Märlein von der Testamentsklausel des verstorbenen Sedkerka Glauben schenken?"

„Soll ich Ihnen die handschriftlichen Bestimmungen meines Ohms im Manuscript vorlegen?"

Das junge Mädchen lachte laut auf. „Gut, ich bin einverstanden. Morgen kehren wir nach Paris zurück, dort erwarte ich Ihren Beweis, und dann sollen Sie auch Ihren

Ring wieder erhalten und die Erlaubniß, mir einen Handkuß geben zu dürfen, dazu! Bis dahin adieu, Vetter Hans!"

Amélie strich dem Junker mit ihrem Fächer aus Straußenfedern über das heiße Gesicht und war im Augenblick darauf hinter den Portièren verschwunden.

Krackwitz war ärgerlich über die Launenhaftigkeit Amélie's, aber er war viel zu verliebt, ihr ernstlich zürnen zu können. Zudem stieg der Gedanke in ihm auf, daß er dem Mädchen doch nicht so gleichgiltig sein könne, als dieses sich den Anschein gab, da Amélie sonst schwerlich ein derartiges Interesse für den Ring, den sie für ein Liebespfand der Spanierin Pasquita hielt, empfunden haben würde. Dieser Gedanke söhnte ihn aus, ja, stimmte ihn so heiter, daß es in der Vorahnung künftigen Glückes wie ein Sonnenstrahl über seine Züge flog.

„Uebermorgen werde ich den Reif Sedkerka's auslösen," flüsterte er vor sich hin, während er die Portière zurückschlug und aus der Nische heraustrat, „dann wird es sich zeigen, ob ich mir mit dem versprochenen Handkuß nicht die ganze süße kleine Hand erobern kann!"

Amélie war eiligen Fußes in die Gesellschaftszimmer zurückgekehrt. Im „Kabinet der Herzogin Anna" — so genannt, weil dieser Raum ehemals ein Boudoir der ersten Gattin Philipp's von Anjou, auch einer Stuart, gewesen war — sollte sie Neuhoff finden. Und richtig, dort stand er und plauderte gleichmüthig mit dem Abbate Portocarrero. Erschöpft ließ Amélie sich in einem Sessel nieder und nahm von dem aufwartenden Diener eine Schale Sorbet.

Schon wenige Minuten später trat Neuhoff auf sie zu und beugte sich tief zu ihr herab.

„Sie waren bezaubernd, Mademoiselle, in ihrer olympischen Rolle," sagte er laut, und im Flüstertone fügte er fragend hinzu: „Der Ring?"

Das Taschentuch Amélie's glitt zur Erde. Der Baron hob es auf — er fühlte den Goldreif durch das feine Gewebe, nahm ihn schnell heraus und reichte das Taschentuch dem jungen Mädchen mit leichter Verbeugung zurück.

„Die Rolle war unbedeutend und nicht sonderlich schwer," entgegnete Amélie doppelsinnig, dann schlug sie den Fächer auf und flüsterte zurück: „Ich muß den Ring schon übermorgen wieder haben, sonst bin ich verloren!"

„Ohne Sorge, Amélie! Krackwitz wird unmittelbar nach seiner Ankunft in Paris verhaftet werden. Wir haben also mindestens drei Tage Zeit!"

Amélie neigte den Kopf über die silberne Sorbetschale, und fast unbewußt kam es von ihren Lippen: „Armer Hans!"

6.

Die Sonne stand tief im Westen, aber noch immer streute sie leuchtend ihre Strahlen über den schweigenden Wald.

Es war nicht kalt, kein Lüftchen regte sich, und unbewegt und gigantisch strebten die Eichenkronen zum Himmel empor.

Ein einsamer Reitersmann, der in kurzem Trabe den Weg oberhalb der Schlucht von Mesnil verfolgte, ritt zwischen den Stämmen entlang. Der grüne Waidmanns-

hut, den der Einsame trug, und von dem eine dunkelgraue Auerhahnfeder niedernickte, war weit in die Stirne geschoben, und aus dem, den ganzen Oberkörper umhüllenden Mantel ragte nur die mit einem Lederhandschuh bekleidete linke Hand hervor, die den Zügel führte.

Es war geisterhaft still im weiten Umkreise, und wie immer im Frieden der Natur sich des Menschen Leidenschaften beruhigen und die Gedanken sich regen, so strömte auch jetzt eine Fluth von Erinnerungen vor dem geistigen Auge des Reiters vorüber.

Es war eine bewegte Kindheit gewesen, die Theodor v. Neuhoff durchlebt hatte. Seinen Großvater, der unter Christoph Bernhard v. Galen, dem kriegerischen Fürstbischof von Münster ein Regiment kommandirt, und auch seinen Vater, der eine Offiziersstelle in der Leibgarde des Bischofs bekleidet, hatte er nicht mehr gekannt. Seine Mutter war eine schöne, doch leichtlebige Frau gewesen; sie stammte aus bürgerlichem Blute, und man sagt, daß der schlimme Einfluß ihres Vaters, eines gewissenlosen Armeelieferanten aus Visé an der Maas, sie schon frühzeitig von Grund aus verderbt habe. In Altena, einem kleinen westphälischen Städtchen, wohin die Baronin Neuhoff mit ihrer Tochter nach dem frühen und plötzlichen Tode ihres Gatten gezogen war, wurde Theodor Anton geboren. An seiner Wiege saßen die Sorge und der Leichtsinn, kein guter Engel wachte über dem Haupte des Knaben, der die Schönheit und den Geist seiner Mutter, die Willenskraft und den Muth seines Vaters, und dazu die vielen bösen Eigenschaften seiner beiden Eltern ge-

erbt hatte. In verwilderter Umgebung wuchs der Knabe auf, aber je stattlicher sich sein Aeußeres entfaltete, um so mehr litt seine Sittlichkeit Schiffbruch. Mit zehn Jahren brachte man ihn im Jesuitencolleg zu Münster unter, das er später mit dem Collegium zu Köln vertauschte; hier gerieth er einer jungen Dame wegen mit einem seiner Mitschüler, einem Grafen Maltitz, in Streit; die Folge war ein Zweikampf, und Theodor hatte das Unglück, den Grafen tödtlich zu verwunden. Er floh.

Er fand zunächst Aufnahme bei seiner älteren Schwester, die einen liederlichen französischen Gardekapitän, den Marquis v. Trevoux, geheirathet hatte, und ein so zügelloses Leben in Paris führte, daß man ihr den Zutritt am Hofe verwehrt hatte. Nichtsdestoweniger gelang es der Marquise, ihren Bruder durch die Mithilfe des Grafen Mortagne, Ehrencavaliers der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, als Page in den Dienst dieser Fürstin zu bringen. In dieser Stellung lernte der Prinz von Pfalz-Birkenfeld den jungen Mann kennen, fand Gefallen an ihm und bot ihm ein Offizierspatent beim Regimente Elsaß an. Neuhoff war indessen thöricht genug, dies redlich gemeinte Anerbieten auszuschlagen; der wilde Strudel des Pariser Lebens behagte ihm mehr als die Aussicht, sich in Straßburg zu langweilen, und so war er denn ganz damit einverstanden, als einer seiner Genossen bei den wüsten Ausschweifungen, denen er sich hingegeben hatte, der Marquis v. Courcillon-Dangeau, ihm eine Kompagnie des Dragonerregiments, dessen Obrist er war, übertrug.

Frühzeitig aller sittlichen Bande eines erziehenden Fami-

lienlebens beraubt, und frühzeitig in eine gährende, verderbte Welt hinausgestoßen, sank Neuhoff tiefer und tiefer. Er war noch blutjung, und doch trennte ihn nur Haaresbreite vom letzten Schritt in den Abgrund, vom Verbrechen. Selbst ohne Vermögen, ganz auf die Börse seines Freundes, des Obrist v. Courcillon angewiesen, begannen ihm bald die Mittel zu mangeln, sein tolles, verschwenderisches Leben fortzusetzen. Er häufte Schulden auf Schulden, und als endlich auch seine nachsichtigsten Gläubiger ungeduldig wurden, warf er sich dem Dämon des Spieles in die Arme, hoffend, daß dieser ihm günstig gesinnt sein werde. Zu den enragirtesten Spielern von Jung-Paris gehörte zu jener Zeit Edward Law, der Bruder des berüchtigten Financiers, und ihm schloß Neuhoff sich freundschaftlich an. Neben dieser noblen Beschäftigung engagirte sich Neuhoff auch politisch, selbstverständlich nicht etwa aus Interesse für die Sache, der er diente, sondern aus dem selbstsüchtigen Grunde, im diplomatischen Intriguenspiele leicht und schnell die Mittel zur weiteren Bestreitung seines ausschweifenden Lebenswandels erlangen zu können. Schon seit längerer Zeit war Neuhoff für den Baron v. Ripperda, dem er durch Frau v. Beaubuisson empfohlen worden war, politisch thätig gewesen, und diese Verbindung wie seine Intimität mit dem durchaus oppositionell gesinnten Marquis v. Courcillon machte es ihm leicht, in die geheime Gesellschaft des Schlosses Sceaux aufgenommen zu werden. Infolge seiner großen persönlichen Liebenswürdigkeit, seiner Gewandtheit und Klugheit, seiner Gewissenlosigkeit und seines scharfen Verstandes wurde er

bald die rechte Hand des Grafen Laval, der mit Cellamare und dem Herzog von Maine die Verschwörung leitete. Große Summen, die zu agitatorischen Zwecken verwendet werden sollten, wurden ihm anvertraut, aber Neuhoff war nicht der Mann, dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Die Gelder aus den Schatzkammern von Sceaux blieben am Spieltische oder wirbelten sonst in alle Winde, und unausgesetzt trug Neuhoff dabei Sorge, daß die Zahl seiner Gläubiger sich nicht verringerte. Sein Leichtsinn kannte keine Grenzen, und fast schien's, als nehme er in gleicher Weise zu, je größer die Summen waren, die das blinde Glück dem Unersättlichen in den Schoß warf. Schon einmal hatte die table de marbre, die „Marschallstafel", der höchste militärische Gerichtshof Frankreichs, dem Leichtsinnigen eine Verwarnung zugehen lassen. Folgte ein zweiter Verweis, so stand Neuhoff die Schande bevor, schimpflich aus dem Offiziercorps der Armee gestoßen zu werden. —

Aus tiefen Gedanken schreckte der Reiter empor. Im Purpurglanze erstrahlte der Abendhimmel. Drüben, von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne beleuchtet, lag Sankt Anna, König Heinrich's Kapelle. War das Orgelklang oder Männersang, diese seltsame, einförmige Melodie, die von dort aus an das Ohr des Reitenden schlug? Neuhoff richtete sich höher im Sattel auf, er lauschte. Der scharfe Tritt des Pferdes auf dem felsigen Boden störte ihn; er stieg ab, schlang die Zügel um den Stamm einer Fichte und näherte sich zu Fuß der Kapelle.

Eine sonore Männerstimme sang drinnen ein schottisches Lied. Unwillkürlich blieb Neuhoff stehen, diesen Klängen, die ihn seltsam anmutheten, zu horchen.

„Im Morgenglanz, im Sonnenschein —
Wer sprengt durch die Wälder von Grandistyne,
Mit dem eilenden Hirsch um die Wette?
Blond flattern die Locken im wachen Wind,
Nicht der Geier im Flug' zieht so geschwind
Und der wogende Tay nicht im Bette —
Beschütz' Dich der Himmel, Mac-Campan!

Im Morgenglanz, im Sonnenschein —
Wie hell tönt des Falken brünftiges Schrei'n,
Wie jauchzet der Adler im Horste!
Mac-Campan, der Carweß, ruft die Vasall'n.
Nicht des Falken Ruf so hell kann erschall'n,
Nicht des Adlers Stimme im Forste —
Beschütz' Dich der Himmel, Mac-Campan!"

Fast athemlos hatte Neuhoff gelauscht, nun aber sprang er beflügelten Schrittes näher. Weit offen stand die Thüre der Kapelle, und drinnen erschaute er ein Bild, dessen Anblick ihn mächtig erschütterte.

Im vollen Glanze fluthete das Abendgold durch den schmalen Raum und umspann das Haupt der heiligen Anna mit einer leuchtenden Gloriole. Unter dem Bilde der frommen Märtyrerin, auf der ersten Stufe des niedrigen Altars, war Pater Benediktus in die Kniee gesunken. Er war bis zum Gürtel entblößt, grobe Stricke hielten seine Kutte um die Lenden fest. Mitten auf der nackten Brust

trug er eine furchtbare Wunde, tief und gräßlich und in jenen schrecklichen Farben schillernd, die eine Vergiftung des Blutes anzukündigen pflegen. Spürte der Klausner nicht den Schmerz dieser Wunde oder wollte er ihn übertäuben? Seine rechte Hand schwang eine sechssträhnige Geißel, und die mit Eisenspitzen durchknoteten Lederriemen rissen tiefe Furchen in seinen Rücken, aus denen in großen schweren Tropfen der purpurne Lebenssaft träufelte. Eine wilde, fanatische Verklärung lag auf dem blassen Antlitz des Einsiedlers; sein im Wahnsinn des Fiebers glühendes Auge war zum Himmel gerichtet, aber die bebenden Lippen sprachen kein frommes Gebet, sondern sangen laut und wild das Clanslied von Grandismoore.

„Im Morgenglanz, im Sonnenschein —
Wie blitzen die Schwerter so rein, so rein;
Wie klirret die Streitaxt am Schurze!
Des Carweß Blauauge blickt stolz umher,
Nicht des Schwertes Glanz so rein blitzt, so hehr,
Nicht der Streitaxt Silber im Sturze —
Beschütz' Dich der Himmel, Mac-Campan!"

„Lord Carweß!"

Neuhoff rief das mit lauter Stimme und trat dabei völlig in den Rahmen der Thüre, so daß ein dunkler Schatten über den Steinboden der Kapelle bis an den Rand des Altars fiel.

Des Klausners erhobener Arm sank herab, und sein irrer Blick traf den Ankömmling.

„Riefst Du mich, Mac-Gregor?" fragte er dumpf und tonlos.

Mit festem Schritte trat Neuhoff näher. Pater Benediktus war offenbar wahnsinnig geworden oder sprach in Fieberdelirien; Theodor Neuhoff hatte es mit Entsetzen bemerkt, aber seine Zeit war zu gemessen, um an eine Pflege des Unglücklichen denken zu können.

„Nicht Mac-Gregor bin ich, wie Du vermeinst," entgegnete er, und unwillkürlich bediente er sich der gleichen vertraulichen Anrede, die der Klausner gebraucht hatte, „sondern des Selbitz Neffe, Deines alten Waffengefährten auf Spaniens blutheißem Boden! Als ich jüngst auf des Regenten Jagd die Wunde verband, die das Roß der Herzogin Dir geschlagen, sah ich auf Deiner Brust den Ring des Abencerragen. Heute komm' ich, mich Dir zu erkennen zu geben, Mac-Campan: Hans Kaspar v. Krackwitz, des Selbitz Erbe, fordert Erklärung von Dir!"

Neuhoff streckte seine, vom Handschuh entblößte Rechte dem Klausner entgegen; hell funkelte der Goldreif Sedkerka's im Abendscheine, und fand Gegenglanz in dem Ringe, der an der Schnur um den Hals des Paters hing.

Ein Strahl zurückkehrender Vernunft brach aus den Augen des Einsiedlers.

„Des Selbitz Erbe?" sagte er leise, und traumverloren heftete sich sein Blick auf den Kuppelbau der Kapelle. „Also war er glücklicher als ich. Er fand den Frieden, die Ruhe, die Erlösung — und ich muß immer noch beten für das Heil meiner armen Seele! Selbitz, alter Kumpan, Genosse im Glück und Leid, rufe mich zu Dir! Was ich an Dir gefehlt, beim Allerbarmer, ich hab' es gebüßt, und Du weißt nun längst, daß Anita rein und schuldlos

war. Auch sie hat mir vergeben! Laßt mich bei Euch weilen, nehmt mich auf, daß auch ich selig werde, wie Ihr, daß ich nicht länger diesen gebrochenen Leib zu martern, nicht länger den müden Geist zu quälen brauche! Heilige Jungfrau, erhöre mich!"

Eine überirdische Verzückung lag auf den Antlitze des Anachoreten. Neuhoff war an einen Pfeiler zurückgetreten. Bei all' seinem kalten Egoismus konnte er sich eines Gefühles tiefer Erschütterung nicht erwehren. Hatte Lord Stairs nicht erzählt, Pater Benediktus sei einstmals einer der mächtigsten Häuptlinge in Schottlands Bergen gewesen, dieser selbe Mann, der jetzt im grimmen Seelenschmerze sich den Leib zerfleischte und um Erlösung von der Erdenpein zum Himmel schrie? Das war ein furchtbares Spiegelbild der Nichtigkeit des Menschenlebens, und den leichtsinnigen jungen Mann durchschauerte es, als spüre er das Nahen einer höheren Gewalt.

Langsam verglomm der Sonnenglanz auf den Steinfliesen der Kapelle, es wurde dunkel, und Nachtkühle drang durch die offene Pforte. Pater Benedikt schauerte zusammen, dann faßte er fester die Geißel mit der Hand und sprang plötzlich empor.

„Wo bist Du, des Selbitz Erbe?" schrie er. „Immer noch hoffte ich, das Gold Almahadi's, dieses unselige Gold, an dem Blut und Verzweiflung klebt, werde für ewig begraben sein im Schoße der Erde! Doch es soll nicht sein. Komm' her zu mir, hier ist der Ring, und nun reich' mir die Hand, daß ich Dich zum Lager Mac-Campan's führe, zur letzten Ruhestätte des Carweß von Grandismoore!"

Mit hastiger Bewegung hatte der Klausner die Hanfschnur um seinen Hals zerrissen und Neuhoff den zweiten Dornenkronenring gereicht. Nun ergriff er die Hand des Barons und zog ihn zu seiner Lagerstätte. Hier sank Pater Benediktus in die Kniee, er wühlte das falbe, vertrocknete Laub und das feuchte Stroh mit zitternden Fingern auf und schleuderte das Schaffell, das dieses bedeckte, weit fort. Eine Fliese am Boden war locker; der Mönch stieß sie auf und riß aus der Höhlung darunter ein grobes Stück Tuch, einen Fetzen seiner härenen Kutte hervor. Papierstücke und Leinenstreifen fielen heraus, und jeder einzelne dieser Fetzen war, wie Neuhoff staunend bemerkte, dicht mit rothen Schriftzeichen bedeckt.

„Erbe des Selbitz, Dich wundern die flammenden Buchstaben?“ sagte der Einsiedler mit bitterem Lachen. „Eine seltsame Tinte ist's, mit der ich diese Bekenntnisse niedergeschrieben — aber weil ich sie meinem Herzen abgerungen, darum sollten sie auch mit dem eigenen Blute aufgezeichnet werden! Es waren das qualvolle Stunden, in denen der ganze Jammer der Vergangenheit noch einmal an mir vorüberzog, und oft genug hab' ich den Wolf im Forste beneidet — war ich doch schlimmer als der Wolf! Nicht wenn die Sonne schien, nur bei des Mondes Licht, nur in tiefer, schweigender Nacht vertraute ich meines Herzens Qual diesen Linnenstreifen, diesen Papierfetzen an. An jedem Wort, das ich mit dem in das Blut meiner Hand getauchten Eisennagel auf das Linnen schrieb, hing ein Stück meines von Reue gefolterten Herzens, meiner todesmatten Seele. Erbe des Selbitz, Dir übergebe ich meine Bekenntnisse. Das

Gold Almahadi's wird Dich in die Berge Spaniens locken, und vielleicht findest Du dort Den oder Jenen wieder, der einst mir nahe stand. Den Einen freilich, den treuen Waffengefährten, findest Du nimmer — und er war's, gegen den ich am meisten gesündigt! O Anita — Anita!"

Der Klausner sprang auf. Sein Auge glühte in wieder ausbrechendem Fieberwahnsinn. „Du willst mir noch immer nicht verzeihen? Soll ich noch länger Leib und Seele kasteien? Strafender Dämon des Gewissens, wann wirst Du mich verlassen?"

Pater Benedikt riß die Geißel hervor und schwang den Arm — aber schlaff sank dieser wieder herab, und mit wildem Schrei stürzte der Mönch vornüber auf die Steine.

Ein furchtbares Grauen packte Neuhoff. Er raffte die Hinterlassenschaft des Einsiedlers zusammen und eilte dann in's Freie, wie von Furien verfolgt.

* * *

Zwei Tage später, zur Dämmerstunde, hielt eine Abtheilung reitender Gendarmen auf dem Schloßhofe von Mesnil. Ihr Anführer, ein Kapitän Dufresne, war vom Pferde gestiegen und hatte eine heimliche Unterredung mit dem ob des unerwarteten militärischen Besuches zu Tode erschrockenen Kastellan verlangt.

„Befehl des Marquis Voyer d'Argenson," sagte der Kapitän kurz. „Ich habe den Auftrag, den Klausner der Kapelle zur heiligen Anna zu verhaften und vorläufig in Mesnil unterzubringen. Ist das Gefängniß im Stande?"

„Es ist seit Jahren nicht mehr benützt worden," er-

wiederte unterwürfig der Kastellan. „Ich werde aber sofort die Sicherheit der Thüren und Riegel prüfen und etwa nothwendig gewordene Reparaturen auf der Stelle ausführen lassen.“

„Schön. In zwei Stunden sind wir zurück. Wo geht der Weg zur Kapelle?“

„Die Schlucht entlang. Es ist unmöglich, die Kapelle zu verfehlen. Eine Erwähnung nur gestatte mir der gestrenge Herr Offizier noch. Bis vor Kurzem habe ich dem Pater Benedikt durch meinen kleinen Sohn, den René, seine Nahrung gesandt. Seit dem letzten Jagdtage Seiner königlichen Hoheit ist aber der Klausner, der sich bisher als ein mild-frommer Mann gezeigt, so wild geworden, daß ich mein Kind nicht mehr zu ihm lassen konnte. Ich weiß nicht, ob Euch bekannt ist, daß an erwähntem Jagdtage der ehrwürdige Klausner —“

„Ich weiß, ich weiß,“ fiel ungeduldig der Kapitän dem Redseligen in's Wort.

„Nun also,“ fuhr der Kastellan fort, „an jenem Tage ordnete die Frau Herzogin-Mutter an, daß einige Reitknechte bei dem Pater zurückbleiben sollten, damit er nicht der Pflege entbehre. Der Pater aber hat diese Leute mit der Geißel von sich getrieben.“

„Schon gut,“ lachte der Kapitän, „wir werden uns mit dem frommen Manne besser verständigen.“ Damit schwang er sich wieder auf's Pferd und ritt mit seinen Leuten zum Thore hinaus.

Der Mond war aufgegangen, und in blauem Silberglanze lag der Waldweg vor dem Reiterschwarm. Links

gähnte die Schlucht, deren jenseitige zerklüftete Böschung allein hell beleuchtet war, rechts dehnte der Forst sich aus. Nach kurzem Marsche schon sah man die Kapelle auftauchen.

Der Kapitän ließ die Kolonne halten, dann wählte er sechs energische Leute aus derselben, ließ sie absitzen und schritt mit ihnen nach der Kapelle.

Wie drei Tage vorher der Baron v. Neuhoff, so fand auch jetzt der Kapitän die Thüre zu der heiligen Stätte weit offen stehen. Ein kalter, feuchter Hauch schlug den Eintretenden entgegen.

Vor dem Altar lag lang ausgestreckt, das Haupt von den wirren grauen Haaren überflattert, Pater Benediktus. Seine Stirne ruhte auf der ersten, zum Altare führenden Steinstufe. Kein Muskel zuckte auf dem halbnackten, durch furchtbare Selbstkasteiung zerfleischten Körper, keine Fiber rührte sich.

Kapitän Dufresne gab einem seiner Leute einen Wink. Der Mann trat an den Eremiten heran und ergriff ihn am Arm, aber er gab diesen sofort wieder frei und trat zurück.

„Der Mann ist todt, Herr Kapitän," meldete er.

Dufresne schritt an den Altar und stieß mit dem Fuß die Leiche herum, so daß man ihr in das Antlitz schauen konnte. Starr und leblos waren die Züge, gebrochen das Auge, aber über dem ganzen Gesicht lag der Frieden der Ewigkeit. Der wilde Carweß von Grandismoore hatte Erlösung gefunden.

Der Kapitän zog seinen Säbel und berührte mit der Spitze desselben die Brust des Todten.

„Im Namen des Königs erkläre ich diesen Leichnam, sowie die gesammte Hinterlassenschaft des Verstorbenen für Eigenthum der Krone. Nehmt die Leiche und bindet sie auf ein Pferd; Renard und Alise, Ihr Beiden durchsucht die Kapelle und packt sorgfältig Alles zusammen, was dem Todten gehört hat."

Dann zog die Kolonne zurück im Mondenschein, nicht im raschen Trabe, wie sie gekommen war, sondern langsam, Schritt für Schritt.

An der Spitze des Zuges ritt ein Gendarm von riesenhafter Gestalt, und vor sich über dem Sattel trug er die Leiche des Klausners von Sankt Anna. In den todten Augen brach sich der Mondenstrahl, ein leises Klingen zog durch den nächtigen Wald.

„Beschütz' Dich der Himmel, Mac-Campan!"

7.

Spät in der Nacht war Krackwitz nach Paris zurückgekehrt und todmüde, geistig und körperlich überangestrengt, hatte er sich schlafen gelegt. Sein Schlummer sollte indeß nicht von langer Dauer sein. Stimmengewirr und Sporenklang im Vorzimmer jagte ihn schon in früher Morgenstunde empor. Er hörte Niko's, seines Getreuen, heftige Stimme und dazwischen eine fremde.

„Niko, was gibt's?" rief er laut, und im selben Moment öffnete sich schon die Stubenthüre, und Krackwitz sah zu seinem Staunen einen Stadtsergeanten in sein Zimmer treten.

„Herr v. Krackwitz?" fragte der Sergeant und verneigte sich.

„Der bin ich,“ entgegnete der Junker; „was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuches?“

„Ich habe den Auftrag, Sie ungesäumt zu verhaften und in die Bastille zu bringen. Darf ich Sie bitten, sich anzukleiden?“

Der Junker lächelte; hier lag ein Mißverständniß vor, es war klar.

„Ich stehe sofort zu Ihrer Verfügung,“ erwiederte er; „Sie würden mich jedoch verbinden, wollten Sie mir wenigstens sagen, was ich verbrochen haben soll?“

„Das weiß ich nicht; ich habe meine Ordre vom Herrn v. Valarède persönlich empfangen und habe nur auszuführen, was mir befohlen worden ist.“

„Dagegen läßt sich nichts sagen. Niko, reiche mir meine Kleidung, das Pelzwamms, wir wollen mit Anstand in die Bastille spazieren!“

Der Junker sprang aus dem Bett und kleidete sich unter Mithilfe Niko's an, der es sich nicht versagen konnte, einige urkräftige deutsche Kernflüche auf die „französische Lumpenwirthschaft“ auszustoßen.

„Du hast nicht Unrecht, Niko,“ meinte Krackwitz und glättete sich die blonden Locken, „auch mir gefällt's durchaus nicht mehr im gelobten Paris! Aber beruhige Dich, Freund, das Jahr geht zu Ende, dann haben wir den Hofdienst hinter uns und sind wieder die freien Leute von ehemals. Mein Besuch in der Bastille wird zweifellos nicht lange währen; sollte ich jedoch wider Erwarten in drei Tagen noch nicht frei sein, so gehe mit diesem Papierthaler zum Staatsrath Dubois, erzähle ihm, daß ich unschuldig

verhaftet worden sei, und bitte um meine Befreiung. Der Kartonthaler sichert Dir zu jeder Stunde ungehinderten Eintritt bei dem Staatsrath. Und nun lebe wohl, Niko!“

Der Bucklige küßte Krackwitz die Hand. „Behüte Sie Gott, Jungherr,“ sagte er.

Krackwitz folgte dem Sergeanten, stieg vor dem Hause in eine bereitstehende Porte-chaise und wurde unter Eskorte nach der Bastille gebracht, wo ihm ein verhältnißmäßig behagliches Gefängniß angewiesen wurde.

Genau am dritten Tage nach erfolgter Einkerkerung des Junkers erhielt de Launey, der Gouverneur der Bastille, folgendes nach dem gewöhnlichen Schema verfaßtes Handschreiben:

„Herr Gouverneur! Nach eingeholter Zustimmung meines Oheims, des Herzogs von Orleans, als Regenten, habe ich es für gut befunden, zu erlauben, daß der Junker Hans Kaspar v. Krackwitz, Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin Elisabeth Charlotte Gesellschaftscavalier, meine Festung, die Bastille, wieder verlasse; ordne aber mit Gegenwärtigem an, daß besagter v. Krackwitz innerhalb der nächsten sieben Tage aus meiner Hauptstadt Paris und innerhalb der nächsten drei Wochen aus Frankreich scheide und Land und Stadt vor Ablauf von fünf Jahren nicht wieder betrete. Also bestimme ich nach meinem Entschluß und meiner ausdrücklichen Meinung.

Gegeben zu Paris den 19. November 1718.

Ludwig.“

Gegengezeichnet war die Ordre vom Minister le Blanc, eingelegt in dieselbe aber ein Zettel folgenden Inhalts:

„Mein lieber de Launey! Ich wünsche Herrn v. Krackwitz sofort zu sprechen und bitte Sie, denselben noch vor Ueberreichung seines Freibriefes zu mir zu schicken.

Dubois."

Eine Viertelstunde später stand Krackwitz im Arbeitszimmer des Staatsraths. Dubois erwiederte die Verneigung des Junkers mit freundlichem Kopfnicken und ließ sein kleines, verschmitztes Auge nicht ohne Interesse auf der schlanken Gestalt des jungen Mannes ruhen.

„Zu meinem Bedauern haben Sie einige Tage in der Bastille zubringen müssen," nahm Dubois das Wort; „ich erinnerte mich erst durch den Kartonthaler, den Ihr Bedienter mir brachte, daran, daß Sie mir kürzlich einen großen Dienst geleistet haben und daß ich Ihnen verpflichtet bin. Warum sandten Sie mir den Karton nicht schon bei Ihrer Verhaftung?"

„Weil ich hoffte, meine Unschuld würde sich bereits im Laufe des ersten Tages herausstellen," entgegnete Krackwitz. „Man hat es indessen vorgezogen, mich bis heute unverhört zu lassen, hat es nicht einmal der Mühe für werth gehalten, mir mitzutheilen, warum ich inhaftirt worden bin."

Ueber das Vogelgesicht Dubois' glitt ein unmerkliches Lächeln. „Sie sind etwas hastig, junger Herr, aber das schadet nichts — im Gegentheil, ich liebe ein wenig Lebendigkeit bei Allen, die das vierzigste Jahr noch nicht überschritten haben. Die Ruhe kommt dann von selbst. Im Uebrigen konnte man Sie doch unmöglich früher verhören, ehe Ihre Angelegenheit untersucht worden war. Das Letztere ist nunmehr geschehen, und ich hoffte, Ihnen einen

Gefallen zu erweisen, indem ich selbst Ihr Verhör an Stelle eines Richters des Châtelet übernahm."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für die mir entgegengebrachte Liebenswürdigkeit, Herr Staatsrath, würde mich aber ebenso gern wie vor Ihnen vor dem Châtelet verantwortet haben, wenn ich mich überhaupt verantworten könnte. Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, welchen Verbrechens man mich anklagt?"

„Nur langsam, mein lieber Junker, wir haben es ja nicht eilig, und Sie sehen, daß ich keineswegs wie ein spanischer Inquisitor vorzugehen gesonnen bin. Lassen Sie uns gemüthlich miteinander plaudern. Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Krackwitz, der nicht wußte, wie ihm geschah und der mit wachsendem Erstaunen den häßlichen kleinen Mann vor sich anstarrte, lehnte dankend ab.

„Auch gut," meinte Dubois lächelnd, „Sie haben drei Tage lang unfreiwillig sitzen müssen, und da ist's begreiflich, daß Sie zur Abwechslung auch ein wenig stehen wollen. Doch nun zur Sache! Ist Ihnen der Lord von Grandismoore, Mac-Campan Carweß bekannt?"

Krackwitz zuckte zusammen, als habe ihn eine Viper gestochen.

„Lord Carweß?" stammelte er. „Wenn der Herr Staatsrath den Klausner der Sankt Anna-Kapelle meinen, der früher, als er noch nicht in stiller Abgeschiedenheit die Sünden seines Lebens büßte, diesen Namen getragen hat — dann allerdings."

Dubois pfiff durch die Lippen. „Das trifft sich selt-

sam; ein spanischer Inquisitor würde Sie auf dieses Bekenntniß hin wahrscheinlich auf die Folter bringen. Aber beruhigen Sie sich, wir sind humaner. Was sagen Sie dazu, daß man Sie und jenen Lord Carweß beschuldigt hat, als Agenten der Stuarts in Frankreich Propaganda für Jakob III., den unglücklichen Prätendenten, zu machen?"

Krackwitz war starr. Diese unglaubliche Anklage traf ihn so vollkommen unerwartet, so wuchtig überraschend, daß er fast seine Fassung verlor. Er war blaß geworden, aber mit der wiederkehrenden Besinnung wechselte diese plötzliche Blässe mit der rothen Gluth des Ingrimms.

„Nun," lächelte Dubois, „ich bin neugierig auf Ihre Antwort... was sagen Sie zu dieser Beschuldigung?"

„Ich sage," fuhr Krackwitz auf und seine ehrlichen Augen flammten, „daß Jener, der gegen mich diese alberne Anklage erhoben hat, entweder reif für das Irrenhaus oder ein Schurke ist! Beim Andenken meiner Mutter schwöre ich Ihnen, daß ich den Klausner von Sankt Anna nur ein einziges Mal auf der Jagd des Regenten gesehen habe, und daß ich erst durch Lord Stairs erfuhr, welch' hohe Persönlichkeit die braune Kutte deckte. Mein besonderes Interesse für den seltsamen Mann aber datirt aus den intimen Beziehungen, die meinen verstorbenen Ohm, den Grafen v. Sedkerka, an Lord Carweß fesselten, Beziehungen, die übrigens rein familiärer Art sind und nichts mit der hohen Politik zu thun haben."

„Ich glaube es Ihnen," meinte Dubois freundlich, „ich bin auch von vornherein überzeugt gewesen, daß der gegen Sie gerichteten Denunziation irgend eine Kabale zu

Grunde lag. Zudem stehen wir der Sache der Stuarts durchaus nicht so feindselig gegenüber — doch das gehört nicht hieher! Bleiben wir bei unserer Angelegenheit, die immer noch ihre interessanten Seiten hat, vielleicht auch für Sie. Es wird Ihnen selbstverständlich erscheinen, daß die Behörden in Verfolgung der gegen Sie und Carweß erhobenen Anklagen auch gegen den Letzteren einschritten. Leider fand man den Klausner von Sankt Anna nicht mehr unter den Lebenden."

„Todt — todt?" rief Krackwitz heftig. „Lord Carweß — der Klausner — todt?" So sollte also das Geheimniß des Ohms begraben werden mit ihm, und keines Menschen Seele soll je erfahren, welch' wundersame Bedeutung den Ringen der Verewigten innewohnt? — „Herr Staatsrath," fuhr er dann fort, „ich bitte Sie, vergeben Sie mir meine Fassungslosigkeit. Die Nachricht vom Tode des Lord Carweß hat mich auf's Tiefste erschüttert; ich erwartete von ihm Aufschluß über ein wichtiges Familiengeheimniß und ich muß nun, da er aus dem Leben geschieden, jede Hoffnung aufgeben, dies Räthsel lösen zu können. Man hat jedenfalls die Hinterlassenschaft des Lords mit Beschlag belegt — gestatten Sie mir die Frage, Herr Staatsrath: hat man nicht unter derselben einen Ring gefunden, einen Goldreif in Form einer Dornenkrone, mit Perlen verziert? Ich sah ihn am Jagdtage noch am Halse des Klausners."

Dubois schüttelte den Kopf.

„Zu meinem Bedauern — nein!" entgegnete er. Dann erhob er sich, öffnete die Thüre zum Nebengemach und winkte dem Junker näher zu treten. „Das ist Alles, was

man in der Kapelle fand," sagte er und deutete auf den großen Tisch, auf welchem die Habseligkeiten Pater Benedikt's lagen; „nur ein Stück unter all' diesen elenden Lumpen ist der Beachtung werth. Treten Sie näher, Herr v. Krackwitz, vielleicht geben diese Hieroglyphen Aufschluß über Ihr Familiengeheimniß, wenn sie nicht zu ernsteren Zwecken niedergeschrieben worden sind."

Der Staatsrath zog unter der zerfetzten braunen Kutte des Einsiedlers einen schmutzigen leinenen Streifen hervor und reichte ihn Krackwitz. Staunend betrachtete der Junker die merkwürdigen Schriftzeichen, die mit einer rothen, verblaßten Flüssigkeit und einer anscheinend höchst primitiven Art von Feder auf das Linnen gekritzelt worden waren. Aber trotz des sicher plumpen Instruments, dessen sich der Schreiber bedient, waren die einzelnen Buchstaben doch deutlich erkennbar, und das seltsame Schriftstück, das übrigens in englischer Sprache abgefaßt war, ließ sich demzufolge ohne große Mühe entziffern. Es enthielt nur wenige Zeilen, doch war unter dieselben mit rothen Linien noch eine Art Orientirungsplan gezeichnet worden.

„Steigst Du von Loja aus dem Thal des Jenil" — so las Krackwitz — „die Straße hinauf, die gen Lucerna und weiter von dort nach Cordova führt, so gelangst Du am Fuße des Monte Abanico zu der Posada zum Bajovientre. Ein Saumpfad zieht sich von hier nach Norden und endet auf einem Plateau, ‚Aly Athar's Fluch' genannt. Auf der Westseite dieser Wüstenei entspringt eine Schwefelquelle; dicht dabei wirst Du einen Grabstein finden, auf

dem nichts steht, als der eingegrabene Königsspruch: ‚Le galib ile Ala.‘ *) Allmonatlich in der Vollmondsnacht betet an diesem Grabe Abu Tarik, der Edle, und hat ihn Gott zu sich gerufen, so sein Sohn oder Enkel; der da betet aber trägt Meno Almahadi's dritten und letzten Ring. Segne der Allwisser und Allerbarmer die Stunde, da die drei Ringe sich zusammenfinden in einer Hand!“ — .

Nochmals las der Junker die Zeilen und fest grub jedes der Worte sich in sein Gedächtniß ein, dann legte er stumm das wundersame Manuscript auf den Tisch zurück. Als er langsam den Kopf hob, traf sein Auge auf den lauernden Blick des Staatsraths.

„Nun, mein Herr Junker,“ sagte Dubois mit seinem gewöhnlichen süffisanten Lächeln. „Hat der Nachlaß des Eremiten von Sankt Anna Licht in Ihr Familiengeheimniß gebracht?“

Krackwitz athmete auf. „Nicht das erwünschte, Herr Staatsrath,“ entgegnete er. „Ich erlaubte mir schon vorhin zu erwähnen, daß Lord Carweß sich im Besitz eines Ringes von eigenthümlicher Form befand; da sich nun aber seltsamerweise dieser Ring nicht unter dem Nachlaß des Verstorbenen vorgefunden hat, so hat auch die Erklärung des Einsiedlers keinen Werth für mich.“

---

*) „Kein Sieger als Gott“ — ursprünglich die Wappendevise des Königs Muhamed Aben Alahmar, des Erbauers der Alhambra in Granada, und nach ihm Wappenspruch der letzten Maurenherrscher.

Dubois verschränkte die Arme über der Brust und lehnte sich an den Tisch zurück.

„Der eigenthümlichen Betonung nach, mit der Sie dies sagen," erwiederte er, „vermuthen Sie, daß sich jener vielbedeutende Ring vielleicht doch in meinen Händen befindet. Ich gebe Ihnen mein Wort, lieber Junker, daß dies nicht der Fall ist. Ich habe absolut kein Interesse an Dingen, die mich nicht selbst oder den Staat angehen. Indessen bin ich vielleicht in der angenehmen Lage, Ihnen auf die Spur helfen zu können. Wie ich Ihnen schon sagte, begab sich unmittelbar nach erfolgter Denunziation wider Sie ein kleines polizeiliches Detachement nach der Kapelle zur heiligen Anna, um den Lord Carweß in Haft zu bringen. Man fand den Lord todt vor dem Altare liegen, seine wenigen Habseligkeiten aber durchwühlt und umhergestreut. Fremde Hände mußten sich damit befaßt haben — ja, es liegt sogar die Möglichkeit nahe, daß fremde Hände den plötzlichen Tod des Eremiten verursacht haben! Die Leiche des Lords wurde den gerichtlichen Anatomen zur Secirung übergeben, seine jammervolle Hinterlassenschaft aber behufs Untersuchung und Begutachtung dem Chef meiner politischen Polizei, Herrn Detroit, vorgelegt. Die Anatomen erklärten, daß der Tod des Lords, dessen ganze Konstitution durch Kasteiungen und Entbehrungen aller Art sehr geschwächt war, endgiltig durch einen Bluterguß in das Gehirn eingetreten sei; ob dieser Bluterguß die Folge einer großen plötzlichen Erregung durch eine äußere Veranlassung gewesen, konnte natürlich nicht ermittelt werden. Detroit's

polizeilicher Spürsinn fand bei der Durchsuchung der Lumpen, die der Einsiedler von Mesnil hinterlassen, zwischen zwei Streifen braunen Tuches, die der Klausner wahrscheinlich von seiner Kutte abgerissen und in Form eines Säckchens zusammengenäht hatte, jenen beschriebenen Linnenfetzen, der Ihr Interesse, Herr v. Krackwitz, so besonders erregt hat. Wahrscheinlich durch ein Versehen, vielleicht auch absichtlich, war dieser leinene Lappen nicht locker in das Säckchen hineingeschoben, sondern innerhalb desselben mit zwei Stichen festgenäht worden. Wie Sie, mein bester Junker, so fesselten die rothen Schriftzeichen auf dem Linnen auch Detroit, nur dachte Letzterer selbstverständlich nicht an ein Familiengeheimniß, sondern an eine politische Intrigue. Er hielt die Sache für wichtig genug, mir Mittheilung darüber zu machen und auf der Stelle umfangreiche Recherchen nach Denen anzustellen, die zuletzt mit dem Klausner verkehrt hatten. Nach den Aussagen des Kastellans von Mesnil und der in den Steinbrüchen unweit dieses Kastells beschäftigten Arbeiter, hatte am Tage nach der Jagd des Regenten ein junger Dragonerkapitän, eine ziemlich übel beleumundete Persönlichkeit unserer Gesellschaft, die Kapelle Sankt Anna besucht. Vom gleichen Tage an ist dieser junge Mann aus Paris verschwunden, zum Schrecken seiner zahllosen Gläubiger und zu noch größerem Schrecken des Herzogs von Maine, dessen katilinarischer Elitetruppe er angehörte. Kannten Sie den Baron v. Neuhoff?"

Dubois blickte bei dieser Frage schnell und plötzlich in

das Gesicht des Junkers, der stockend, als eröffne sich ihm mit einem Schlage eine neue, ungeahnte Perspektive, den Namen des Barons wiederholte.

„Neuhoff ist mir kein Fremder," sagte er, „aber ich müßte lügen, wollte ich behaupten, daß ich ihn je für etwas Anderes, als für einen Abenteurer gehalten hätte. Auch daß er zu den Verschwörern von Sceaux zählt, ist mir nichts Neues, da er Derjenige war, mit dem mich der Sekretär Buvat an jenem verhängnißvollen Abend im Café ‚Zur Lilie' verwechselt hatte. In welcher Verbindung dagegen Neuhoff mit dem Lord Carweß gestanden, das, Herr Staatsrath, ist mir ein Räthsel!"

„Auch dann noch, wenn ich Ihnen sage, daß Neuhoff der geheime Denunziant gewesen ist, auf dessen indirekte Veranlassung Sie der Bastille einen Besuch abstatten mußten?"

„Beim Himmel, Herr Staatsrath, ich verstehe die dunklen Motive nicht, die den Baron Neuhoff zu einem derartigen Vorgehen gegen mich veranlaßt haben! Hier kann nur ein Racheakt vorliegen."

„Das vermuthe auch ich. Wär's beispielshalber eine Unmöglichkeit, daß Neuhoff die seltsame Verwechslung Buvat's in Erfahrung gebracht haben könnte? Daß er Sie als den Vermittler der gegen den Regenten gerichteten Konspiration kennt?"

„Dann müßte Buvat geplaudert haben."

„Buvat oder — ein Anderer!"

„Herr Staatsrath, ich hoffe nicht, daß Sie mir eine derartige Schwatzhaftigkeit zutrauen! Ich bin über die

Kinderjahre hinaus und pflege ein gegebenes Wort zu halten!“

Dubois nahm den Junker lächelnd am Arm und führte ihn zum Fenster.

„Als Frau v. Beaubuisson mir seiner Zeit die von Ihnen gemachte Entdeckung mittheilte, zeigte ich ihr von diesem selben Platze aus die Thürme der Bastille, die dort drüben über das Dach des Palais Drouot zum Himmel streben, und erlaubte mir die Bemerkung, daß man daselbst nicht nur für Verbrecher, sondern auch für solche Leute, die nicht zu schweigen verständen, jederzeit ein offenes Quartier bereit halte. Ich rechne nur mit Thatsachen, mein lieber Junker, und Thatsache ist es, daß der Baron Neuhoff auf unerklärliche Weise hinter unsere geheimen Operationen gekommen ist. Baron Neuhoff flüchtete, nachdem er sich von Lord Carweß, wie ich vermuthe, Anknüpfungspunkte zu neuen Verbindungen im Auslande hatte geben lassen: er mußte flüchten, da ihm hier die Gerichte und seine Gläubiger im Nacken saßen; es war das Klügste, was er thun konnte, denn wäre er nur einen Tag länger in Paris geblieben, so hätte man ihn unschädlich gemacht. Ich bin nun zwar überzeugt, daß Neuhoff vom Auslande her Schritte einleiten wird, seine Mitverschwörer zu warnen; meine Vorkehrungen dawider sind aber derart, daß alle diese Versuche fruchtlos ausfallen werden. Doch genug davon; die Frage steht noch offen, wer von Ihnen Dreien, die Sie unsere Kenntniß der Verschwörung theilen, unvorsichtig genug war, zu plaudern. Buvat ist mein Subjekt, meine Maschine — er hat nicht gesprochen. Der Ver-

dacht bleibt also auf Ihnen, Junker, und auf Frau v. Beaubuisson hängen. Es wäre mir ein Leichtes, Sie Beide für die Zeit Ihres Lebens stumm zu machen — ah bah, mein Herr Junker, was erbleichen Sie? Solche Mittel wendet man bei Leuten Ihres Schlages nicht an! Wenn Sie nach der Bastille zurückkehren, wird man Ihnen Ihren Freibrief überreichen; der Freibrief enthält indessen gleichzeitig Ihre Ausweisung aus Frankreich, und damit Sie nicht gar zu entrüstet sind über dieses tyrannische Dekret, biete ich Ihnen eine gutbesoldete Stellung an als erster Sekretär bei unserer Legation in Madrid."

Dubois mochte sich wohl eine größere Wirkung von seinen letzten Worten versprochen haben, als diese thatsächlich auf Kracwitz ausübten, denn der Staatsrath schaute einigermaßen erstaunt in das keineswegs besonders erfreute Gesicht des Junkers, und fuhr dann rascher fort: „Es ist eine Vertrauensstellung, die ich Ihnen anbiete, Herr v. Kracwitz; da Sie aber der Zufall bereits in das Komplott von Sceaux eingeweiht hat, so konnte ich keinen besseren Beobachter für die geheimen Beziehungen finden, die das Kabinet von Madrid mit der Gesellschaft der Maines verbindet, als Sie."

„Herr Staatsrath," versetzte Kracwitz mit einem aus tiefster Brust kommenden Athemzuge. „Ich hoffe auf Ihre Gunst, und in dieser Hoffnung wage ich es, Ihnen frank und frei meine Antwort auf Ihren gütigen Vorschlag zu geben. Ich bin kein Diplomat, ich habe keinerlei Anlage dazu und würde allein aus diesem Grunde die Stellung, die Ihre Huld mir zugedacht hat, schlecht ausfüllen. Aber

ich bin weiterhin auch ein Deutscher, und wurde es mir schon schwer, in den Dienst einer deutschen Fürstin zu treten, die durch Blutsverwandtschaft an die Regierung von Frankreich gefesselt ist, so würde ich es doch nimmer über das Herz bringen können, mich ganz, mit Seele und Leib an die Interessen eines Landes ketten zu lassen, das von jeher als der erbittertste Feind meiner Heimath aufgetreten ist. Auch Sie sind ein Patriot, Herr Staatsrath, ich weiß, Sie werden meine Gefühle anerkennen! Verlangt es Ihre Politik, daß ich Paris, daß ich Frankreich verlasse, so soll das meinerseits ohne Murren, ohne Groll geschehen; ein freudiges Bewußtsein sogar wird mir die Brust schwellen, wenn ich mir beim Ueberschreiten der Grenze sagen darf, daß ich den Regenten jenes Reiches, dessen Gastfreundschaft ich zwei Jahre hindurch genossen, aus schwerer Gefahr befreit habe. Aber mit tiefgefühltem Danke, Herr Staatsrath, lehne ich Ihr Anerbieten ab."

Dubois' dünne Lippen preßten sich fest aufeinander, und die haarlosen Augenlider senkten sich über die Pupillen herab.

„Ueberlegen Sie sich die Angelegenheit noch einmal sorgfältig," sagte er mit Betonung jedes Wortes, „und melden Sie mir nach drei Tagen Ihren letzten Entschluß."

Wie spielend zog der Staatsrath dabei den Linnenstreifen vom Tisch, der die letzten Aufzeichnungen des Lord Carweß enthielt, und warf ihn in das flackernde Kaminfeuer. Durch das Knistern der Funken aber tönte scharf seine boshaft klingende Stimme: „Sie sind entlassen, Junker v. Krackwitz!"

Leichenblaß verbeugte sich Hans Kaspar und verließ das Gemach.

Eine Sekunde später klopfte es an der Thüre; der Leibdiener des Staatsraths trat ein.

„Um Vergebung, Herr Staatsrath, seit einer Viertelstunde schon wartet Buvat im Wandschrank; er käme in wichtiger Sache, meldete er, aber ich wagte nicht, zu stören, ehe der Herr Staatsrath nicht die letzte Unterredung beendet hatte.“

Dubois nickte und schritt in sein Arbeitszimmer zurück. An der schmalen Wand desselben, den Fenstern gegenüber, stand ein in Eichenholz geschnitzter Schrank — eine verkleidete Thüre, durch welche man auf einer geheimen Wendeltreppe in's Freie gelangte.

Der Staatsrath öffnete den Schrank und mit devotem Gruße trat der Sekretär Cellamare's, eine mit Papieren gefüllte Ledermappe unter dem rechten Arm, in das Gemach.

„Verzeihen mir der Herr Staatsrath unterthänigst,“ begann Buvat, „daß ich zu so ungewohnter Stunde mir vorzusprechen erlaube. Die Dringlichkeit meiner Sache möge meine Kühnheit entschuldigen. Ich bringe die letzten Kopien. Prinz Cellamare hat seinen Entwurf beendet; am 1. Dezember soll Portocarrero die Papiere nach Madrid bringen, um sie dort der Königin und Alberoni vorzulegen. Das mißglückte Attentat auf der Hofjagd, sowie das plötzliche Verschwinden des Barons v. Neuhoff, von dem man Verrath fürchtet, hat die Verschwörer stutzig gemacht; man will auf das Signal Alberoni's warten, um für alle Fälle hinter ihm Deckung zu haben.“

Dubois nahm die Mappe Buvat's in Empfang und durchblätterte die kopirten Aktenstücke, die den bis in die kleinsten Details ausgearbeiteten Plan der Verschwörung, die Erlasse, die sie rechtfertigen sollten, die Forderungen der Nation, die Resolution des Königs von Spanien an die Reichsstände, die Namen und genauen Charakteristiken der Mitwisser und so weiter enthielten. Während Dubois noch in die Lektüre dieser interessanten Dokumente vertieft war, trat sein Leibdiener zum zweiten Mal an ihn heran und überreichte ihm ein Billet, das seiner Meldung nach soeben von einem Kurier abgeliefert worden war. Das Billet war in Chiffern geschrieben, aber der Staatsrath las es, ohne einen Dechiffrirschlüssel zur Lösung zu benutzen.

„Eine neue Beschwerde von unserem Gesandten in Madrid," murmelte er. „Die Königin hat ihn öffentlich brüskirt, Alberoni bereitet ihm eine Blamage über die andere, das aufgehetzte Volk deutet mit Fingern auf ihn. Gottes Tod" — erregt sprang Dubois auf — „Du sollst Frankreich fürchten lernen, Spanien; unsere Reiterschwärme werden Deine Hidalgos zu Paaren treiben, und dann hüte Dich! Ich wünsche Euch heute Abend noch einmal zu sprechen, Buvat."

Buvat verschwand im Wandschrank und der Diener beeilte sich auf einen Wink Dubois', diesen umzukleiden. Dann verließ auch der Staatsrath das Gemach. Im Vorzimmer standen zwei Gendarmen Wache. Als Dubois an ihnen vorüberschritt, wandte er sich noch einmal zurück.

„Du bist Leconel?" fragte er einen der Posten.

„Sehr wohl, Herr Staatsrath," tönte die Antwort zurück.

„So kann ich mich auf Dich verlassen! Begib Dich ungesäumt nach der Bastille und melde dem Gouverneur, der Besitzer des letzten Freibriefes sei auf der Stelle von Neuem in Haft zu bringen!"

8.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Bastille hatte Krackwitz den Freibrief des Königs erhalten und war entlassen worden. Er kehrte direkten Weges in seine Wohnung zurück, wo er von Niko mit stürmischer Freude begrüßt wurde und ein Billet in Empfang nahm, das ein Diener der Frau v. Beaubuisson schon am gestrigen Tage für ihn abgegeben hatte. Dies Briefchen enthielt eine in so dringende Form gekleidete Bitte, Frau v. Beaubuisson zu besuchen, daß der Junker sich ohne Weiteres dazu anschickte, der Aufforderung Folge zu leisten. Ihm lag auch daran, seinen Ring von Amélie zurückzuerhalten, und in Anbetracht dessen, daß seine Zukunft aller Voraussicht nach binnen Kurzem andere Bahnen annehmen werde, sich von ihr ein entscheidendes Ja oder Nein zu holen.

Katharina, die Lieblingszofe der Frau Regina, trat Krackwitz im Vorzimmer mit verweinten Augen entgegen und nahm ihm den Mantel ab. Verwundert blickte Hans Kaspar in das Gesicht des Mädchens.

„Auch hier Kummer und Gram?" fragte er theilnahmsvoll. „Was fehlt Dir, Kind, bist Du krank?"

„Ich nicht, Herr Junker, aber das gnädige Fräulein — ach Du mein Gott!"

Katharina schluchzte laut auf, und Krackwitz trat erschrocken in den anstoßenden Salon, wo ihn Regina, von dem Besuche ihres Neffen bereits unterrichtet, empfing. Frau v. Beaubuisson war kaum wieder zu erkennen. Sie war völlig schwarz gekleidet, und diese dunkle Farbe des Kostüms erhöhte noch mehr ihr leidendes Aussehen. Ihre Augen, die sonst so lebendig und geistsprühend blitzten, waren von Thränen geröthet und von tiefen Schatten umlagert, die Wangen erschienen eingefallen, die Rosenblüthen, die sie zu schmücken pflegten, fehlten.

„Sie kommen in ein Haus des Unglücks, Hans Kas," sagte Regina mit zitternder Stimme und reichte dem Junker die schmale Rechte; „Gott hat uns schwere Prüfungen gesandt, und wir dürfen nicht einmal um Barmherzigkeit bitten, denn wir haben diese Prüfungen verdient."

Ein eigenartiges Gefühl der Beklemmung überschlich Krackwitz. Die letzten Tage hatten ihm herbe Erfahrungen und bittere Stunden genug gebracht. Ihm war, als stände er inmitten eines magischen Zauberkreises und als zögen sich enger und enger die unsichtbaren Ketten um ihn, die eine diabolische Gewalt leitete.

„Die Zofe erzählte mir schon im Vorzimmer, daß Amélie krank geworden sei," begann er zögernd, „aber ich hoffe, daß nur ein vorübergehendes Unwohlsein —"

Frau v. Beaubuisson brach in Thränen aus und erfaßte dabei die Hände des Junkers, um ihn neben sich auf den Divan zu ziehen.

„Wollte Gott, nur das wär's," schluchzte sie. „Nein, Hans, das Leiden Amélie's ist stärker, als jeder physische

Schmerz — es sitzt im Herzen! Barmherziger, hatte ich denn kein Auge für mein Kind, war ich denn blind, daß mir das veränderte Wesen Amélie's entgehen konnte? Nun erst, da die Katastrophe eingetreten, fällt mir's wie Schuppen von den Augen. O, warum widmete ich auch meine Zeit nutzlosen Spielereien statt der Erziehung meines Lieblings! Warum opferte ich mich den Interessen Anderer mehr und freudiger, als meinem eigenen Blute! Ich selbst habe mich anzuklagen, und dieser Schlag trifft mich mit Recht!"

Der tiefe Schmerz, der aus den Worten der Frau Regina sprach, erschreckte Krackwitz noch mehr. Ein schwerer Druck legte sich auf seine Schläfe, und eine innere, ungewisse Angst erfüllte sein Herz.

„Sie sind erregt, gnädige Tante," sagte er in beschwichtigendem Tone, aber er fühlte selbst, daß seine Worte trotz ihres tröstenden Inhaltes kaum minder aufgeregt klangen als die Regina's, „und in diesem Zustande sehen Sie vielleicht schwärzer, als nothwendig ist. Ich wage nicht auszudenken, was Sie andeuteten, ich verstehe, ich fasse nicht, was Sie meinen."

„O Hans, glauben Sie mir, eine qualvollere Stunde hat es nie in meinem Leben gegeben, als diese. Ich weiß, daß Sie Amélie lieben, und bin gezwungen, Ihnen sagen zu müssen, daß meine Tochter Ihrer Liebe nicht mehr werth ist! Amélie will, daß ich Ihnen Alles mittheile, und Gott weiß, ob dieser Wunsch nicht ihr letzter ist! Als Sie vor Monaten vor mich hintraten und um die Hand meiner Tochter baten, da lebte ich in dem stolzen

Gefühl, das Herz meiner Tochter sei noch rein. Aber schon damals hatte ein Teufel mein Kind umgarnt, ein gewissenloser Bube ihre Seele vergiftet. Ich kannte den Baron Neuhoff —"

„Neuhoff!" schrie Krackwitz auf. „Wieder er — und immer und immer wieder er? Ist dieser Neuhoff ein Dämon, der nur Unheil und Vernichtung ausstreut, wohin ihn das Schicksal führt? Ein Sendbote der Hölle, Verderben unter die Menschheit zu bringen?"

„Beim Himmel, das ist er!" rief Frau v. Beaubuisson. „Ich kannte Neuhoff bereits, als er noch im Pagendienst bei der Herzogin stand, und auch mich hat sein glattes, einschmeichlerisches Wesen zu bethören gewußt. Auf meine Veranlassung wurde er der hiesige Agent Ripperda's, und oft habe ich meine schützende Hand über ihn gebreitet, wenn sein unbändiger Leichtsinn ihm die Existenz zu vernichten drohte. Und aus Dankbarkeit für all' das, was ich zu seinen Gunsten gethan, zerstört er das Glück meines Lebens! Er stahl sich in das Herz Amélie's, um durch sie schneller zum Ziel seiner eigennützigen Zwecke zu kommen. Was galt es ihm, ob er den Seelenfrieden meines einzigen Kindes hinwegnahm, ob er ihr Herz brach, ob er sie dem Tod, und schlimmer als das, dem Verderben in die Arme warf? Ich verfluche die Stunde, da mir dies gleißnerische Antlitz zum ersten Mal entgegenlächelte. Auf meine Bitte theilte der Herzog v. Berwick, der Aelteste der Marschallstafel, mir einige der Anklagen mit, die gegen Neuhoff vorliegen, und denen er sich durch feige Flucht entzog — zu welcher Niedrigkeit ist dieser

Mann herabgesunken! Seiner Schwester, der Trevoux, hat er eine große Anzahl kostbarer Diamanten entwendet, seinem Kumpan, dem liederlichen Edward Law, hat er gegen eine halbe Million an baarem Gelde gestohlen, und doch würde ich ihm Alles verzeihen, hätte er mir mein edelstes Kleinod, mein Kind, gelassen!"

Frau v. Beaubuisson, die nach wie vor in heftiger Erregung, aber doch mit einem Anklang von theatralischem Pathos gesprochen hatte, der jeden Anderen als den fast geistesabwesenden Junker hätte widerwärtig berühren müssen, schwieg plötzlich und wandte den Kopf der eingetretenen Zofe zu.

„Das gnädige Fräulein," sagte Katharina, „hat gehört, daß der Herr Junker im Hause ist, und bittet den Herrn Junker, auf wenige Minuten zu ihr kommen zu wollen."

Frau v. Beaubuisson nickte und heftete dann ihr Auge fragend auf Krackwitz, dessen bleiches Gesicht und starrer Blick ihr gar nicht aufzufallen schien.

„Ist es Ihnen genehm, Hans?"

Mechanisch erhob sich der Junker und folgte der voranschreitenden Tante.

Im Boudoir Amélie's waren die Fenster verhängt, so daß das Auge Hans Kaspar's sich erst in dem weich und üppig ausgestatteten, dämmerdurchflutheten Raume zurechtfinden mußte. Eine zarte, bebende Stimme rief seinen Namen, und nun fiel der Blick des Junkers auf die Hinterwand des Gemaches, von der sich in dunklen Umrissen ein großes Himmelbett abhob.

Einen Moment schwankte Krackwitz — es klang und

rauschte ihm in den Ohren, seine Kniee zitterten — dann stürzte er vorwärts, brach vor dem Bette Amélie's in die Kniee und preßte seine fiebernde Stirne auf das kühle Seidenplumeau.

Er fühlte, daß eine kleine weiche Hand über seine Locken strich und hörte die Stimme wieder, die ihn so oft entzückt, aber nicht silberhell und übermüthig wie sonst, sondern matt und flüsternd.

„Hans, lieber Hans, werden Sie mir je vergeben können? Ich habe ein frevelhaftes Spiel mit Ihnen getrieben, aber ich büße es schwer. Sie selbst könnten keine tiefer treffende Rache ersinnen! Meine Liebe zu jenem Unwürdigen trieb mich zum Schlechten. Er kannte Ihr Familiengeheimniß, Hans, und zwang mich dazu, Ihnen den Ring Ihres Ohms abzulocken. Er sprach von den idealen Zielen, die er verfolgte und deren Erreichung ihm jener geheimnißvolle Schatz erleichtern helfen sollte, und ich glaubte ihm! Ich glaubte ihm — o Gott, warum sandtest Du nicht einen Deiner Engel zu mir herab, mich zu warnen, warum ließest Du mich schutzlos in seine Hände fallen!"

Der flüsternde Laut erstarb; durch das Zimmer klang nur vernehmbar der schnelle Athem Amélie's und das leise Stöhnen des Junkers, dessen Kopf immer noch auf der himmelblauen Seidendecke ruhte. Krackwitz war unfähig, ein Wort zu erwiedern, ihm war so unsagbar elend zu Muth, daß es ihm schon schwer wurde, seine Gedanken zu sammeln. Schlag auf Schlag war des Unglücks Eisenhammer auf ihn herabgefallen, aber von den Wunden, die dieser hinterlassen, war die schmerzreichste doch die soeben

empfangene. Ein Schleier war damit von seiner Seele gerissen worden, und grell und unheimlich überfluthete ihn das Licht einer furchtbaren Erkenntniß.

Leise knarrte die Thüre, das bleiche, angstvolle Gesicht der Frau v. Beaubuisson erschien in der Spalte und ihre Stimme rüttelte den Junker aus seiner geistigen Lethargie.

„Ihr Diener ist draußen, Hans Kas," fuhr Regina fort, „eine Anzahl Häscher ist in Ihre Wohnung gedrungen, hat Ihre Sachen mit Beschlag belegt und Sie selbst verhaften wollen."

Krackwitz sprang auf. „Wie? Sind die Gesetze Frankreichs so vielseitig deutbar, daß irgend ein hochstehender Schurke den Unschuldigsten ohne Weiteres in die Bastille werfen lassen kann? Aber nicht zum zweiten Male will ich dem Henker Dubois in die Finger fallen!"

Er stürmte zur Thüre. Wieder rief ihn die Stimme Amélie's zurück.

„Hans, Hans! Vergibst Du mir nicht? Sage ein Wort der Verzeihung, ein Wort nur, auf daß ich in Frieden sterben kann!"

Mit beiden Händen griff Krackwitz an die Stirn, er glaubte wahnsinnig werden zu müssen.

„Alles vergeb' ich Dir, Alles!" rief er und preßte die Rechte des Mädchens an seine Lippen und dann auf sein pochendes Herz. „Ob Du mich auch verrathen hast und betrogen, ich kann Dir doch nie zürnen, nur beten für Dich!"

„Herr Junker — Herr Junker!"

Das war die Stimme Niko's, der im Nebengemach angstvoll auf seinen Herrn wartete. Gewaltsam riß Krackwitz sich los und stürzte davon, nicht achtend des letzten klagenden Rufes, der an sein Ohr schlug.

Im Vorzimmer nahm Frau v. Beaubuisson den Aufgeregten am Arm.

„Niko hat mir erzählt,“ sagte sie in besonnenerem und ruhigerem Tone, „daß Dubois Ihnen, Gott weiß aus welchen Gründen, nachstellt. Der Mann hat die Macht und kann Sie vernichten, wenn er will. Fliehen Sie, Hans, in Paris hält Sie ja doch nichts mehr zurück, und draußen in der weiten Welt werden Sie die Unbill und die Trübnisse vergessen, die Ihnen das Schicksal hier zu Theil werden ließ. Ich habe zwei Bedientenlivreen der Herzogin besorgen lassen; wenn Sie und Niko dieselben anlegen, werden Sie unaufgehalten Paris verlassen können.“

Die Verkleidung war bald bewerkstelligt, dann verließen Herr und Diener durch eine Hinterthüre das Palais. Niko, dem nicht minder als Krackwitz an schleuniger Flucht gelegen war, kannte einen Fuhrwerksbesitzer und hoffte sich mit leichter Mühe einen Wagen verschaffen zu können. Aber an der nächsten Straße umringte Beide ein dichtes Menschengewühl. Vor der Law'schen Bank hatten die Massen sich zusammengerottet; hundert Fäuste erhoben sich drohend gegen die glänzenden, halbvergitterten Scheiben, und wüste Schimpfreden, Flüche und Drohungen schwirrten durcheinander.

Aus den Reden der Umstehenden erfuhr Krackwitz unschwer die Ursache des Volksauflaufs. Auf Anregung

Law's waren seit einigen Tagen ganze Kolonnen von Verbrechern und Dirnen von Paris aus nach Havre geschafft worden, um von dort nach den neuerworbenen Mississippigebieten transportirt zu werden. Aus Versehen oder mit Absicht hatte man sich aber auch außer der Gesunkenen einer Anzahl ehrbarer Frauen und Mädchen versichert, die nun mit jenen Anderen das Schicksal der Deportation theilen mußten. Aufgestachelt durch die Väter und Mütter der Entführten verlangte das längst gegen Law und seine Hintermänner mißtrauisch gewordene Volk gebieterisch Rechenschaft und umtobte die Gebäude der Bank. Krackwitz und Niko mußten mit Recht fürchten, daß sie in ihren orleanistischen Livreen mancherlei Insulten ausgesetzt sein würden.

Ihre Befürchtungen trafen ein, ehe die Beiden noch Zeit gewonnen hatten, sich vor dem aufgeregten Pöbel in eines der Häuser zu flüchten.

„Seht nur, seht!" rief ein baumstarker Kerl, den die aufgestreiften Aermel und die blutbespritzte weiße Schürze als Schlächter kennzeichneten, „das sind auch zwei Kreaturen der Regierung, zwei Handlanger der Genossen des Law! Vielleicht können die Euch Auskunft darüber geben, wo Eure Töchter geblieben sind. Fragt sie einmal!"

Zwanzig, dreißig robuste Gestalten umringten Krackwitz und Niko.

„He, hollah, Ihr Braven, kommt Ihr aus dem Palais Royal? Habt Ihr heute schon den Regenten gesprochen? Gehört Ihr auch zu den Tyrannen des Volkes? Wißt Ihr nicht, wer uns unsere Töchter gestohlen hat?"

So klangen zahllose Fragen, alle von wilden Gestikulationen begleitet, an die Ohren der Verkleideten, und blitzende Augen musterten die verhaßten Livreen.

„Potz Backbord und Takelage!“ brüllte eine dröhnende Stimme dazwischen, und ein breitschulteriger Mann mit rothem vollbärtigen Gesicht drängte sich durch den Menschenring; „wo habe ich denn dieses Mehlsuppengesicht schon einmal gesehen? Hollah, mein Bürschchen, wende die Nase nicht gegen den Wind, schau' mich 'mal an. So, nun weiß ich auch, daß ich's mit dem Herrn Junker v. Krackwitz zu thun habe, mit jenem spindelbeinigen Gesellen, der im Café ‚zur Lilie‘ sein Späßchen mit mir treiben wollte, und der es dahin gebracht hat, daß meinem Bruder die Konzession entzogen worden ist! Oho, mein Lämmchen, ich habe ein gutes Gedächtniß, und namentlich die Leute, mit denen ich noch abrechnen muß, merke ich mir! He, Junker v. Krackwitz, kennt Ihr mich wieder, den Kapitän Wichmannshausen vom ‚Ephemeros‘, der Euretwegen in einem verdammten Mauerloche brummen mußte, wo ihn die Ratten fast aufgefressen hätten! Tretet doch 'mal näher heran, Junkerchen, und erzählt uns, wie Ihr in die Lakaienuniform der Orleans kommt, es interessirt uns Alle, denn wir dulden keine Spione!“

Der Seemann hatte kaum das Wort „Spione“ ausgesprochen, als sich ein dumpfes Gemurmel erhob und man von allen Seiten auf die beiden Verkleideten eindrang. Aber der Kapitän wollte zunächst seine eigene Rechnung mit Krackwitz abschließen, ehe er die „Spürhunde des Re-

genten" der Wuth des Volkes überließ; er schob deshalb mit dem Ellenbogen die Nächsten zur Seite und trat näher an die Verkleideten heran.

„Sollt' ich nicht auch das bucklige Landgewächs kennen, das Ihr da zur Seite habt?" höhnte er und faßte Niko an einer der silbernen Schnüre seiner Livree. „Euer Gesicht, Freundchen —"

„Da, Du Vogelscheuche!" rief Niko wüthend, und mit geballter Faust schlug er dem Kapitän in das weinrothe Antlitz, daß dieser mit einem Schrei der Wuth und des Schmerzes nach rückwärts taumelte. Auch das übrige Volk wich erschrocken zurück, und diesen Moment benutzte Niko, um seinem Herrn schleunigst zuzuflüstern: „Nun fort! In's nächste Haus, die Thüre steht offen!"

Die Beiden wandten sich zur Flucht, rechts und links gewaltige Püffe austheilend und sich mit den Fäusten Platz bahnend.

„Haltet sie — haltet sie!" brüllte Kapitän Wichmannshausen.

Dann brach plötzlich ein vielstimmiges Geschrei aus, Trommelwirbel erklang und dazwischen der laute, befehlende Ruf: „Auseinander! Räumet die Gasse!"

Eine Abtheilung Stadtsoldaten marschirte durch das sich theilende Volk, an ihrer Spitze ein Offizier, bei dessen Anblick das bleiche Gesicht des Junkers sich noch mehr entfärbte. Mit rascher Bewegung zog er Niko an sich und wandte sich dann dem Lieutenant zu.

„Auf ein Wort, Herr v. Valarède, wenn ich bitten darf!" sagte er leise. „Sie sehen mich und meinen Diener

in einer merkwürdigen Verkleidung; es handelt sich um eine Wette harmloser Art. Das Volk insultirte uns, als es die orleanistischen Livreen sah, haben Sie die Güte, uns zu schützen."

Um die blutleeren Lippen des jungen Offiziers lagerte sich ein Zug triumphirender Bosheit. Er strich mit der Rechten über seinen zierlich gedrehten Knebelbart und entgegnete mit leichter Verbeugung: „Sehr gern, Herr v. Krackwitz. Ich komme soeben aus Ihrer Wohnung — ich suchte Sie bereits! Laflûte, einen Wagen! Und nun auseinander, Ihr Leute! Seid Ihr Rebellen, daß Ihr so wenig die Gesetze respektirt?"

Pfeifend und johlend zerstreuten sich langsam die Massen. Während dessen fuhr der von Valarède befohlene Wagen vor, und der Offizier lud Krackwitz mit kurzer Handbewegung zum Einsteigen ein.

Widerstand wäre Wahnsinn gewesen! Krackwitz stieg daher ein, und neben ihm nahm Niko Platz. Sein Verstand hatte ihm schon gesagt, daß Alles verloren sei, aber der brave Bursche freute sich doch, wenigstens nicht von seinem geliebten Herrn getrennt zu werden.

Dem Junker gegenüber ließen sich zwei Bewaffnete nieder, ein Dritter schwang sich auf den Kutschersitz und nahm selbst die Zügel in die Hand.

„Nach der Bastille," sagte Herr v. Valarède leise, aber doch so laut, daß Krackwitz es hören konnte. Die Pferde zogen an.

„Glückliche Reise!"

Im Fensterrahmen erschien noch einmal das grinsende

Gesicht des Kapitäns Wichmannshausen. Der Junker schloß die Augen, und da kam es plötzlich über ihn mit seltsam visionärer Gewalt. Zwei Gestalten tauchten vor ihm auf: die eine mit dem treuen Antlitz des alten Bienecker Kastellans, die andere mit den Gluthaugen der Donna Pasquita. Und Krackwitz vermeinte deutlich die Worte zu hören: „Hüten Sie sich! Ich glaube, Sie reisen einer großen Gefahr entgegen! — Möge Gott Sie schützen und möge kein sündhaft Weiberauge Ihr Herz frühzeitig verdorren lassen!" — — —

Aus der Ferne tönte verworren und unbestimmt noch immer das Gejohle des Volkes herüber und der Spottsang auf Law und die Gründer der Mississippi-Bank:

„Lundi j'achetai des actions,
Mardi je gagnai des millions,
Mercredi j'arrangeai mon ménage,
Jeudi je pris un équipage,
Vendredi je fus au bal
Et samedi à l'hôpital!"*)

Einige Tage nach diesen Ereignissen stieg Don José Pacheco die zu den Appartements der Frau v. Beaubuisson führende Treppe hinauf. Als er das Vorzimmer betrat,

*) Montags kaufte ich mir Aktien,
Dienstags verdiente ich Millionen,
Mittwochs richtete ich meine Wirthschaft ein,
Donnerstags schaffte ich mir eine Equipage an,
Freitags fuhr ich mit ihr auf den Ball
Und Sonnabends in's — Armenhaus!

kam ihm bereits Regina entgegen, dunkelfarbig gekleidet, im Straßenpelz und Hut. Der junge Spanier schaute etwas erstaunt in das übernächtige, verstörte Antlitz der Dame.

„Ich bitte um Vergebung, meine Gnädige," sagte er, „ich fürchte zu stören, aber nicht die Galanterie trieb mich diesmal zu Ihnen, sondern die Pflicht. Sie wollen ausgehen; gestatten Sie, daß ich Sie begleite?"

„Meine Sänfte steht schon vor der Thüre, Don José," erwiederte Frau v. Beaubuisson in leichter Verlegenheit. „Haben Sie mir indessen etwas von Wichtigkeit mitzutheilen, so bitte, nehmen Sie Platz. Mein Besuch hat keine Eile."

Regina wies auf einen Fauteuil. Don José dankte und blieb hinter dem Sessel stehen, während Regina sich ermüdet niederließ.

„Sie wissen, Madame," begann er, „daß Neuhoff aus Paris verschwunden ist. Die eigenartigen Umstände, die seine Flucht begleiteten, haben in mir Befürchtungen mancherlei Art erweckt, und da Sie sowohl wie Ihr Fräulein Tochter dem Verschwundenen stets nahe gestanden haben, so glaubte ich am besten von Ihnen Auskunft darüber erhalten zu können, ob meinen Befürchtungen eine gewisse Wahrheit zu Grunde liegt."

Frau v. Beaubuisson verzog keine Miene. „Worüber wünschen Sie Auskunft, Don José?"

„Zunächst über den Ring Sedkerka's. Ich habe wunderlicher Weise auch den Junker v. Krackwitz seit längerer Zeit nicht gesehen."

„So viel mir bekannt, hat auch der Junker Grund gefunden, Paris plötzlich zu verlassen. Vorher aber ist es Neuhoff noch gelungen, Krackwitz den Ring seines Ohms zu stehlen!"

„Sie sagen das mit einer Ruhe, Madame," rief der Spanier erregt, „die in erstaunlichem Gegensatz zu der Thatsache steht, die Sie mir mittheilten! Auf welche Weise ist der verhängnißvolle Ring in die Hände Neuhoff's gekommen? Gutwillig wird ihn Krackwitz diesem abenteuerlichen Deutschen, mit dem er stets auf gespanntem Fuße lebte, wohl kaum überlassen haben! Wollen Sie die Güte haben, mich darüber aufzuklären? Ich habe das Recht, diese Aufklärung zu fordern, im Namen Ripperda's!"

Frau v. Beaubuisson erhob sich stolz und ein zorniger Blick traf Pacheco. „Sie haben nichts von mir zu fordern, Don José. Weder Sie, noch der Baron Ripperda. Aus Liebe und Anhänglichkeit zu meiner Herzogin und zu ihrem Hause ließ ich mich verleiten, an Euren Intriguen Theil zu nehmen; Ihr Alle habt mich betrogen, wie ich meinen Neffen betrog, und wenn die zeitliche und ewige Strafe für Eure Schurkereien auch nicht ausbleiben wird, schwerer und furchtbarer kann sie Euch nicht treffen, als mich! Don José Pacheco — schauen Sie dorthin!"

Regina stieß die Thüre zum Nebengemach auf. Ein blendender Lichterglanz und ein sinnbetäubender Duft von scharfen Essenzen und Treibhausblumen schlug José entgegen. Halb verdeckt von Pflanzenarrangements, Orangen, Orchideen und Fächerpalmen, stand ein Katafalk, und auf ihm ruhte, in weißen Atlaß gehüllt, gleichwie in friedlichem Schlummer, eine Mädchengestalt.

Entsetzt starrte der junge Spanier auf den Katafalk; aus seinen Wangen trat das Blut, Eiseskälte durchfröstelte ihn.

„O Madame," stammelte er, „das wußte ich nicht! Vergeben Sie mir!"

Und einem plötzlichen Impulse folgend, drückte José die Hand Regina's an seine Lippen und verließ schnellen und unsicheren Schrittes das Gemach. —

Frau v. Beaubuisson hatte sich in ihrer Porte-chaise nach dem Palais Dubois tragen und bei dem Minister — seit Kurzem verfügte Dubois auch offiziell über das Portefeuille für die auswärtigen Angelegenheiten — anmelden lassen. Regina wunderte sich selbst, daß sie ohne Weiteres angenommen wurde und daß ihr Dubois mit freundlichem Lächeln entgegenkam.

„Sehe ich Sie auch einmal wieder bei mir, theuerste Madame," sagte er. „Sie haben sich lange nicht blicken lassen. Aber, mein Gott, was ist Ihnen denn widerfahren, welche geheime Gewalt hat diese Falten auf Ihre schöne Stirn gegraben?"

„Der Kummer, der Gram und die Sorge," entgegnete Regina fest. „Ich habe vorgestern mein einziges Kind, meine Tochter Amélie verloren. Sie erlag einem heftigen Nervenfieber. Mit ihr aber ist auch in mir die Lust am Leben erloschen; mein Wunsch ist, in einem fernen Kloster sterben zu dürfen. Ich habe noch eine Bitte an Sie frei," — damit legte Frau v. Beaubuisson jenen Kartonthaler, den sie einst von Dubois empfangen, auf den nächsten Tisch — „und diese Bitte ist die Ursache meines heutigen Besuches.

Belehnen Sie mich mit der Oberin-Stellung eines Klosters, das so weit wie möglich von diesem neuen Babel entfernt liegt. Ich würde Ihnen dafür unendlich dankbar sein!"

„Ich bedauere Sie aufrichtig, Madame," erwiederte Dubois. „Es ist ein großer Schmerz und ein großer Verlust, den Sie erlitten haben. Es gereicht mir daher zu besonderer Freude, Ihre Bitte erfüllen zu können. In der Mainotenkolonie am westlichen Rande der Insel Korsika liegt das Kloster der heiligen Agnes. Selbstverständlich ist dieses Kloster, wie ganz Korsika, Eigenthum der freien Republik Genua, aber meine Verbindungen mit den maßgebenden Persönlichkeiten dieses geistlichen Instituts und mit seinen Protektoren ermöglichen es mir, Sie an Stelle der kürzlich verstorbenen Priorin in Vorschlag zu bringen. In etwa acht Wochen können Sie sich reisefertig halten. Ich bin überzeugt, Madame, daß Sie sich in diesem Kloster sehr bald heimisch fühlen und ihren Schmerz mit der Zeit überwinden werden."

Frau v. Beaubuisson wollte soeben einige Dankesworte an Dubois richten, als nach leisem Klopfen der alte Diener desselben in's Zimmer trat.

„Obrist Coutelle ist eingetroffen," berichtete er.

Ein Ausdruck neugieriger Spannung trat auf das Geiergesicht des Ministers.

„Herein mit ihm," befahl er kurz.

Ein Offizier von herkulischen Körperformen, mit erhitztem Gesicht und beschmutzter Montur erschien in der Thüre, verneigte sich und warf dann einen fragenden Seitenblick auf Frau v. Beaubuisson.

Dubois verstand diesen Blick. „Sprechen Sie, Obrist," sagte er.

„Habe zu melden, daß der Abbé Portocarrero zu Poitiers festgenommen worden ist; seine Papiere trage ich bei mir."

Obrist Coutelle griff in die Brusttasche seines Waffenrockes, holte ein Packet Briefschaften aus derselben hervor und überreichte sie dem Minister, der hastig nach ihnen griff.

Nur einen Blick warf Dubois in diese Papiere, dann schleuderte er sie auf seinen Arbeitstisch und wendete das lächelnde Gesicht von Neuem der Frau v. Beaubuisson zu.

„Wissen Sie, verehrte Frau, was diese Meldung zu bedeuten hat?" sagte er mit starker Stimme. „Sie hat zu bedeuten, daß von diesem Augenblick an der Geheimbund von Sceaux und die Verschwörung des Herzogs von Maine zu existiren aufgehört hat!"

Gräfin Edith.

Novelle

von

E. v. Barfus.

1. (Nachdruck verboten.)

In dem reich und geschmackvoll ausgestatteten Salon einer vor den Thoren der Residenz gelegenen eleganten Villa war eine alte Dame mit dem Lesen eines soeben erhaltenen Briefes beschäftigt.

Die verwittwete Gräfin v. Hirschberg lebte seit dem vor zehn Jahren erfolgten Tode ihres Gemahls, des Generals Grafen v. Hirschberg, in völliger Zurückgezogenheit von der großen Welt, die nur hin und wieder durch den Besuch einiger nahen Verwandten und weniger intimen Bekannten unterbrochen wurde. In starren Standesvorurtheilen befangen, stets nur in den höchsten Kreisen sich bewegend, war der alten aristokratischen Dame das Leben und Treiben der modernen Welt in hohem Grade antipathisch, und sogar vom Hofe, an welchem sie zu Lebzeiten ihres Gemahls häufig erschienen war, hatte sie sich völlig zurückgezogen, weil es ihr zuwider war, daselbst sich mit Leuten auf gleichem Boden zu finden, deren Berechtigung hiezu, ihrer Ansicht nach, nur aus ihrem Geldbeutel entsprang.

Da die Gräfin kinderlos war, hatte sie vor einigen Jahren die verwaiste Tochter einer jüngeren Schwester zu sich genommen und deren Erziehung ganz in ihrem Sinne geleitet.

Edith v. Westernhoff hatte sich unter den Augen ihrer strengen Tante zu einer vollendeten jungen Dame entwickelt, deren elegante, vornehme Manieren und imposante Schönheit von den wenigen Besuchern der alten Excellenz Hirschberg gepriesen und bewundert wurden.

Einer der eifrigsten Bewunderer dieser Schönheit war ein Schwager der Gräfin, ein jüngerer Bruder des Generals, der nach dem Tode des Letzteren die großen Majoratsgüter der Familie geerbt hatte und eine hohe Stellung bei Hofe bekleidete. Graf Hermann v. Hirschberg war unverheirathet geblieben, da er, so lange sein Bruder lebte, nur eine geringe Apanage aus den Gütern bezog, und er, trotz des bedeutenden Gehaltes seiner Charge, sehr viel für seine etwas kostspielige und luxuriöse Lebensweise verbrauchte. Er war ein stattlicher und rüstiger Mann im Anfange der fünfziger Jahre und für manche Mutter mit heirathsfähigen Töchtern der Gegenstand eifriger Bestrebungen und Wünsche, zumal nach dem Tode seines älteren Bruders.

Edith v. Westernhoff hatte in dem Hause ihrer Tante fast wie Dornröschen gelebt, seit sie vor fünf Jahren von dem Gute ihrer Eltern in das ihr gebotene Asyl gekommen. Im Anfange kam sich das junge, fünfzehnjährige Mädchen, voll Lebensmuth und kindlichem Frohsinn, wie ein gefangenes Vögelchen vor im Hause ihrer ernsten,

streng auf Aeußerlichkeiten haltenden Tante, die es sehr bald verstand, die übersprudelnde Lebhaftigkeit und Natürlichkeit ihrer Nichte in die Grenzen einer starr beobachteten Etikette zurückzudrängen. Die Gräfin meinte es dabei auf ihre Art gewiß sehr gut mit Edith und glaubte nur für deren Bestes zu sorgen, wenn sie die Ausbrüche ihres lebhaften Temperamentes nach Kräften unterdrückte; dergleichen paßte sich doch nicht für ein Freifräulein v. Westernhoff und die Nichte der Gräfin v. Hirschberg. War sie doch selbst in strengster Beobachtung der äußeren Formen erzogen worden und hatte sich ihr ganzes Leben lang gut dabei befunden.

Wenn Kurt v. Westernhoff, Edith's einziger, wohl zehn Jahre älterer Bruder, der das sehr verschuldete Gut seines Vaters übernommen hatte, sein Schwesterchen in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes bei der Gräfin nicht öfters besucht und sie getröstet hätte, das junge Vögelchen wäre gewiß der ungewohnten Gefangenschaft zum Opfer gefallen. Kurt indeß, an dem Edith mit leidenschaftlicher Liebe hing, sprach ihr Muth zu und vertröstete sie mit der Hoffnung, daß er sie wieder zu sich nehmen würde, sobald er Westernhoff nur einigermaßen wieder emporgebracht hätte. Bald jedoch that die Zeit das Ihrige, und Edith hatte sich an das Leben im Hause ihrer Tante gewöhnt, die es übrigens nicht an den besten Lehrern fehlen ließ, um die auf dem Lande etwas vernachlässigte Ausbildung des jungen Mädchens zu vervollständigen.

Die Gräfin hatte den Brief zu Ende gelesen, sie erhob sich, klingelte ihrer Kammerjungfer und ließ durch dieselbe

ihre Nichte bitten, sich zu ihr zu bemühen. Wenige Minuten darauf trat Edith v. Westernhoff in den Salon ihrer Tante, küßte dieser die Hand und fragte nach ihren Befehlen.

Mit Wohlgefallen betrachtete die alte Dame die hohe, schlanke Gestalt ihrer Nichte, den schönen Kopf mit dem aschblonden Haar, die dunkelbraunen, von schwarzen Augenbrauen überwölbten Augen, die sichere, natürlich-vornehme Haltung des jungen Mädchens.

„Nimm Platz, Edith, und lies diesen Brief, den ich soeben erhalten," sagte die Gräfin, während sie nach der Musterung ihrer Nichte unwillkürlich vor sich hinmurmelte: „Mein Herr Schwager zeigt in der That keinen üblen Geschmack!"

„Das ist wohl nur ein Scherz vom Onkel Hermann!" rief Edith lachend aus, nachdem sie den Brief gelesen.

„Einen so unpassenden Scherz würde sich mein Schwager weder mit mir, noch mit einer in meinem Hause lebenden jungen Dame erlauben," versetzte die Gräfin mit gerunzelter Stirne. „Wie kommst Du zu dieser etwas unpassenden Idee, Edith?"

„Nun, liebe Tante, der Onkel ist doch schon ein alter Mann und — "

„Ein Mann von einigen fünfzig Jahren ist kein alter Mann, ma chère, zumal, wenn er sich so vorzüglich konservirt hat, wie Graf Hermann. Seine Stellung in der Gesellschaft ist eine ausgezeichnete, sein Vermögen ein glänzendes; ich möchte daher wohl wissen, was ein junges Mädchen ohne jedes Vermögen, ohne irgendwie begründete Ansprüche gegen einen so ehrenvollen, glänzenden Antrag

einzuwenden haben könnte? Du wirst mir doch hoffentlich nicht den Einwand machen wollen," fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß Edith etwas erwiedern wollte, „daß Du den Grafen nicht liebst; von einer jungen Dame von Stande, die unter meinen Augen erzogen worden ist, darf ich wohl dergleichen vulgäre Ansichten nicht erwarten. Doch genug! Gehe auf Dein Zimmer, mein Kind, und überlege Dir die Sache, ich bin fest überzeugt, daß Du viel zu vernünftig bist, um eine so glänzende Zukunft, wie sie Dir hier geboten wird, wegen kindischer Sentimentalität von der Hand zu weisen. Zum Diner erwarte ich Deinen Entschluß."

Graf Hermann Hirschberg hatte, seitdem Edith v. Westernhoff sich so herrlich entwickelt, eine heftige Leidenschaft für seine schöne Nichte gefaßt und diese mit großer Galanterie und Courtoisie behandelt, was dem jungen Mädchen, das selten oder gar nicht in die große Welt kam, nicht wenig schmeichelte; sie hatte ihren stattlichen, galanten Oheim sehr gern, sah aber stets nur den älteren Verwandten in ihm. Nun sollte sie diesem Manne näher treten, seine Gattin werden, in seinem Hause auf die glänzendste Weise repräsentiren, in der Gesellschaft, bei Hofe eine gewiß vielfach beneidete Rolle spielen! Das Alles ging im Kopfe des auf seinem Zimmer unruhig auf und ab gehenden jungen Mädchens herum; ihr Herz blieb bei der Sache gänzlich unberührt, da sie im Hause der Gräfin nur einige ältere Herren kennen gelernt hatte, im Vergleich zu denen Graf Hermann ein Jüngling zu nennen war. Edith bedachte auch, wie unangenehm, ja unerträglich ihr Leben bei ihrer Tante künftig sich gestalten würde, wenn

sie dieselbe durch Zurückweisung des Antrages erzürnte. Der Gedanke, auf dem einsamen Gute ihres Bruders leben zu müssen, im Falle sie sich mit der Gräfin überwarf, erschien gerade auch nicht sehr verlockend; sie beschloß daher, dem Grafen ihr Jawort zu geben.

Als sie beim Diner ihre Tante bat, den Grafen Hermann durch einige Zeilen zum Thee einzuladen, weil sie mit ihm erst sprechen müsse, bevor sie sich entscheiden könne, war die alte Dame ihrer Sache gewiß, unterdrückte jedoch klugerweise ihre Freude und brachte das Gespräch bald auf gleichgiltige Dinge.

An demselben Abende trat Graf Hirschberg nach einem ermunternden Wink seiner Schwägerin in ein neben dem Salon gelegenes Boudoir, wo Edith ihn bereits erwartete. Noch bevor diese das Gespräch eröffnen konnte, bat der Graf Edith, sie möge ihm verzeihen, daß er sich nicht direkt an sie mit seiner Erklärung und seinem Antrage gewendet, er habe es nicht gewagt, da ihm eine Zurückweisung aus ihrem Munde zu schmerzlich gewesen sein würde.

Edith fühlte sich angenehm berührt durch diese Erklärung des Grafen, und eröffnete demselben nun ihrerseits, daß sie sich sehr geehrt fühle durch seinen Antrag, daß sie den Grafen auch gern habe und gewiß glücklich an seiner Seite leben würde, daß sie es aber für ihre Pflicht halte, ihm offenherzig zu gestehen, sie liebe ihn nicht so, wie ein Mann es wohl von seiner Gattin verlangen dürfe. Wenn der Graf nach diesem Geständnisse noch ihre Hand begehre, so sei sie bereit. seine Gattin zu werden.

„Theure Edith," erwiederte der Graf, ihr zärtlich die

Hand drückend, „theure Edith, es wäre thöricht, ja anmaßend von mir, zu erwarten, daß Sie einen Mann, der so viel älter ist, als Sie, leidenschaftlich lieben sollten; ich bin zufrieden, ja glücklich, wenn ich mich Ihrer freundschaftlichen Zuneigung, Ihrer Achtung zu erfreuen habe. Diese Zuneigung, diese Achtung mir zu erhalten und zu mehren, soll das Ziel meines Lebens sein. Dank, tausend Dank, liebe Edith, für Ihre Güte!"

Wenige Tage später wurde die Verlobung des Grafen Hermann v. Hirschberg mit Edith v. Westernhoff öffentlich proklamirt, welcher Festlichkeit auch Kurt v. Westernhoff beiwohnte, der nicht wenig überrascht war über diesen Schritt seiner geliebten Schwester. In einem längeren traulichen Gespräche setzte diese ihrem Bruder die Gründe auseinander, welche sie bewogen, der Werbung des Grafen Gehör zu geben, und obschon Kurt dieselben nicht billigen konnte, so wollte er seiner Schwester doch das Herz nicht schwer machen; er behielt seine Ansicht für sich.

„Es wird und kann die Stunde nicht ausbleiben," sagte er, „in der auch Dein Herz der Leidenschaft zugänglich sein wird; dann, liebe Edith, erwarte ich von Dir, von Deinem Stolze, daß Du nicht vergißt, wie nicht allein die Ehre Deines Mannes, sondern auch die meinige Deiner Obhut anvertraut ist!"

2.

Zwei Jahre waren seit der Vermählung Edith's vergangen; die schöne, stolze junge Frau hatte sich überraschend schnell in die glänzende Stellung gefunden, welche die Verbindung mit dem Grafen Hirschberg ihr geschaffen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die hohe, eigenthümlich reizvolle Schönheit Edith's, die sich jetzt zur vollen Blüthe entfaltet hatte, der Gegenstand vielfacher eifriger Huldigungen wurde; es lag aber in der ganzen Haltung und dem Wesen der jungen Gräfin etwas so Hoheitsvolles, Abweisendes, daß keiner der jungen Männer, die sich um ihre Gunst bewarben, sich auch nur der geringsten Bevorzugung rühmen konnte. Edith war gegen Jedermann gleich höflich, gleich freundlich und artig.

Graf Hirschberg war entzückt von seiner Gemahlin und beeilte sich, jeden Wunsch derselben zu erfüllen. Sein einziger Kummer war der, daß seine Ehe bisher kinderlos geblieben war.

Zwischen ihm und seinem Schwager Kurt v. Westernhoff hatte sich in dieser Zeit ein sehr inniges Freundschaftsverhältniß entwickelt, gegründet auf gegenseitige Achtung und Dankbarkeit von Seiten Kurt's, da der Graf ihm behilflich gewesen war, das tief verschuldete Familiengut von allen Lasten zu befreien.

An einem klaren Herbstmorgen ritt Edith, die eine passionirte Reiterin geworden, nur gefolgt von einem Reitknechte, in den Alleen des schönen, ausgedehnten Parkes spazieren, der die ganze Westseite der Residenz umgibt. Leicht und gemessen erwiederte sie die ehrerbietigen Grüße der ihr begegnenden Cavaliere, die der schönen Frau manch' bewundernden Blick nachsendeten. Als sie eben aus der Hauptallee in einen Nebenweg einbog, kamen ihr zwei Reiter entgegen, von denen der eine durch den fremdländischen Typus seines Gesichtes und seine ungemein stattliche

Gestalt auffiel. Es war der ungarische Graf Ferenzy, einer der eifrigsten Bewunderer Edith's. Bereits mehrere Male hatte er in unzweideutiger Weise seine Leidenschaft für Edith zu erkennen gegeben, und auch jetzt schaute er, als er grüßend an ihr vorüberritt, die schöne Gräfin mit einem Blick aus seinen dunklen Augen an, daß deren Antlitz sich unwillkürlich mit einer leichten Röthe bedeckte.

„Ein herrliches Weib, diese Gräfin Hirschfeld!" bemerkte der Begleiter des Grafen Ferenzy, als Edith vorüber war. „Sie sind zu beneiden, Graf, denn ihre Verwirrung bei Ihrem Anblick beweist, daß Sie ihr nicht gleichgiltig sind."

„Sie irren, lieber Baron Feldheim," versetzte der Ungar seufzend. „Die Gräfin ist zwar eine wundervolle Frau, aber ein reiner Gletscher — sie hat kein Herz."

„Dummes Zeug, bester Freund! Jede Frau hat ein Herz, man muß es nur zu rühren verstehen, und es wundert mich, daß Ihnen dies noch nicht gelungen ist. Sie können sich doch sonst beim schönen Geschlechte der größten Triumphe rühmen."

Der Graf Ferenzy schwieg einige Augenblicke und schaute sinnend vor sich hin. Sein Freund hatte allerdings die Wahrheit gesprochen. Graf Ludwig Ferenzy war wegen seines Glückes bei den Frauen berühmt, denn er war einer der interessantesten Männer der höheren Cirkel.

Seine schlanke Figur mit den breiten Schultern und der gewölbten Brust schien wie geschaffen für die kleidsame Tracht der ungarischen Husaren, bei denen er als Major stand; sein etwas blasses Gesicht wurde belebt von zwei

großen Augen, deren dunkle Sterne einen melancholischen Ausdruck hatten. Ein schwarzer, sorgfältig gepflegter Schnurrbart beschattete einen frischen rothen Mund voll der schönsten Zähne, während dichtes, krauses, blauschwarzes Haar den Kopf bedeckte. Stirne, Nase und Kinn zeigten leichte Spuren von Blatternnarben, die jedoch nur bei aufmerksamer Prüfung zu bemerken waren.

Es hatte dem hübschen und sehr reichen Husarenoffizier weder in Wien noch in anderen großen Städten, in denen er sich aufgehalten, an zahlreichen Eroberungen gefehlt. Leider war seine Achtung vor den Frauen infolge der geringen Schwierigkeiten, auf die er bei seinen Bewerbungen gestoßen, nicht gerade gestiegen; um so mehr reizte ihn der unstörbare Gleichmuth, mit dem Gräfin Edith v. Hirschberg seine eifrigsten Huldigungen aufnahm.

Ferenzy hatte die Gräfin im Sommer in einem Bade am Rhein kennen gelernt und war durch ihre imposante Schönheit und vollendete Liebenswürdigkeit zur höchsten Leidenschaft entflammt worden. Gleich nach Beendigung seines Urlaubes hatte er seine Ernennung zum Attaché bei der Gesandtschaft seines Vaterlandes in der Residenz, die der Wohnsitz des Grafen v. Hirschberg war, veranlaßt, und war nun seit fast zwei Monaten bemüht, sich die Gunst der schönen Gräfin zu erringen, bisher jedoch, wie er sich selbst gestehen mußte, ganz vergeblich.

„Ich fürchte sehr, lieber Baron," begann er jetzt wieder, „gerade meine früheren Liebesabenteuer sind es, die mir in den Augen der Gräfin schaden. Ich wollte alle diese Erfolge hingeben für einen gnädigen Blick der schönen Frau."

„Offen gestanden, lieber Ferenzy," lachte Feldheim, „Sie kommen mir ganz verhext vor. Ich kenne Sie nun schon seit beinahe zehn Jahren, als ich noch bei unserer Gesandtschaft in Wien war, weiß eine Menge Abenteuer von Ihnen, in denen Sie keineswegs den blöden Seladon gespielt, und jetzt sind Sie zaghaft und schüchtern wie ein zwanzigjähriger Jüngling, der bis über die Ohren verliebt ist."

„Sie haben es getroffen, Feldheim, ich liebe mit einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft diese Frau. Ihnen, meinem einzigen Freunde hier, will ich es gestehen, da ich Ihrer Diskretion sicher bin. Ich bin vollständig im Banne der wunderbaren Augen der Gräfin, dieser unergründlichen Märchenaugen, deren Zauber zu fliehen ich mir schon so oft vorgenommen. Ich verliere der Gräfin gegenüber meine sonstige Sicherheit und werde entschieden dumm. Es ist zum Rasendwerden!"

„Ja, ich sehe es, lieber Freund," sagte der Baron, als Ferenzy geendet. „Sie sind hilflos gestrandet zu den Füßen dieser Loreley; wenn Sie nicht eine andere Taktik einschlagen, sind Sie verloren. Die schöne Edith müßte keine Frau, ja überhaupt kein menschliches Wesen sein, wenn sie nicht gründlich eitel und hochmüthig geworden wäre durch die Huldigungen, die ihr von allen Seiten in so reichlichem Maße dargebracht werden. Darauf gibt sie also nichts mehr. Sie müssen ihre Eitelkeit reizen. Hören Sie meinen Rath, Ferenzy, und befolgen Sie ihn. Wenn Sie wieder Ihren Besuch bei der Gräfin machen, benehmen Sie sich außerordentlich höflich, aber möglichst gleichgiltig,

halten Ihre melancholischen Augen in der Gewalt und erzählen möglichst viel lustige Geschichten, spielen mit einem Worte den Unbefangenen, bleiben auch nicht zu lange und machen sich ein bischen rar, wie man sagt. Sie werden vor Sehnsucht nach Ihrem schönen Idol aus der Haut fahren wollen, müssen sich aber bezwingen, wenn das Mittel einschlagen soll. Es ist ganz unmöglich, daß die Gräfin gleichgiltig geblieben sein sollte bei den Huldigungen eines so vollendeten Cavaliers, wie Sie, lieber Ferenzy, dem noch dazu der Ruf eines gewaltigen Herzenbezwingers vorausgegangen ist. Die Weiber thun zwar äußerst empört über solche Männer, im Grunde entschuldigen sie dieselben aber und sind neugierig auf sie. Merkt die Gräfin nun, daß Sie Miene machen, sich von ihrem Triumphwagen zurückzuziehen, so wird ihr Stolz einen harten Kampf mit ihrer Eitelkeit beginnen, schließlich aber unterliegen, wie es in hundert Fällen neunundneunzigmal geschieht. Was Sie dann zu thun haben, Graf, wissen Sie besser wie ich."

„Ich danke Ihnen, lieber Feldheim," bemerkte Ferenzy nach einigem Nachdenken. „Ihr Rath erscheint mir gut und ich will ihn gewiß befolgen, soweit es mir möglich ist. Doch Gräfin Edith ist keine gewöhnliche Frau, ich fürchte sehr, sie wird sich von ihrem braven, alten Eheherrn nicht trennen wollen, ihr Stolz wird die Oberhand behalten."

„Nun, das wäre ja abzuwarten — Gräfin Ferenzy zu heißen, klingt auch nicht übel. Doch addio, lieber Graf, für heute. Ich muß noch einen Besuch machen. Beherzigen Sie meine Worte!"

Graf Ferenzy that dies wirklich. Als er seinen näch-

sten Besuch im Hause der Gräfin machte, wählte er die Zeit so, daß er gewiß sein konnte, auch den Grafen Hermann im Salon seiner Frau anzutreffen. Er trat der Gräfin in der unbefangensten Weise entgegen, enthielt sich aller Huldigungen und wußte das Gespräch gewandt auf ein Feld zu lenken, das besonders den Grafen Hermann lebhaft interessirte, so daß die beiden Herren bald ganz die Gegenwart der Gräfin zu vergessen schienen.

Plötzlich sprang der Major von seinem Sessel auf und rief, sich gegen die Gräfin wendend: „Es ist unverzeihlich von uns, ein Thema verhandelt zu haben, das die gnädige Frau so gar nicht interessiren kann. Ich bitte tausendmal um Verzeihung und werde mich für meinen Fehler dadurch bestrafen, daß ich mich sofort aus Ihrer Nähe verbanne.“

„Im Gegentheil, Herr Graf,“ erwiederte Edith ein wenig erstaunt. „Wir bleiben heute Abend zu Hause und ich wollte Sie eben bitten, den Thee mit uns einzunehmen.“

„Sie überhäufen mich mit Güte, meine Gnädigste,“ entgegnete Ferenzy, „ich bin aber leider gezwungen, auf das Glück zu verzichten, ein früheres Engagement zwingt mich dazu zu meinem größten Bedauern, wie Sie mir glauben dürfen!“

Der Graf empfahl sich wirklich und fuhr in den Cirkus, wo er sich mit Feldheim und einigen anderen Herren aus dem Jockeyclub ein Rendez-vous gegeben hatte. Wie gern hätte er den Abend in der Gesellschaft der Gräfin Edith zugebracht, aber er hatte sich vorgenommen, den Rath Feldheim's zu befolgen.

Auf Edith machte dies Benehmen einen eigenthümlichen Eindruck, über den sie sich selbst nicht ganz klar wurde und welcher ihr deshalb unbehaglich war. Sie hatte mit Bestimmtheit erwartet, Graf Ferenzy, dessen Leidenschaft für sie ihr durchaus nicht verborgen geblieben, werde seine Bewerbungen fortsetzen, und hatte sich daher vorgenommen, ihn bei der nächsten Gelegenheit scharf zurechtzuweisen und ihm auch nicht die geringste intimere Annäherung zu gestatten. Nun schien es aber, als wolle er sich ihrem Banne ganz entziehen, und das, sie mußte es sich wider ihren Willen selbst eingestehen, verdroß sie etwas. Sie hob ihren schönen Kopf stolz empor, während sich ihre Lippen mit etwas verächtlichem Ausdrucke wölbten, aber aus ihren braunen Augen schoß doch ein zürnender Strahl hervor, und ihre Wangen rötheten sich wie im Unmuth. Ganz tief, auf dem tiefsten Grunde ihres Herzens regte sich leise etwas, das fast ein Gefühl verletzter Eitelkeit war.

Graf Ferenzy blieb während der nun folgenden zwei Monate konsequent, so furchtbar schwer es ihm auch oft wurde. Es war gar nicht zu vermeiden, daß er beim Beginn der Wintersaison häufig mit der Gräfin in den Soiréen und großen Gesellschaften zusammentraf, und oft wäre er der von ihm eingeschlagenen Taktik ungetreu geworden, wenn ihm nicht zuweilen der Zufall günstig gewesen wäre und ihn einen Ausdruck in den Augen der sich unbeobachtet wähnenden Frau erhaschen ließ, der ihm Muth machte und Hoffnung gab. Er machte auch regelmäßig jede Woche einen Besuch im Hause der Gräfin, aber er schien damit eben nur seine Pflicht als Cavalier zu erfüllen, nichts weiter.

Es kam, wie es kommen mußte. Gräfin Edith verlor allmählig ganz ihr inneres Gleichgewicht, wurde launenhaft, nervös, und glaubte zeitweise den Recken, der ihrer Macht zu trotzen wagte, während Alles huldigend zu ihren Füßen lag, zu hassen. Dann aber stiegen wieder Gefühle in ihrem Herzen auf, über die sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben wagte und die deutlich verriethen, daß die Empfindung, welche sie für den Grafen hegte, nichts weniger als Haß war.

In einer solchen Stimmung traf Graf Ferenzy die Gräfin an, als er ihr an einem Nachmittage seinen Besuch machte. Sie saß in ihrem kleinen Empfangszimmer auf einem niedrigen Divan, und auf eine einladende Bewegung ihrerseits, nahm er auf einem Tabouret Platz.

Die behagliche Wärme in dem reizenden Boudoir, ein außerordentlich lieblicher, den Sinnen schmeichelnder Geruch nach frischen Maiglöckchen, den ein ganzer Tisch voll dieser duftenden Blumen verbreitete, der Anblick der schönen Frau mit den dunklen, jetzt halbverschleierten Augen, Alles dieses vereinigte sich, um dem Grafen, der nun schon seit Monaten seinem Herzen Gewalt angethan, das Blut rascher durch die Adern zu treiben und ihm die Besinnung zu rauben. Er ergriff die Hand der Gräfin, zog sie an seine heißen Lippen und sank zu ihren Füßen auf die Kniee, indem er flüsterte: „O, Edith, Edith, laß mich sterben, wenn Du mich nicht wieder liebst!"

Edith war unfähig, ihre Hand zurückzuziehen, oder überhaupt eine Bewegung zu machen; von einem Gefühle unaussprechlicher Seligkeit übermannt, schloß sie die Augen

und lehnte ihren Kopf gegen die Rückwand des Divans. Ferenzy erhob sich von den Knieen, beugte sich über sie, und bedeckte ihre Hände mit glühenden Küssen. In diesem Augenblicke stürzte ein Bild, das über dem Divan hing, plötzlich von der Wand herunter und fiel auf das Parquet, wo das Glas zerbrach; wahrscheinlich hatte der Nagel in der Wand nachgelassen, als die Gräfin sich zurückgelehnt. Erschreckt sprang Edith auf und nahm aus den Händen des Grafen das Bild, das ein vorzügliches Porträt ihres Bruders war; sie wurde leichenblaß und flüsterte halblaut vor sich hin: „Dann erwarte ich von Dir, von Deinem Stolze, daß Du nicht vergißt, wie nicht allein die Ehre Deines Mannes, sondern auch die meinige Deiner Obhut anvertraut ist!"

Graf Ferenzy sah Edith ganz erstaunt an, wollte ihr das Bild aus der Hand nehmen und sie auf ihren Platz führen, doch die Gräfin wehrte ihm ab, küßte das Bild, legte es auf den Tisch und brach dann in einen Strom von Thränen aus. Vergebens suchte Ferenzy sie durch die süßesten Worte zu beruhigen.

Endlich erhob sie sich von dem Sessel, in den sie gesunken, reichte ihm die Hand und sagte mit merkwürdiger Ruhe: „Wir dürfen uns niemals so wiedersehen, Graf. Ich danke dem Himmel, daß er mir im richtigen Augenblicke eine Mahnung geschickt hat. Ich verzeihe Ihnen, Graf Ferenzy, und bitte Sie, zu vergessen, daß Sie mich schwach und pflichtvergessen gesehen haben; ach, ich bin ja nur ein armes, schwaches Weib, das sich zu einem Traume des Glückes verleiten ließ. Nun leben Sie wohl, Graf,

und wenn es Sie trösten kann, so nehmen Sie die Versicherung mit auf den Weg, daß Sie mir theuer, recht theuer gewesen sind."

Ferenzy, keines Wortes mächtig, zog die zuckende Rechte der weinenden Frau noch einmal an seine Lippen, preßte einen heißen Kuß darauf und eilte dann raschen Schrittes davon.

Es war für Edith eine große Erleichterung, daß ihr Gemahl gleich am nächsten Morgen für mehrere Tage auf seine Güter verreisen mußte, wo seine Anwesenheit dringend erforderlich war; sie erhielt dadurch Zeit, das verlorene Gleichgewicht wieder zu gewinnen und ihr zuckendes Herz zu beruhigen.

3.

Das Jahr schritt weiter vor, die heißen Tage trieben den Grafen Hermann mit seiner jungen Gattin bald aus der Residenz, zumal politische Wirren eintraten, die bald zu hellem Aufruhr sich steigerten. In der Nähe ihres Bruders Kurt, der sich inzwischen verheirathet hatte, verlebte Edith ruhige, stille Tage. Als jedoch der Sommer sich seinem Ende zuneigte, bestand Graf Hirschberg darauf, in die Residenz zurückzukehren, wo die Verhältnisse sich inzwischen geklärt hatten.

Ende Oktober beschenkte Edith ihren Mann mit einem prächtigen Knaben, worüber der Graf fast außer sich gerieth vor Freude. Nur ungern gab er den Bitten seiner Frau nach, das Kind selbst nähren zu dürfen, für das er auf seinen Gütern bereits eine gesunde, tüchtige Amme ausgesucht; er gab der Gräfin zu bedenken, daß dem Kinde

sehr leicht ein Unglück zustoßen könne infolge des festen Schlafes der Mutter, der oft in Schlaftrunkenheit überging. Edith bestand auf ihrem Wunsche und versprach, nie allein mit dem Kinde bleiben zu wollen, zu welchem Zwecke noch eine besondere Wärterin engagirt wurde, die mit der Kammerjungfer abwechselnd im Zimmer der Gräfin bleiben sollte.

Wenige Tage nach der Geburt des Knaben sah Graf Hirschberg sich genöthigt, im Auftrage des Königs nach Petersburg zu reisen, von wo er voraussichtlich kaum vor Ablauf von zwei bis drei Wochen zurückkehren konnte, indeß ließ sich die Sache nicht ändern, so unangenehm diese Trennung sowohl dem Grafen als auch Edith war.

Eines Nachmittags bat die Wärterin, sich auf einige Stunden entfernen zu dürfen, um nach ihrem erkrankten Manne zu sehen, der sehr nach ihr verlange. Edith gab ihr bereitwillig die erwünschte Erlaubniß, ließ sich das Kind aus der Wiege reichen, um ihm zu trinken zu geben, und trug der Wärterin noch auf, ihr die Kammerjungfer heraufzuschicken.

Nachdem der Kleine getrunken, behielt die Gräfin ihn im Arme und schlief schließlich ein, da sie noch ziemlich angegriffen war. Als Edith erwachte, war es bereits Abend geworden, die Ampel angezündet, und die Kammerjungfer saß im Sessel am Fußende des Bettes und war fest eingeschlummert. Durch einen plötzlich ausgestoßenen lauten Schrei der Gräfin erweckt, sprang das Mädchen erschreckt auf und sah zu ihrem Entsetzen ihre Herrin aufrecht im Bette sitzend mit dem Kinde im Arme, das kein

Lebenszeichen mehr von sich gab. Mit dem Ausrufe: „Ich habe mein Kind getödtet!“ sank Edith ohnmächtig in die Kissen zurück.

Es war ein Glück, daß in diesem Augenblick die Hebeamme das Zimmer betrat, um ihre Abendvisite zu machen, sonst hätte die gänzlich fassungslose Jungfer das ganze Haus alarmirt. Mit fliegenden Worten erzählte das Mädchen, sie wäre am Nachmittage genöthigt gewesen, einige Besorgungen in der Stadt zu machen, als sie zurückgekehrt, habe man ihr im Domestikenzimmer gesagt, daß die Wärterin schon vor längerer Zeit zu ihrem kranken Manne gegangen sei, und sie ersuchen lasse, bei der Gräfin zu bleiben. Sie sei sofort hinaufgegangen, habe ihre Herrin jedoch in festem Schlafe gefunden, nach dem Kinde zu sehen habe sie leider verabsäumt; sie sei später etwas eingeschlummert und erst durch den lauten Aufschrei der Gräfin aufgeweckt worden.

„Nur ruhig!“ entgegnete Frau Schmidt, eine sehr resolute und erfahrene Frau. „Vor allen Dingen wollen wir die Frau Gräfin wieder zum Bewußtsein bringen, das Uebrige wird sich finden; ich weiß schon, wie dem Unglück abzuhelfen wäre. Schließen Sie die Thüre, damit uns die Wärterin nicht überrascht, die jeden Augenblick zurückkommen kann.“

Nur nach den angestrengtesten Bemühungen gelang es den beiden Frauen, Edith in's Leben zurückzurufen. Aber in welch' verzweiflungsvollen Jammer brach die Aermste aus, als sie zum vollen Bewußtsein des Geschehenen gelangte; welche Vorwürfe machte sie sich, dem Verlangen

des Grafen nicht nachgegeben zu haben, wie jammerte sie um das kleine Wesen, das durch ihre Unvorsichtigkeit um's Leben gekommen. Vor Allem aber war ihr der Gedanke an den Moment schrecklich, wo ihr Gemahl das Unglück erfahren würde.

„Beruhigen Sie sich doch nur, Frau Gräfin," unterbrach Frau Schmidt endlich die lauten Klagen der unglücklichen Frau. „Sie sind noch so schwach und angegriffen, daß diese schreckliche Aufregung sie tödten wird. Das arme Würmchen ist nun einmal todt, das ist gewiß ein trauriger Vorfall, aber wenn Sie, Frau Gräfin, mir vertrauen wollen, so sorge ich dafür, daß der Herr Graf nie den Tod desselben erfährt."

„Ich verstehe Sie nicht, liebe Frau," erwiederte Edith, mit weit geöffneten Augen die Frau anstarrend. „Ich kann das Unglück doch nicht vor meinem Manne verheimlichen?"

„Sie werden gleich verstehen, Frau Gräfin. Vor ungefähr drei Wochen kam eine junge Dame zu mir, die in meinem Hause ihre Entbindung abwarten wollte, eine feine Dame, wie es schien, die nur ganz wenig Deutsch sprechen konnte, sehr traurig war und viel weinte. Ende der vorigen Woche gab sie einem Knaben das Leben, starb aber leider schon am folgenden Tage. Das Kind, ein reizendes kleines Geschöpf, dauerte mich, weshalb ich es noch nicht angemeldet und in's Findelhaus abgegeben habe; auch hoffe ich, die Angehörigen der armen jungen Dame noch zu entdecken. Sehen Sie, gnädigste Frau Gräfin, es ist ja, als wenn es vom Himmel express so für Sie eingerichtet

wäre; dieses Kind hole ich gleich her und lege es an Stelle des armen Wurmes dort in die Wiege, dann merkt kein Mensch, am wenigsten der Herr Graf, daß der Kleine nicht das eigentliche junge Gräfchen ist. Ich und die Marie hier, wir werden schweigen, wie das Grab."

„Nein, nein," entgegnete Edith. „Nie kann ich mich zu einer solchen Täuschung, einem solchen Betruge hergeben, lieber will ich das Schlimmste ertragen!"

„Bedenken Sie, gnädigste Frau Gräfin, den fürchterlichen Zorn des Herrn Grafen," warf das Kammermädchen ein. „Erinnern Sie sich an seine Worte: ‚Ich würde es Dir nie verzeihen, wenn dem Kinde durch Dein Verschulden etwas zustieße!' An mich mag ich gar nicht denken, mich würde der Herr Graf geradezu umbringen, weil ich nicht gleich hier war, als die Wärterin fortging!"

Es gelang den beiden Frauen, die ohnehin sehr angegriffene und ihrer Sinne kaum mächtige Gräfin für den Plan der Hebeamme zu gewinnen, die sich sofort an die Ausführung desselben begab. Von der Jungfer auf der Diensttreppe herabgeführt, brachte sie den Körper des todten Kindes glücklich aus dem Hause und ebenso unbemerkt nach einer halben Stunde das fremde Kind in das Schlafzimmer der Gräfin, die beim Anblicke desselben in die bittersten Thränen ausbrach.

Die Wärterin kehrte erst lange, nachdem Alles besorgt war, zurück und bat die Gräfin, sie ihres Dienstes zu entlassen, da ihr Mann dringend ihrer Pflege bedürfe. Mit Freuden bewilligte Edith die Bitte der Frau und entließ sie mit einem ansehnlichen Geldgeschenke.

Frau Schmidt hatte bei diesem Austausche der Kinder ein sehr gutes Geschäft gemacht; sie hatte von der unbekannten jungen Dame eine nicht unbedeutende Summe erhalten, um das von derselben geborene Kind so lange bei sich zu behalten, bis es von ihren Angehörigen reklamirt werden würde. Daß diese Angehörigen in Pest wohnten, hatte die Sterbende ihr noch mitgetheilt, das Uebrige würde sie aus den Papieren und Briefen erfahren, die in ihrem Koffer lägen. Leider waren diese Papiere sämmtlich in einer Sprache abgefaßt, die der Frau Schmidt gänzlich unbekannt, auch hatte sie noch keine Zeit gehabt, sich an irgend einen Sprachkundigen zu wenden. Jetzt war sie nicht allein von der Sorge für das Kind befreit, sondern hatte sich auch noch die reiche, angesehene und einflußreiche Gräfin zu großem Danke verpflichtet.

Mit welch' schmerzlichen Gefühlen Edith das fremde Wesen an ihre Brust nahm, kann man sich leicht vorstellen. Schon jetzt erfüllte sie bittere Reue, daß sie in diesen Betrug eingewilligt hatte.

Als ihre Tante, die alte Gräfin v. Hirschberg, sie am folgenden Tage besuchte, beobachtete Edith sie mit ängstlichen Blicken und athmete erst erleichtert auf, als jene den Kleinen der Kammerjungfer wieder zurückgab, ohne irgend ein Zeichen des Erstaunens oder der Verwunderung. Allmählig beruhigte sie sich so weit, daß sie bei der Rückkehr des Grafen denselben ziemlich unbefangen begrüßen konnte, der sich sehr über das sichtliche Gedeihen seines Stammhalters freute.

Die Zeit verfloß, und der kleine Günther entwickelte

sich kräftig. Edith versäumte zwar nichts, was zur körperlichen Pflege des Kleinen gehörte, hatte das wirklich reizende Kind auch recht lieb gewonnen, es blieb aber in ihrem ganzen Wesen demselben gegenüber etwas Gezwungenes, ihre Liebkosungen kamen nicht aus dem Herzen, was das Kind sehr bald empfand, und sich bei der Kammerjungfer Marie viel wohler fühlte, als bei seiner Mutter.

Diese Marie war ein sehr gutherziges Geschöpf; sie hatte den Knaben ganz in ihr Herz geschlossen, und beschäftigte sich mehr mit ihm, als die eigentliche Kinderfrau. Die Gefahr einer Entdeckung des Betruges wurde übrigens für Edith immer geringer, da ein Jahr nachher bereits Frau Schmidt, die Hebeamme, die Residenz verlassen hatte, und nach dem Rheine gezogen war. Als kluge Frau begnügte sie sich mit der sehr ansehnlichen Summe, die Edith ihr geschenkt, und machte keine Versuche, aus ihrer Theilnahme an der Unterschiebung des Kindes weitere Vortheile zu ziehen.

Als Günther drei Jahre alt war, beschenkte Gräfin Edith ihren Gatten mit einem zweiten Sohne, der in der Taufe den Namen Kurt erhielt, seinem Pathen und Oheim Kurt v. Westernhoff zu Ehren.

Dieses Ereigniß, durch welches das Fortbestehen des Geschlechtes der Grafen Hirschberg gesichert wurde, war für Edith die Quelle der bittersten Vorwürfe und unausgesetzter Selbstqual. Die Geburt eines legitimen Erben machte den Betrug, den die Gräfin begangen, überflüssig, derselbe konnte indeß nicht mehr rückgängig gemacht werden, ohne die unglückselige Frau in den Augen den Grafen auf immer zu entehren; der Graf hätte sie

Erbarmen verstoßen, sie wäre vor der Welt rettungslos kompromittirt worden. Sie mußte es also ruhig geschehen lassen, daß ein fremdes Kind den Namen und die Güter der Familie dereinst erben würde, während ihr eigener Sohn sich mit einer unbedeutenden Apanage begnügen mußte.

Es war unerträglich! Die Gemüthsstimmung, ja der ganze Charakter Edith's litten unter diesen bitteren Gedanken; sie wurde launenhaft, und auch ihre Gesundheit wurde erschüttert.

Als die beiden Knaben heranwuchsen, umfing der außerordentlich gefühlvolle, warmherzige und gutmüthige Günther seinen Bruder mit inniger Liebe, die oft von dem eigenwilligen, von seiner Mutter in der maßlosesten Weise verzogenen Kurt mehr geduldet als erwiedert wurde.

Auch die Gräfin nahm die Liebkosungen des sich oft zärtlich an sie anschmiegenden Günther nur passiv entgegen, während sie den jüngeren Bruder oft leidenschaftlich an ihr Herz drückte, was den armen, tief empfindenden älteren Knaben so verletzte und schließlich so erkältete, daß er sich allmählig ganz zurückzog.

Anfangs hatte Marie es zuweilen gewagt, ihrer Herrin in der schonendsten Weise zu bemerken, daß es doch gewiß auffallen müsse, wenn sie ihren ältesten Sohn so sehr zurücksetze und nur für den jüngeren Liebe und Zärtlichkeit habe; seit einigen Monaten aber hatte das gutmüthige Mädchen ihre Stellung verlassen, um einen wohlsituirten Handwerker in der Residenz zu heirathen.

Hätte Graf Hermann, der seinen Erstgeborenen mit Fasern seines Herzens liebte, ihn nicht oft mit Lieb-

kosungen überschüttet, der arme Günther würde sich ganz in sich selbst zurückgezogen haben, da er die Zurücksetzung von Seiten seiner Mutter sehr schmerzlich empfand.

Noch Jemand hatte den bildschönen, liebenswürdigen Knaben ganz in sein Herz geschlossen, das war sein Onkel, Kurt v. Westernhoff. Bei seinen Besuchen in der Residenz sowohl als auf Schloß Hirschberg war es ihm nicht entgangen, daß seine Schwester ihren jüngsten Sohn nicht allein grenzenlos verzog, sondern ihren Aeltesten auch offenbar zurücksetzte. Obschon er sich letzteres gar nicht erklären konnte, enthielt er sich jeden Vorwurfs, da er wußte, daß ein solcher ganz erfolglos bleiben, ja das Uebel nur noch ärger machen würde; dagegen näherte er sich dem Knaben mehr als früher, beschäftigte sich viel mit ihm, so daß Günther sehr bald mit großer Zärtlichkeit an seinem Oheim hing. Als der Knabe, der nun schon über zehn Jahre alt war, im Frühjahre zu kränkeln begann und leidend aussah, bat Kurt seinen Schwager, der durch seine Stellung noch an die Stadt gefesselt wurde, ihm den Knaben mit auf sein Gut zu geben. So ungern sich Graf Hermann von seinem Lieblinge auch trennte, gab er doch seine Einwilligung zu dem Vorschlage seines Schwagers, da er einsah, der Landaufenthalt würde dem Knaben gut thun.

4.

Wir übergehen einen Zeitraum von zwölf Jahren. Graf Hermann v. Hirschberg, der inzwischen recht gealtert, hatte längst seine Stellung in der Umgebung des Monarchen aufgegeben und verbrachte mit seiner Gemahlin den

größten Theil des Jahres auf seinen Gütern, deren Bewirthschaftung er im nächsten Jahre seinem ältesten Sohne übergeben wollte. Graf Günther hatte zwei Jahre eine Universität besucht, dann als Reserve-Kavallerie-Offizier den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht und befand sich seit dem Frieden auf dem Gute seines Oheims Westernhoff, um unter der Leitung dieses erfahrenen Oekonomen die Landwirthschaft praktisch zu erlernen, bevor er die Bewirthschaftung der Familiengüter übernahm.

Der jüngere Graf Hirschberg diente als Offizier bei einem Kavallerieregiment der Garde in der Residenz und führte ein sehr leichtsinniges, verschwenderisches Leben, das die einzige Ursache zu Mißhelligkeiten zwischen seinen Eltern war. Graf Hermann hatte seiner Frau wiederholt die ernstesten Vorwürfe gemacht über ihre grenzenlose Nachsicht gegen die Fehler ihres zweiten Sohnes, den sie zu einem eigensinnigen, charakterlosen Menschen verzogen hatte. Die Folge davon war, daß Graf Kurt, als er das elterliche Haus verlassen und der strengen Aufsicht des Vaters enthoben war, sich mit der ganzen Gluth seines Temperamentes dem verlockenden Leben in der Residenz hingab und trotz der bedeutenden Zulage, die ihm der Graf bewilligt, und der heimlichen Zuwendungen von Seiten seiner Mutter sehr bald in Schulden gerieth, was den Grafen Hermann auf's Aeußere empörte, da er es für einen jungen Mann von guter Familie, mit reichlichen Mitteln versehen, geradezu für unehrenhaft erklärte, sich mit Wucherern und Geldverleihern einzulassen. Er hatte schließlich erklärt, daß er bei der nächsten ähnlichen Ver-

anlassung den König um die sofortige Entlassung seines Sohnes aus der Armee bitten werde und Kurt in das elterliche Haus zurückkehren müsse, wo er alsdann versuchen wolle, die nachtheiligen Folgen der Verzärtelung von Seiten der Mutter durch ein strenges Regiment allmählig wieder zu verwischen.

Edith betrachtete in ihrem Innern es als eine nur zu gerechte Strafe, daß ihr eigenes Kind, dem sie ausschließlich die ganze Zärtlichkeit ihres Herzens zugewendet, ihr so viel Sorgen und Kummer bereitete, während das fremde Kind ein ganz vorzüglicher, talentvoller junger Mann geworden war, den Jedermann gern hatte. Auch was die äußere Erscheinung anbelangte, übertraf Günther seinen Bruder bei weitem in Hinsicht auf Stattlichkeit und Schönheit. Während Kurt ein langaufgeschossener junger Mensch mit blassem, länglichem Gesicht war, das nur durch die braunen Augen, die er von seiner Mutter hatte, verschönert wurde, war Günther der Typus eines stattlichen Cavaliers geworden; seine große, wohlgebaute Gestalt, der interessante Kopf mit dem mattweißen Gesicht, den dunklen Augen, dem schwarzen Kraushaar, machten ihn zu einer außerordentlich einnehmenden Erscheinung.

Die verständige Erziehung, die Günther zum großen Theile seinem Oheime Kurt und dessen Frau verdankte, hatte sehr vortheilhaft auf seine geistige Entwickelung gewirkt, so daß er ein Mann von festen Grundsätzen geworden war, der seine Zeit gut angewendet und sich mannigfaltige Kenntnisse gesammelt hatte. Frau v. Westernhoff, deren Ehe kinderlos geblieben, vergötterte ihren Neffen

förmlich und hatte ihn in seiner ersten Jugend den Mangel einer zärtlichen Mutter fast vergessen lassen.

„Günther bleibt heute wieder recht lange aus," bemerkte eines Abends Frau v. Westernhoff zu ihrem auf der Terrasse vor dem Gartensalon auf und ab gehenden Manne. „Hast Du ihn in der letzten Zeit vielleicht öfters mit Aufträgen in die Stadt geschickt, Kurt?"

„Nein, liebe Emma," entgegnete Herr v. Westernhoff. „Ich weiß aber, wo der junge Herr jetzt immer die Abende zubringt, und wenn Du mir versprichst, Dir gar nichts merken zu lassen, so will ich es Dir anvertrauen."

„Du machst mich ja ordentlich neugierig, Kurt. Ich verspreche Dir strengste Diskretion, nun aber auch heraus mit dem Geheimniß."

„Günther reitet drei- oder viermal in der Woche, wenn er gerade nicht dringende Beschäftigung hat, nach Braunsdorff hinüber, wo er sich besser zu amüsiren scheint, als hier bei uns," eröffnete Westernhoff seiner Frau.

„Ach, mein Gott!" rief diese ganz erstaunt aus. „Der Junge wird sich doch am Ende nicht in Liddy Braunsdorff verliebt haben."

„Das hat er jedenfalls gethan, meine Liebe. Ich verdenke es ihm auch gar nicht; denn Liddy ist ein ganz reizendes Mädchen, die wie dazu geschaffen ist, einem jungen Menschen von dreiundzwanzig Jahren vollständig den Kopf zu verdrehen."

„Was soll denn aber daraus werden?" rief Frau v. Westernhoff.

„Hoffentlich eine recht glückliche Ehe, liebe Emma."

„Du vergißt, Kurt, daß Graf Hermann gewiß nie seine Einwilligung zu der Heirath zwischen seinem Majoratserben und der Tochter eines kleinen, ziemlich verarmten Edelmannes geben wird."

„Die Braunsdorff sind von eben so gutem alten Adel, wie die Hirschberg, liebes Kind," sagte Westernhoff. „Daß sie allmählig verarmt sind, ist freilich wahr, es ist ja das Loos von sehr vielen unserer ältesten Familien, dafür wird Günther einst um so reicher, das gleicht sich dann aus."

„Nun, ich will von Herzen wünschen, daß die Sache glücklich abläuft. Bei dem zärtlichen, empfindsamen Herzen Günther's würde es ihn furchtbar erschüttern, müßte er seiner Liebe entsagen aus Rücksicht für seine Stellung in der Welt."

„Hoffentlich kommt es nie dazu, liebe Emma. Mein Schwager Hermann ist zwar ein Aristokrat, aber doch ein sehr kluger Mann, der gelernt hat, den Ideen der Neuzeit gewisse Konzessionen zu machen. Der Mangel an Vermögen wird ihn, davon glaube ich fest überzeugt sein zu dürfen, gewiß nicht veranlassen, seine Einwilligung zu der Verbindung zu versagen."

„Es ist ja möglich, daß Alles sich so schickt, wie Du sagst," warf Frau v. Westernhoff ein. „Wie wäre es aber, bester Kurt, wenn wir dem Grafen Gelegenheit gäben, Lidy Braunsdorff näher kennen zu lernen, bevor er etwas von dem Verhältnisse Günther's erfährt? Lidy ist ein so bezauberndes Geschöpf, daß es ihr gewiß nicht schwer fallen wird, den Grafen ganz für sich einzunehmen."

„Du bist doch eine prächtige Frau, Emma," rief Westernhoff aus, seiner Frau einen herzlichen Kuß gebend. „Erst hast Du eine Menge Bedenklichkeiten und Besorgnisse, und schließlich findest Du doch das beste Mittel, die Sache zu fördern, die Du anfänglich getadelt. Noch heute Abend schreibe ich an Hermann und lade ihn ein, uns auf einige Wochen zu besuchen. Er ist ja immer sehr gern bei uns gewesen und wird jetzt bestimmt kommen, da Günther hier ist. Aber um Eins bitte ich Dich nochmals, liebes Kind, lasse Dir ja nichts merken Günther gegenüber. Der Junge behält seine Unbefangenheit, und wir bleiben seinem Vater gegenüber außer jeder Verantwortlichkeit, wenn er die Sache dennoch mißbilligen sollte."

Es war in der That so, wie Kurt v. Westernhoff seiner Frau mitgetheilt. Graf Günther hatte in einer größeren Gesellschaft, die seine Tante vor einiger Zeit gegeben, das Fräulein Lidy v. Braunsdorff kennen gelernt, dessen Bild ihm seit jenem Tage unausgesetzt vor Augen stand. Er hatte auf dem ungefähr eine Meile entfernten kleinen Gute Braunsdorff seinen Besuch gemacht, war von dem Major v. Braunsdorff und seiner Frau sehr freundlich aufgenommen worden, und hatte seine Besuche wiederholt, so oft es nur anging, ohne den Schein von Zudringlichkeit auf sich zu laden.

Die achtzehnjährige Lidy war ein entzückendes Wesen, weniger schön, wie außerordentlich lieblich und anmuthig; über ihre ganze Gestalt war ein Hauch reinster Kindlichkeit und Jungfräulichkeit ausgebreitet, der auch in dem Ausdrucke ihrer süßen Augen lag. Es war gar kein Wunder,

wenn der stattliche Günther sich zu der zierlichen, hellblonden Lidy unwiderstehlich hingezogen fühlte.

Auch Lidy Braunsdorff war nicht unempfindlich geblieben für die Huldigungen des schönen jungen Mannes und sah seinem Kommen stets mit stärkerem Herzklopfen entgegen. Herr und Frau v. Braunsdorff sahen sehr bald, daß der junge Graf dem Herzen ihrer Tochter nicht gleichgiltig geblieben; da sie sich aber auf diese Letztere in jeder Hinsicht verlassen konnten, Graf Günther ihnen auch als ein vollkommener Ehrenmann bekannt war, so ließen sie der Sache ruhig ihren Verlauf.

Ungefähr eine Woche nach dem Gespräche zwischen Herrn und Frau v. Westernhoff, sagte der Onkel beim Morgenkaffee zu seinem Neffen, er möge nach dem etwa zwei Stunden entfernten Bahnhofe fahren, um seine Eltern von dort abzuholen, die mit dem Kurierzuge auf der Station eintreffen würden.

Als der über diese ganz unerwartete Mittheilung erstaunte Günther seine Verwunderung aussprach, daß sein Oheim ihm ein Geheimniß aus der Ankunft seiner Eltern gemacht, entgegnete dieser: „Ich habe erst gestern Abend den Brief Deines Papa's erhalten, in welchem er mir in wenigen Worten mittheilt, er würde heute Vormittag mit Deiner Mama auf der Station eintreffen; da Du gestern Abend nicht zu Hause warst, konnte ich Dir also auch nichts darüber erzählen. Ehe ich es indeß vergesse, sei doch so gut und steige in Braunsdorff, über das Dich ja der Weg führt, einen Augenblick aus und lade den Major nebst Frau und Tochter in meinem Namen auf morgen

zum Diner ein; aber vergiß es nicht etwa," fügte er ganz ernsthaft hinzu, „Du ersparst mir dadurch die Mühe, einen Einladungsbrief schreiben und einen besonderen Boten hinüberschicken zu müssen."

Günther wurde feuerroth im Gesicht, sah seinen Oheim und die freundlich ihm zulächelnde Tante einen Augenblick fragend an, dann umarmte er den Ersteren mit den Worten: „Du bist doch der beste Onkel, den man sich auf dieser Welt nur wünschen kann," und eilte aus dem Zimmer, um sich für die Fahrt vorzubereiten. — —

Als nach dem gemeinschaftliches Diner am folgenden Tage die Familie Braunsdorff wieder nach Hause gefahren war, rauchten die beiden alten Herren auf der Terrasse ihre Cigarre, während Günther mit seiner Mutter und der Tante im Garten spazieren ging.

„Die Tochter Deines Nachbars ist ja ein reizendes Mädchen geworden," äußerte Graf Hermann nach einer Weile.

„Nun, es freut mich sehr, daß die kleine Lidy Dir so gut gefallen hat," bemerkte Westernhoff ganz trocken. „Deinem Sohne gefällt sie noch viel mehr!"

„Alle Wetter, Kurt, was soll das heißen?" rief Graf Hirschberg aus, seinen Schwager erstaunt und fragend anblickend.

„Das soll heißen, lieber Hermann, daß ich ein ganz miserabler Diplomat bin, der gleich mit der Thüre in's Haus fällt, statt die Sache hübsch fein und manierlich anzufassen, was mir übrigens auch in der Seele zuwider ist. Die Sache ist, daß Günther sich in aller Stille in

besagte kleine Fee bis über die Ohren verliebt hat und, wenn nicht alle Zeichen trügen, von dem Mädchen auch wiedergeliebt wird. Als ich hinter die Geschichte kam, war es mein Erstes, an Dich zu schreiben und Dich zu bitten, hieher zu kommen, um selbst Deine Entscheidung zu treffen und uns vor jedem Vorwurfe zu bewahren."

„Wie kann Euch ein Vorwurf treffen, lieber Schwager," entgegnete der Graf. „Es wäre ja ein Wunder, wenn sich der Junge nicht in das reizende Kind ein wenig verliebt hätte. Etwas Anderes ist es freilich, wenn die Sache ernst wäre und er das Mädchen heirathen wollte; da wäre doch mancherlei zu bedenken."

„So wie ich Günther kenne, liebt er die kleine Lidy mit aller Leidenschaft, deren er fähig ist," sagte Kurt. „Es würde ihn furchtbar schmerzen, wenn er ihr entsagen müßte; er hängt aber auch mit viel zu großer Liebe an Dir, Hermann, um ohne Dein volles Einverständniß je einem Mädchen seine Hand zu reichen. Ich weiß, lieber Freund, Du würdest für Deinen Erstgeborenen eine Frau aus dem höchsten Adel des Landes wünschen; bedenke aber, bevor Du Deine Entscheidung triffst, das weiche Gemüth, das gefühlvolle Herz Deines Sohnes, der vielleicht einem so großen Seelenschmerze, wie der Verlust seiner Liebe für ihn wäre, unterliegen würde."

„Ich gestehe, daß ich wohl eine glänzendere Parthie für den künftigen Majoratsherrn von Hirschberg im Auge habe; wenn es sich aber wirklich um das Glück Günther's handelt, so bin ich vernünftig genug, meine Wünsche dem Glücke meines guten, braven Jungen unterzuordnen. Weißt

Du nicht, Kurt," fuhr der Graf nach einer kurzen Pause fort, „ob die beiden jungen Leutchen sich schon gegenseitig ausgesprochen haben?"

„Das glaube ich kaum. Ich habe die ganze Affaire nur daran gemerkt, daß Günther seit einiger Zeit jede Gelegenheit ergreift, um nach Braunsdorff hinüber zu reiten und dort den Abend zuzubringen."

„Thue mir den Gefallen und schicke mir den Jungen her. Ich will offen mit ihm sprechen und die Sache sofort in's Reine bringen; ich hätte sonst doch die ganze Nacht hindurch keine Ruhe."

Die Folge der Unterredung des Grafen Hirschberg mit seinem Sohne war, daß Beide am nächsten Morgen nach Braunsdorff hinüber fuhren, wo der Graf selbst um die Hand der kleinen Lidy für seinen Sohn Günther anhielt.

Die durch diese Handlungsweise des alten Grafen auf das Angenehmste überraschten Eltern gaben freudig ihre Zustimmung; als Frau v. Braunsdorff jedoch ihre Tochter herbeirufen wollte, war dieselbe im ganzen Hause nicht zu finden; indeß verrieth ihr sechsjähriger Bruder Ernst, daß Lidy mit dem Grafen Günther im Garten sei und eilte spornstreichs dahin, um sie herbeizuholen. Mit glühendem Gesichte und niedergeschlagenen Augen trat Lidy mit Günther in den Salon, wo sie ihrer Mutter weinend um den Hals fiel, während Günther, nach einem fragenden Blicke auf seinen Vater, den Major umarmte und darauf auch von Frau v. Braunsdorff an's Herz gedrückt wurde.

Der Major bat darauf die beiden Grafen, zu Tische zu bleiben, und sandte sofort einen reitenden Boten nach

Westernhoff, um die Gräfin und Herrn v. Westernhoff nebst Frau ebenfalls nach Braunsdorff einzuladen, wo bei einem etwas späten Diner die Verlobung des jungen Paares gefeiert wurde.

Günther hatte gleich bei der Ankunft der Herrschaften seine glückliche Braut zu seiner Mutter geführt und um ihren Segen gebeten. Edith hatte mit reiner Freude das liebliche Mädchen umarmt, und auch Günther warm an ihr Herz gedrückt; als sie jedoch nach dem Diner im Garten allein sich etwas erging, fühlte sie den alten Stachel der Reue von Neuem, während der Gedanke sie mit Entsetzen erfüllte, daß nun auch noch ein zweites Wesen namenlos unglücklich werden müsse, sollte ein Zufall ihre Schuld an's Tageslicht bringen.

Bei dem innigeren Verkehr, den das Leben auf dem Lande mit sich bringt, konnte es gar nicht ausbleiben, daß Edith mehr und mehr von dem liebenswürdigen Wesen Günther's eingenommen wurde, so daß sie begann, denselben mit warmer Liebe in ihr Herz zu schließen, in welchem er bisher doch nur ein gar kleines Plätzchen besessen. Je mehr Edith aber den jungen Mann schätzen und lieben lernte, desto schmerzlicher empfand sie den Gedanken an das entsetzliche Elend, das eine Entdeckung ihrer That über denselben bringen mußte. Um Günther wenigstens ein Glück für sein ganzes Leben zu sichern, bemühte sie sich, ihren Mann zu bewegen, die Hochzeit des Brautpaares bereits im nächsten Frühjahre stattfinden zu lassen, während Graf Hermann den vierundzwanzigsten Geburtstag Günther's dazu festgesetzt hatte; er gab indeß den

vereinten Bitten seiner Frau und Günther's schließlich nach.

Während ihres Aufenthaltes auf Westernhoff erhielt Edith einen Brief von ihrem Sohne Kurt, der die arme Frau tief betrübte und ihr neue Qualen bereitete. Auf Kurt war die Drohung seines Vaters, den König um seine Entlassung zu bitten, falls er seine verschwenderische Lebensweise nicht ändern würde, nicht ohne wohlthätige Folgen geblieben. Er führte seit dem Winter ein Leben, wie es für den Sohn einer vornehmen und reichen Familie angemessen war, und hatte alle früheren Extravaganzen gemieden.

Die Hauptursache dieser vortheilhaften Aenderung des jungen Grafen Hirschberg, der auch in seinem Aeußeren männlicher und stattlicher geworden, war eine heftige Leidenschaft, die er zu der Tochter des hochangesehenen Reichsgrafen v. Althaus gefaßt hatte. Die junge Gräfin Natalie v. Althaus war eine außerordentlich liebenswürdige, distinguirte Dame, welche die eifrigen Huldigungen des Grafen Kurt um so bereitwilliger entgegen genommen hatte, da es ihrer Eitelkeit nicht wenig schmeichelte, die Ursache zu sein zu der Bekehrung des jungen Lebemannes, dessen etwas wildes Leben ihr nicht unbekannt geblieben. Kurt bemühte sich aus allen Kräften um die Gunst der kaum neunzehnjährigen Comtesse, und hatte sehr bald die Gewißheit erlangt, daß auch er derselben nicht gleichgiltig geblieben. Leider war der Graf Althaus eine ganz materiell gesinnte Natur; er zögerte keinen Augenblick, als er die gegenseitige Zuneigung der beiden jungen Leute gewahrte, dem Grafen

Kurt offen zu erklären, daß es durchaus nicht in seinen Intentionen läge, seine einzige Tochter mit dem jüngeren, vermögenslosen Sohne eines Majoratsherrn zu vermählen, möge derselbe auch einer noch so hoch angesehenen Familie entsprossen sein. Als Kurt sich erlaubte, darauf hinzuweisen, daß Comtesse Natalie ihn liebe und ihr Glück gewiß nur an seiner Seite finden würde, meinte der Graf, seine Tochter sei noch ein halbes Kind und wisse selbst nicht, was zu ihrem Glücke dienlich sei.

Kurt war untröstlich über diese Abweisung. die dadurch noch schmerzlicher und empfindlicher für ihn wurde, daß Graf Althaus kurze Zeit darauf seine Tochter mit einem vornehmen, reichen Grundbesitzer in einer entfernten Provinz verlobte, der mindestens dreißig Jahre älter war als Natalie. Die arme Comtesse, welche wirklich eine innige Liebe zu Kurt gefaßt hatte, mußte sich dem Willen ihres Vaters mit blutendem Herzen fügen.

Kurt hatte seiner Mutter in einem langen, verzweiflungsvollen Briefe sein Herz ausgeschüttet und sie schließlich gebeten, den Vater zu bewegen, ihm die Mittel zu einer größeren Reise zu gewähren, da ihm der Aufenthalt in der Residenz jetzt unerträglich sei. Graf Hermann war gleich bereit, die Bitte seines Sohnes zu erfüllen, und erbot sich auch, vom Könige einen halbjährlichen Urlaub für ihn auswirken zu wollen. Edith, welche große Sehnsucht nach ihrem Lieblinge fühlte, dem es gewiß in seiner jetzigen traurigen Stimmung zum Troste gereichen würde, die Gesellschaft seiner Mutter zu haben, verließ bald darauf Westernhoff und fuhr nach der Residenz. Nach ...

kaum vierzehn Tagen hatte Kurt seinen Urlaub erhalten und trat seine Reise an, die sich über England, Frankreich, Italien und die Schweiz ausdehnen sollte.

Ende September erhielt Edith einen Brief ihres Sohnes aus Genf, in welchem er ihr mittheilte, daß er nicht unbedeutend erkrankt und dadurch an der Fortsetzung seiner Reise verhindert sei. Die Gräfin bat sofort ihren Gemahl um Erlaubniß, an das Krankenlager ihres Sohnes eilen zu dürfen, und reiste so schnell als möglich nach Genf, wo sie Kurt noch sehr leidend an den Folgen eines heftigen Fiebers vorfand. Ihrer sorgfältigen Pflege gelang es jedoch, ihn im Laufe des Oktobers wieder so weit herzustellen, daß er mit seiner Mutter in kleinen Touren die Lombardei und Toskana durchreisen konnte und gegen Mitte des Novembers Venedig erreichte, wo man einen längeren Aufenthalt nehmen wollte.

Schon im Laufe des Oktobers hatte im Hause des Grafen Hirschberg mehrmals ein Mann nach der Gräfin gefragt und sich mit unzufriedener Miene wieder entfernt, wenn der Portier ihm gesagt, daß die Frau Gräfin verreist sei; im November war der Mann wieder gekommen und hatte, als ihm wiederum der Bescheid geworden, daß die Gräfin noch nicht zurückgekehrt, darauf bestanden, Seiner Excellenz dem Herrn Grafen gemeldet zu werden. Da der Mann ziemlich reduzirt aussah, wollte der Portier ihn ohne Weiteres vor die Thüre setzen, ließ jedoch davon ab, als Jener ihm sagte, er sei der Meister Herold und dem Kammerdiener Franz sehr genau bekannt, der Portier möge den Herrn Franz nur rufen, da er demselben etwas mitzutheilen habe.

Als auf ein Glockenzeichen des Portiers der Kammerdiener des Grafen in das Vestibüle herunter gekommen, war er nicht wenig erstaunt, in dem Manne vor ihm den Tischlermeister Herold wieder zu erkennen, den er früher in besseren Verhältnissen gesehen. Herold theilte ihm mit, es ginge ihm seit dem Tode seiner Frau überhaupt nicht mehr so gut wie sonst, und seit einem Jahre ungefähr wäre er ganz heruntergekommen. Er sei schon oft hier gewesen, um die Frau Gräfin, die ja stets so gnädig gegen seine verstorbene Frau gewesen, um eine Unterstützung zu bitten, dieselbe sei indeß verreist, wie der Portier ihm gesagt, er wolle sich jetzt an des Herrn Grafen Excellenz mit seiner Bitte wenden, Franz möge ihn nur anmelden.

„Excellenz hat jetzt Besuch, lieber Meister," entgegnete der Kammerdiener, „da Sie es jedoch so sehr dringend nöthig zu haben scheinen, so will ich hineingehen und dem Herrn Grafen Ihre Bitte vortragen; es wird wohl einen Rüffel wegen der Störung absetzen, aber für den Mann unserer guten Marie will ich gern einen solchen riskiren. Warten Sie hier auf mich."

Nach wenigen Minuten kam Franz wieder herunter und händigte dem Tischlermeister zehn Thaler ein, die ihm der Graf als Unterstützung bewilligt.

Als Karl Herold vor zwölf Jahren die Kammerjungfer der Gräfin Hirschberg geheirathet, war er ein tüchtiger, fleißiger Mann, dessen Geschäft ein blühendes zu nennen war. Marie lebte zehn Jahre mit ihrem Manne in zufriedener, glücklicher Ehe, als sie von einer grassirenden Krankheit heftig ergriffen wurde. Als sie ihr Ende nahen

fühlte, verlangte sie nach einem Geistlichen. Die arme Frau fühlte auf dem Sterbebette ihr Gewissen beschwert durch ihre Theilnahme an dem Betruge, den sie seiner Zeit im Verein mit der Frau Schmidt und der Gräfin Edith dem Grafen Hirschberg gegenüber begangen; in ihrer Angst wollte sie durch ein reumüthiges Bekenntniß ihre Seele erleichtern. Der ausgesandte Bote kam mit der Nachricht zurück, daß der Pastor des Kirchsprengels nicht zu Hause gewesen, worauf die geängstigte Frau ihren Mann an ihr Bett rief und alle übrigen Anwesenden aus dem Zimmer gehen hieß. Darauf ließ sie ihren Mann schwören, nie Gebrauch von dem machen zu wollen, was sie ihm jetzt mittheilen würde. Als Herold den geforderten Eid geleistet, theilte ihm die Sterbende den ganzen Hergang bei dem Austausch der beiden Kinder mit, ohne ihren Antheil dabei zu verschweigen.

„Ich habe mir schon oft die bittersten Vorwürfe darüber gemacht," fuhr sie fort, „daß ich damals der armen Frau Gräfin so zugeredet habe, das fremde Kind anzunehmen; ich hatte aber zu große Angst vor dem Herrn Grafen, da ich die Wöchnerin doch so lange allein gelassen hatte. Ich weiß am besten, was die arme Gräfin gelitten hat, besonders als später der Graf Kurt geboren wurde. Ich habe bisher treu mein Versprechen gehalten und keinem Menschen ein Wort über die ganze Geschichte gesagt, seitdem ich aber weiß, daß es mit mir zum Sterben geht, habe ich eine fürchterliche Angst im Herzen gespürt und mußte mich Jemanden entdecken; ich weiß ja, daß Du, Karl, Deinen Schwur halten wirst."

Der Meister gelobte seiner Frau nochmals die unverbrüchlichste Verschwiegenheit, worauf dieselbe sichtlich erleichtert bald in Schlaf verfiel, aus dem sie nicht wieder erwachte.

Nach dem Tode seiner wackeren Frau ging es mit dem Geschäfte Meister Herold's sichtlich bergab. Er hatte seine Frau aufrichtig geliebt und empfand ihren Verlust schmerzlich; leider suchte er Trost im Wirthshause, wo er Bekanntschaften anknüpfte, die der solide, verständige Tischlermeister früher gewiß sorgfältig gemieden hätte. Er wurde bald Mitglied von Vereinen, deren Versammlungen viel Zeit in Anspruch nahmen, deren Zwecke jedoch ihm zusagten, da er als junger Mann mehrere Jahre in Paris gearbeitet hatte und mit den Ansichten und Plänen der französischen Arbeiter bekannt geworden war. Sein Geschäft vernachlässigte er dabei immer mehr, gerieth in Geldverlegenheiten, aus denen er sich nur mit großen Opfern wieder befreien konnte, und wurde schließlich ein Säufer.

In solchen Geldklemmen hatte er sich an die Gräfin Hirschberg erinnert und sich zu ihr begeben, um sie um eine Unterstützung zu bitten; soweit war Herold jedoch noch nicht gesunken, daß er der ehemaligen Herrin und Wohlthäterin seiner verstorbenen Frau etwa durch Bedrohung Geld abpressen wollte.

Als Graf Hirschberg einige Wochen, nachdem Herold die erste Unterstützung von ihm erhalten, eines Tages um die Mittagsstunde sein Zimmer verlassen hatte, um seine tägliche Promenade vor dem Diner zu machen, hörte er im

Vestibüle einen großen Lärm und sah, als er das Letztere erreicht hatte, wie der Portier bemüht war, einen offenbar betrunkenen Menschen zur Hausthüre hinaus zu befördern.

Auf sein Befragen erklärte ihm der Portier, der Mann sei der Tischlermeister Herold, der Mann der früheren Kammerjungfer der Frau Gräfin; derselbe sei schon oft dagewesen, um sich zu erkundigen, wann die gnädige Frau Gräfin zurückkehre, auch habe Excellenz ihm erst kürzlich zehn Thaler geschenkt; heute sei der Mensch nun wieder gekommen in sehr berauschtem Zustande und wolle sich durchaus nicht abweisen lassen.

Der Graf, entrüstet über die Frechheit des Mannes, befahl Herold, sofort das Haus zu verlassen und sich nicht zu unterstehen, wieder zu kommen, sonst würde er ihn der Polizei übergeben lassen.

„Oho! Mich der Polizei übergeben lassen?" schrie der Betrunkene, sich an der halb geöffneten Hausthüre anklammernd. „Das werden Sie wohl bleiben lassen, das gibt die Frau Gräfin gar nicht zu!"

„Ihr meint wohl, unverschämter Mensch," sagte der Graf, „weil Eure verstorbene Frau die Kammerjungfer der Frau Gräfin gewesen! Ihr habt durch Euer liederliches Leben jede Begünstigung von meiner Frau längst verscherzt. Wirf den Mann hinaus, wenn er nicht gutwillig gehen will!"

Der kräftige Portier ergriff den Betrunkenen bei den Schultern und war im Begriffe, denselben die Rampe hinunter zu transportiren, als es Herold gelang, sich noch einmal loszureißen, mit einem Sprunge war der Wüthende vor dem Grafen und schrie ihm zu: „Was, mich hinaus=

werfen lassen, mich, der mit einem einzigen Worte Ihre Frau in's Zuchthaus bringen kann? Ihr Vornehmen und Reichen bildet Euch ein, Ihr dürft Alles ungestraft thun, während man uns Arme gleich beim Kragen nimmt. Wenn eine Frau von uns ihr eigenes Kind todtdrückt und ein fremdes dafür annimmt, so kommt sie in's Zuchthaus, der vornehmen, reichen Frau Gräfin wird kein Haar gekrümmt."

„Der Kerl ist wahnsinnig!" rief der Graf bis zum Tode erschrocken aus; darauf befahl er dem durch den Lärm herbeigerufenen Kutscher, dem Portier zu helfen, den rasenden Menschen bis vor das Einfahrtsthor zu bringen. Die Scene hatte den alten Herrn indeß so furchtbar angegriffen, daß er nur mühsam sein Zimmer erreichte, wo er sich die schrecklichen Worte des Betrunkenen noch einmal in's Gedächtniß zurückrief.

Der Graf hätte die Aeußerungen des wüthenden Menschen für Ausgeburten des Hasses eines verkommenen Menschen gegen die Vornehmen und Reichen gehalten und dieselben vollständig ignorirt, wenn ihm der Umstand, daß Herold der Mann der ehemaligen Kammerjungfer der Gräfin gewesen, nicht zu denken gegeben hätte; außerdem war Graf Hermann ein hoher Siebenziger, und das Alter ist mißtrauisch. Der arme Mann litt unaussprechlich; das Resultat des in ihm tobenden Seelenkampfes war, daß er an seine Frau, die mit Kurt in Dresden einen kurzen Aufenthalt von der Rückreise von Italien genommen hatte, telegraphirte und sie bat, sofort nach der Residenz zurückzukehren; ein gleichlautendes Telegramm ging an Kurt v. Westernhoff ab.

Am folgenden Tage traf die Gräfin mit ihrem Sohne in der Residenz ein. Gleich bei den ersten Worten, die der Graf ihr über den gestrigen Vorfall und die Ausrufungen des Meisters Herold mittheilte, erblaßte Edith bis in die Lippen vor tödtlichem Schrecken, raffte aber ihre ganze Willenskraft zusammen, um nicht unter der Wucht des entsetzlichen Schlages zu erliegen.

Als ihr Gemahl geendigt, legte die arme Frau ein offenes, reumüthiges Bekenntniß ihrer Schuld ab, die sie doch nur aus Rücksicht für ihren Mann begangen. „Ich kann und will aber auf Niemand einen Theil meiner großen Schuld abwälzen," fuhr die unglückliche Frau fort. „Ich weiß auch, daß Du mir nie verzeihen wirst, Hermann; wenn Du aber wüßtest, wie furchtbar ich seit vierundzwanzig Jahren unter den Folgen der einzigen Lüge gelitten habe, die ich mir je zu Schulden kommen ließ, Du würdest milder über den Fehler einer armen schwachen Frau denken."

„Ja, Ihr armen, schwachen Frauen seid es ja stets," rief der Graf entrüstet aus, „die Unheil über uns bringen, die immer handeln, ohne die Folgen ihrer Handlungen zu bedenken! Wie furchtbar trifft Dein Verbrechen vor Allem den armen, unschuldigen Günther! Dieser liebenswürdige, edle Mensch verliert mit einem Schlage Namen, Braut, Existenz, kurzum Alles. Welche Verantwortung lastet auf Dir, Edith, durch diese zertrümmerte Existenz! Von mir, dessen ganzes ehrenvolles Leben im hohen Alter noch durch einen solchen Skandal beschmutzt wird, will ich gar nicht einmal reden. Doch genug! Heute Abend wird Dein

Bruder hier eintreffen, von ihm wirst Du erfahren, welchen Entschluß ich gefaßt. Lebe wohl!"

Edith blieb in ihrem Zimmer in einem Zustande zurück, der an vollständige Starrsucht grenzte, so furchtbar hatte der ganz unerwartete Schlag sie getroffen; allmählig kam sie wieder zum Bewußtsein ihrer Lage und hatte merkwürdigerweise im Innersten ihres Herzens ein Gefühl der Erleichterung, der Befreiung von einer schweren Last. Sie brauchte nun nicht mehr zu lügen, mochte sich ihre Zukunft gestalten, wie sie wolle, mochte sie den ärgsten Demüthungen sich unterziehen müssen, sie wollte Alles, Alles gern ertragen, war sie doch von der Last der fortgesetzten Lüge befreit, unter der ihre stolze Seele so lange Jahre hindurch so unsäglich gelitten hatte.

Kurt v. Westernhoff war außer sich vor Entrüstung, als er alles von seinem Schwager erfahren. „Mein armer Günther," rief er aus, „welch' entsetzliches Schicksal hat die Unglückselige über Dich gebracht!"

„Auch ich muß Dir gestehen," sagte Graf Hermann, „daß der Gedanke an Günther mich sehr schmerzt. Was in meinen Kräften steht, soll geschehen, um seine Zukunft in materieller Hinsicht wenigstens sicher zu stellen; meinen Namen kann ich ihm leider nicht lassen, das ist ganz unmöglich."

„Gewiß, das ist unmöglich," bemerkte Westernhoff; „aber glaube nicht, Hermann, daß Günther auch nur einen Groschen von Dir annehmen wird. Am fürchterlichsten für den armen Menschen wird die Trennung von seiner Braut sein; indeß fällt mir eben ein Gedanke ein, der viel-

leicht einen Ausweg darbietet, um diese Trennung möglicherweise zu verhindern; doch sage mir zuerst, was Du zu thun gedenkst."

„Ich habe bereits zu meinem Notar geschickt und ihn auf morgen früh herbeschieden," erwiederte der Graf. „Mein Testament, das ich schon vor einigen Jahren bei ihm deponirt habe, muß durch diesen unerwarteten Zwischenfall natürlich umgeändert werden. Edith, mit der ferner zusammenzuleben mir unerträglich wäre, wird fortan auf Saaldorf, dem ihr früher schon bestimmten Wittwensitze, leben; Kurt erhält natürlich später die Majoratsgüter, Günther werde ich sofort ein Kapital von sechzigtausend Thalern zur freien Verfügung stellen und ihn in einem Briefe, den Du ihm wohl übergibst, recht dringend bitten, diese Summe für seinen ferneren Lebensweg nicht von der Hand zu weisen. Morgen Mittag fahre ich dann zum Könige, bei dem ich immer noch Zutritt habe, und werde ihm von dem ganzen Vorgange Bericht erstatten. Wenn alle diese Geschäfte hier besorgt sind, fahre ich dann morgen nach Hirschberg, das ich nicht mehr zu verlassen gedenke. Du thust mir wohl den Gefallen, lieber Kurt, und machst Edith mit meiner Bestimmung hinsichtlich ihres ferneren Aufenthaltes auf Saaldorf bekannt."

„Gewiß! Doch auch ich bitte Dich um eine Gefälligkeit, Hermann. Wenn Du morgen zum Könige fährst, so werde ich Dir ein Gesuch mitgeben, in welchem ich Seine Majestät bitte, mir zu gestatten, Günther als Sohn zu adoptiren und ihm meinen Namen geben zu dürfen."

„Das ist ein schöner Gedanke von Dir, Du guter,

lieber Mensch!" rief Graf Hirschberg mit Thränen in den Augen aus. „Verlaß Dich darauf, daß ich selbst den König bitten werde, Dein Gesuch zu genehmigen. Und nun gute Nacht, lieber Freund, ich fühle mich sehr matt und angegriffen."

Als Graf Hirschberg am folgenden Nachmittage von seiner Audienz beim Könige zurückkehrte, konnte er seinem Schwager mittheilen, daß die Adoptirung Günther's, sowie die Führung des Namens der Barone v. Westernhoff von Seiten desselben genehmigt seien. Der König, der Günther mehrmals in Hofgesellschaften gesehen, habe den jungen Mann sehr bedauert und schließlich geäußert, derselbe müsse unbedingt ein Kind vornehmer Leute sein, das ganze distinguirte Aussehen des jungen Mannes spreche dafür.

„Dasselbe habe ich heute Morgen schon zu Edith gesagt, als ich ihr Deinen Willen eröffnete, und sie gefragt, ob sie gar keine Anhaltspunkte in Betreff des Herkommens Günther's habe. Sie hat mir geantwortet, die Hebeamme, eine Frau Schmidt, habe ihr damals mitgetheilt, eine feine junge Dame, die nur gebrochen deutsch gesprochen, sei im Herbst 1848 zu ihr gekommen, um ihre Entbindung bei ihr abzuwarten; einen Tag nach der Geburt eines Knaben sei die Dame gestorben und habe ihr die Sorge für ihr Kind überlassen. Die Hebeamme ist jedoch seit langen Jahren aus der Residenz fortgezogen und soll sich in einem kleinen Städtchen am Rhein, ihrem Heimathsorte, niedergelassen haben."

„Das sind freilich sehr geringe Anhaltspunkte. Indeß muß Günther Alles versuchen, sich Gewißheit über seine Eltern zu verschaffen."

„Ich hoffe, er thut das nicht, sondern begnügt sich damit, mein Sohn zu sein. Er kann unmöglich Verlangen haben, einen Vater kennen zu lernen, der weder etwas von seiner Existenz zu ahnen scheint, noch sich je um ihn bekümmert hat.“

Die beiden alten Herren wurden durch das Eintreten des Grafen Kurt unterbrochen, den sein Vater herbeschieden hatte, um ihm von dem Geschehenen Mittheilung zu machen.

Da Graf Kurt seinen Vater an demselben Abende nach Hirschberg begleiten sollte, so ging er kurz vor der zur Abreise festgesetzten Stunde hinüber in die Zimmer seiner Mutter. So sehr entrüstet der junge Mann auch über das Vergehen derselben war, so gedachte er doch der zärtlichen Liebe, mit der ihn seine Mutter von seiner Kindheit an umgeben, und konnte es nicht über das Herz bringen, sie zu kränken, indem er sie ohne Lebewohl verließ.

„Meine arme, liebe Mama,“ sagte Kurt, auf's Tiefste gerührt von dem Anblick der vom Schmerz durchbebten Züge des sonst noch so schönen Antlitzes seiner Mutter. „Welche Qualen mußt Du gelitten haben alle die langen Jahre hindurch!“

„Jawohl, mein Sohn, unerträgliche Qualen!“ sagte Edith, weinend sich über den vor ihr Knieenden beugend. „Die entsetzlichste Qual für mich ist aber der Gedanke, daß ich nicht allein Günther's Leben zertrümmert, sondern auch Dich, mein Kurt, so unglücklich gemacht habe: ich sehe ja zu deutlich auf Deinem Gesichte, daß Du die Trennung von Deiner geliebten Natalie nicht verschmerzt hast und

wohl auch nicht verschmerzen wirst. Hätte ich den Muth gehabt, vor einem halben Jahre meine Schuld zu bekennen, so wärest Du damals schon der Majoratserbe von Hirschberg geworden, und Graf Althaus hätte Dir gewiß nicht die Hand seiner Tochter verweigert. Ach, Deine Mutter ist ein schwaches Weib, bei allem Stolze, den sie früher hatte; Du mußt ihr verzeihen, mein armer Sohn!"

Als Kurt v. Westernhoff wieder zu Hause angelangt war, fiel ihm die Aufgabe, dem armen Günther das über ihn hereingebrochene Unheil mittheilen zu müssen, doppelt schwer auf's Herz, da ihm vor den Folgen bangte. Es gewährte dem gutmüthigen Manne eine kleine Erleichterung, daß Günther bei seiner Ankunft nicht anwesend, sondern in Braunsdorff bei seiner Braut war; er gewann einen kurzen Aufschub, den er benutzte, um seiner Frau ausführlich zu berichten, was sich in den letzten Tagen im Hause seines Schwagers zugetragen.

5.

Es war später Abend geworden, und noch hatte Günther sein Zimmer nicht verlassen, in welchem er sich eingeschlossen nach der Unterredung mit seinem Oheime am Morgen des schrecklichen Tages, der allen Hoffnungen, allen Lebensfreuden des beklagenswerthen jungen Mannes ein so jähes Ende bereitet. Nicht ein Wort hatte er zu Herrn v. Westernhoff gesagt, nachdem dieser seine schmerzliche Mittheilung beendigt, stumm hatte er den Brief des Grafen Hirschberg entgegengenommen, stumm hatte er zugehört, als Westernhoff ihm mitgetheilt, daß der König die Adoptirung

Günther's bereits genehmigt habe und daß er sofort nach Braunsdorff hinüberfahren wolle, um den Major von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Ohne ein Wort zu sprechen, ohne eine Thräne zu vergießen, saß Günther regungslos in einer Ecke des Divans; von Zeit zu Zeit entrang sich ein schmerzliches Stöhnen der Brust des unglücklichen jungen Mannes. Sein alter Diener, der ihm schon seit seinem fünfzehnten Jahre attachirt war, hatte mehrere Male im Laufe des Tages an die Thüre geklopft, um sich nach den Bedürfnissen seines Herrn zu erkundigen, hatte aber stets, ohne Antwort zu erhalten, wieder fortgehen müssen. Frau v. Westernhoff, die sich furchtbar ängstigte über diese unbewegliche Ruhe ihres Lieblings, wäre sehr gern zu ihm hinauf gegangen, um ihn zu trösten, hätte nicht ihr Mann jede Störung Günther's streng untersagt, für den Einsamkeit, Alleinsein jetzt eine Wohlthat sei.

Als der Abend hereinbrach, hatte Günther endlich geklingelt und sich von seinem Diener die Lampe bringen lassen, worauf er denselben mit einem stummen Winke entließ und die Thüre wieder verschloß. Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb zuerst einen langen Brief an Kurt v. Westernhoff, in welchem er ihm und dessen Frau für die unzähligen Beweise von Liebe und Güte dankte, bat, ihn ja nicht für undankbar zu halten, wenn er die gütigen Absichten, die Westernhoff für ihn habe, von der Hand weisen müsse, da er gewiß selbst zugestehen werde, daß es unmöglich sei, dieselben anzunehmen und als Eindringling in eine alte, geachtete Familie weiter zu leben. „Du wirst

mir Recht geben, theurer Onkel (falls ich Dich noch so nennen darf), wenn Du ruhig die Sache erwägst," schrieb Günther zum Schluß, „daß ich nicht als Dein Sohn, als der Träger Deines ehrenwerthen Namens hier leben kann, ich, vielleicht der Sprößling eines Verbrechers, eines ehrlosen Schurken, der nicht in die Familie eines anständigen Mannes gehört. Ich weiß genau, wohin ich gehöre, und werde mich in wenigen Minuten dahin begeben! Schreibe dem Grafen Hermann, daß ich ihm danke für die Liebe, die er zu mir gehabt, daß auch ich ihn zärtlich wie einen Vater geliebt habe, aber sein großmüthiges Geschenk kann ich noch weniger annehmen, wie das Geschenk Deines Namens, mein lieber, theurer Oheim. Lebe wohl, meine geliebte Tante, die immer so mütterlich für mich gesorgt, und verzeihe mir den Schmerz, den Kummer, den mein plötzliches Scheiden Dir bereitet; ich weiß, Du wirst oft in Liebe Deines Lieblings gedenken. Lebet wohl, meine Theuren!"

In einem zweiten Briefe nahm der Unglückliche Abschied von seiner Braut.

Als Günther diesen Brief an Lidy couvertirt hatte, drückte er ein sehr gut gemaltes kleines Bild von ihr, das auf dem Schreibtische stand, an seine Lippen, erhob sich und nahm aus einer über dem Tische an der Wand angebrachten Waffentrophäe einen Revolver herunter, dessen Hahn er eben im Begriffe war, aufzuziehen, als eine Hand sich auf seine Schulter legte und vor dem erschreckt sich Umwendenden Kurt v. Westernhoff stand. Friedrich, der Diener Günther's, hatte von dem zum Glück nicht ver-

schlossenen Schlafzimmer aus auf Veranlassung der Frau v. Westernhoff den jungen Mann seit längerer Zeit beobachtet, und war, als er denselben eifrig mit Schreiben beschäftigt sah, geräuschlos hinunter gegangen, um der Baronin über diesen ihn beunruhigenden Umstand Bericht abzustatten. Er war in dem Augenblick unten im Hausflur angelangt, als Herr v. Westernhoff von seiner Fahrt nach Braunsdorff zurückkehrte, der nun sofort sich leise in das Schlafzimmer Günther's begeben hatte und zur rechten Zeit eintraf, um die unselige That seines Adoptivsohnes zu verhindern.

„Günther!" rief der Baron entsetzt aus, „was wolltest Du beginnen! Ist das männlich gehandelt? Doch ich will Dir weiter keine Vorwürfe machen über Dein Vorhaben, da ich mir wohl Deinen Seelenzustand vorstellen kann! Sieh, mein Sohn, hier bringe ich Dir Balsam für die Wunde Deines Herzens, einen Brief von Deiner Braut."

„Von Lidy!" rief der unglückliche Mann aus, doch war er nur im Stande, den Eingang des Briefes, die Worte: „Mein armer, inniggeliebter Günther!" zu lesen, dann brach er mit einem schweren Seufzer zu den Füßen Westernhoff's bewußtlos zusammen, bevor ihn der tödtlich erschrockene Mann auffangen konnte.

Es war zu viel für die Nerven des tiefempfindenden jungen Mannes gewesen, der bereits mit dem Leben abgeschlossen hatte. Noch in derselben Nacht kam ein so heftiges Nervenfieber zum Ausbruch, daß der schnell aus der nächsten Stadt herbeigerufene Arzt das Aeußerste befürchtete.

Trotz seiner Angst um seinen geliebten Sohn mußte Westernhoff ihn doch am folgenden Tag allein der Pflege seiner Frau überlassen, da ihn ein Telegramm von Kurt v. Hirschberg, das noch während der Nacht eingetroffen, nach Hirschberg rief, wo Graf Hermann einem Schlaganfalle plötzlich erlegen war.

Für den alten Mann waren die Aufregungen der letzten Tage zu viel gewesen. Im Sterbezimmer des alten Grafen traf Kurt seine Schwester Edith, die ebenfalls durch ein Telegramm ihres Sohnes dorthin gerufen war. Die arme Frau war niedergeschmettert vor Schmerz, daß ihr Gemahl so plötzlich aus dem Leben geschieden, ohne ihr verziehen zu haben, zumal sie sich die alleinige Schuld an dem Tode desselben zuschreiben mußte. Ihr Schmerz, ihre bitteren Selbstvorwürfe wurden nur gesteigert durch die Mittheilung ihres Bruders von dem, was auf Westernhoff vorgefallen war.

Kurt v. Westernhoff, welcher vom Grafen Hermann zum Testamentsvollstrecker und Vormund des Grafen Kurt bestellt worden war, mußte mehrere Tage in Hirschberg verweilen, bis die Beisetzung des Grafen und die Eröffnung des Testaments erfolgt war. Graf Kurt, der täglich die Genehmigung seines inzwischen eingereichten Abschiedsgesuches erwartete, blieb auf dem Schlosse und übernahm die Bewirthschaftung der Familiengüter unter Assistenz der bewährten Beamten seines Vaters; auch versprach ihm sein Oheim wiederzukommen, sobald sich das Schicksal Günther's entschieden habe.

Diesen fand der Baron noch immer in bewußtlosem

Zustande, auf das Sorgfältigste gepflegt von seiner Frau, die darin von Lidy und ihrer Mutter unterstützt wurde. Frau v. Braunsdorff war auf die erste Nachricht von der Erkrankung Günther's mit Genehmigung des Majors in Begleitung ihrer Tochter nach Westernhoff geeilt, und hatte der Baronin ihren Beistand in der Pflege des Kranken angeboten; auch Lidy durfte mehrere Stunden des Tages um ihren Bräutigam sein, dessen todesstarrer, lethargischer Zustand, unterbrochen von den wildesten Phantasien, ihr armes Herz mit grenzenloser Verzweiflung erfüllte. Endlich, nach zweiwöchentlichem Kampfe mit dem Tode, siegte die ungeschwächte Jugendkraft Günther's, und er kehrte zum Bewußtsein zurück; viele Wochen jedoch vergingen noch, bevor er im Stande war, das Bett zu verlassen. Was war aber aus dem lebensfrischen, stattlichen jungen Manne geworden? Die matt und lebensmüde blickenden Augen lagen tief in ihren Höhlen, umgeben von dunklen Rändern; der frische, so glücklich lächelnde Mund war krampfhaft verzogen, während die eingefallenen Wangen eine gelblichgraue Farbe erhalten hatten. Der Arzt gab auf die besorgten Fragen der Angehörigen wegen der entsetzlichen Schwäche Günther's, der sich nur mit Anstrengung bewegen konnte, die tröstliche Versicherung, daß das herannahende Frühjahr im Verein mit sorgfältiger körperlicher Pflege die Gesundheit des jungen Mannes bald wieder ganz herstellen würde, nur müsse man jede Gemüthsbewegung von dem Genesenden fernzuhalten suchen.

Beim Beginn des Sommers war Günther wirklich wieder soweit genesen, daß er in Begleitung der Frau v. Western-

hoff zu einem längeren Aufenthalte nach Norderney reisen konnte. So schwer es dem jungen Manne auch geworden war, so hatte er doch schließlich darein willigen müssen, den Namen seines Adoptivvaters anzunehmen; er hätte durch eine längere Weigerung nicht allein den wackeren Baron und seine Frau auf's Tiefste gekränkt, sondern auch den Schein größter Undankbarkeit auf sich geladen. Aber weder das Zureden Westernhoff's, noch die Vorstellungen des Majors v. Braunsdorff konnten Günther bewegen, das ihm vom Grafen Hermann zugewiesene Kapital anzunehmen. Er hatte, als er wieder so weit hergestellt war, daß ein nachhaltiger Einfluß durch Gemüthsbewegungen für seine Gesundheit nicht mehr zu befürchten stand, von seinem Adoptivvater die für ihn eingegangenen Briefe erhalten; unter ihnen befand sich ein Schreiben Kurt's v. Hirschberg, das außerordentlich herzlich abgefaßt war, in welchem Kurt ihn bat, den Willen des Vaters, der ihn ja so unendlich geliebt und das Verlangen gehabt habe, ihm diese Liebe wenigstens dadurch zu beweisen, daß er Günther's Zukunft in materieller Hinsicht sicher stelle, doch durch Annahme des Kapitals zu erfüllen; auch bat Graf Kurt ihn, das in dem beifolgenden Schreiben seiner Mutter ihm gemachte Anerbieten ja anzunehmen, da er dadurch sowohl ihn selbst, als auch die Gräfin sehr glücklich machen würde.

Edith hatte in einem überaus rührenden Briefe Günther um Verzeihung gebeten wegen alles Unheils, das ihn durch ihre Schuld betroffen, sie wolle ihm von nun an wirklich eine Mutter sein und sich bemühen, die von ihr geschla-

genen Wunden nach Kräften zu heilen. „Wie ich zu meinem unaussprechlichen Troste höre," schrieb Edith unter Anderem, „ist wenigstens Dein Verhältniß zu Liddy, diesem lieben, süßen Mädchen, nicht durch meine Schuld gestört worden. Auf meinen Knieen habe ich Gott hiefür gedankt und ihn gebeten, den wackeren Major und seine Gattin mit seinem reichsten Segen zu überschütten für seine gütige, menschenfreundliche Handlungsweise. Wenn Deine Liddy als Deine Gattin Dir erst zur Seite steht, dann, mein Sohn, bitte ich Dich, zu mir nach Saaldorf zu kommen, hier mit den Deinen zu leben und das zwar nicht große, aber schön gelegene Gut als Dein Eigenthum von Deiner Mutter anzunehmen. Saaldorf gehört nicht zu den Majoratsgütern, ist mein freies Eigenthum, auch hat Kurt mit Freuden seine Einwilligung zu der Uebertragung desselben auf Dich gegeben. Ich bitte Dich, mein Sohn, mir nicht jetzt zu schreiben; lasse die Zeit ihre heilende Kraft auch auf Dich ausüben, und eile dann in die Arme Deiner Dich innig liebenden Mutter Edith."

Der Wunsch der Gräfin, ihr jetzt nicht zu schreiben, entsprach vollständig den Gefühlen Günther's; doch an Kurt sandte er einige herzliche Zeilen, in denen er jedoch ganz entschieden das Legat des Grafen Hermann ablehnte und bat, nicht mehr auf diese Angelegenheit zurückzukommen.

Bevor Günther mit Frau v. Westernhoff seine Reise nach Norderney antrat, hatte er mit seinem zukünftigen Schwiegervater eine längere vertrauliche Unterredung; nachdem er ihm von ganzem Herzen gedankt dafür, daß er

trotz der unglücklichen Katastrophe, die über ihn hereingebrochen, das Verhältniß zu Lidy nicht aufgelöst habe, fuhr der junge Mann fort: „Eben wegen dieser großmüthigen Selbstverleugnung, Herr Major, fühle ich eine doppelte Verpflichtung, Ihr Opfer weniger schmerzlich für Sie zu machen, indem ich Himmel und Erde in Bewegung setzen will, um das Dunkel, welches über meiner Geburt liegt, aufzuhellen. Mich selbst verlangt danach, obschon mein allzu gütiger Adoptivvater mich undankbar schilt, daß ich mich nicht damit begnüge, ausschließlich sein Sohn sein zu wollen. Sie, Herr Major, werden mich aber besser verstehen und meine Motive würdigen, die mich zwingen, vielleicht ein Jahr und noch länger fern von meiner heißgeliebten Lidy zu bleiben, bis es mir gelungen ist, das mir vorgesteckte Ziel zu erreichen."

Gerührt umarmte der Major den wackeren jungen Mann, dessen Absichten und Vorhaben vollkommen seine Billigung fanden; denn allerdings war es für den alten Offizier und Edelmann ein sehr schweres Opfer gewesen, das Verlöbniß seiner Tochter mit einem namenlosen jungen Manne von zweifelhaftem Herkommen aufrecht zu erhalten; nur die Rücksicht auf die Liebe seiner Tochter zu Günther und auf seinen alten Freund und Nachbarn Westernhoff hatte ihn dazu bewegen können.

„Wenn Du wieder zurückkehrst, mein Günther," sagte Lidy zu ihrem Bräutigam, als sie mit demselben am Abend vor seiner Abreise im Garten von Braunsdorff ungestört auf und nieder wandelte, „dann wirst Du hoffentlich den trüben Schatten, der jetzt noch so oft auf Deiner Stirne

lagert, und die häßliche Falte dort zwischen den Augen verloren haben. Ich habe vorhin noch die liebe gute Mama Westernhoff gebeten, es ja nicht zu leiden, daß Du trüben Gedanken nachhängst; hier habe ich schon dafür gesorgt, daß sie mir meinen Günther nicht zu lange quälen durften; denk' nur hübsch an Deine Lidy, dann wird die Traurigkeit keine Gewalt über Dich bekommen."

„Ich habe einen sicheren Talisman bei mir, der alle traurigen Gedanken vertreibt," entgegnete Günther, zärtlich in die tiefblauen Augen seiner Braut schauend.

„Einen Talisman? Ei, ich wäre doch neugierig, den zu sehen!"

„Ein Talisman, geweiht durch die schönste Hand auf Erden!" rief Günther. „Da schau' her, meine süße Lidy. Dieses kleine Blatt Papier ist mein Talisman gegen alle Trübsal der Erde. Höre, wie der Spruch darauf lautet: ‚Mein armer, einzig geliebter Günther! Niemals habe ich den künftigen Majoratsherrn und Grafen v. Hirschberg geliebt, sondern nur meinen Günther. Der bist Du ja geblieben, weshalb also verzagen?'"

„Ach," unterbrach Lidy ihren Bräutigam, „Du willst mich wohl verspotten, böser Mann!"

„Nein, meine süße Lidy. Diese Zeilen sind mein Trost gewesen, als ich nach langer Nacht wieder zum Bewußtsein kam, sie haben mich vor Verzweiflung geschützt, wenn der gedemüthigte Stolz, das schrecklich verwundete Ehrgefühl sich wild in mir aufbäumten; diese Zeilen werden mich auch fernerhin vor Traurigkeit bewahren und sollen mich nie verlassen!"

6.

Nachdem Frau v. Westernhoff mit ihrem Adoptivsohne mehrere Wochen im Seebade zugebracht, das die wohlthätigste Wirkung auf die Gesundheit Günther's gehabt, unternahmen Beide eine kleine Reise nach dem schönen Norwegen, von wo sie Ende August nach Hamburg zurückkehrten, um dort mit Herrn v. Westernhoff zusammen zu treffen. Dieser hatte einen kurzen Aufenthalt in der Residenz benutzt, um daselbst Nachforschungen über den Verbleib der Frau Schmidt anzustellen, die in so fern nicht ganz erfolglos geblieben waren, als es ihm gelang, mit Hilfe eines Beamten, dem die Akten der Polizeidirektion zugänglich waren, zu ermitteln, daß die ehemalige Hebeamme Schmidt in den diesbezüglichen Listen als aus Brohl am Rhein gebürtig vor ungefähr dreißig Jahren eingetragen worden war.

Da Edith ihrem Bruder bei ihrer letzten Unterredung mitgetheilt hatte, sie habe vor ungefähr zweiundzwanzig Jahren auf ihre Nachfrage nach der Frau Schmidt in Erfahrung gebracht, daß dieselbe nach dem Rheine zurückgekehrt sei, so war wenigstens ein kleiner Anhaltspunkt für die Nachforschungen Günther's gewonnen.

Dieser eilte nun direkt an den Rhein, um den Aufenthaltsort der Frau Schmidt zu ermitteln. In Brohl erfuhr der junge Mann auf dem dortigen Bürgermeisteramte, daß eine Frau Schmidt vor einigen zwanzig Jahren wohl aus der Residenz dort eingetroffen sei, auch einige Jahre daselbst gewohnt habe, dann aber aus dem Orte wieder fortgezogen sei, um zu einer Schwester, die im Badischen verheirathet

war, überzusiedeln. Wohl hatte sich Günther unverzüglich nach Karlsruhe begeben, um von dort aus seine Nachforschungen fortzusetzen, nach vielen Wochen resultatloser Bemühungen und often Hin- und Herreisens war er fast entmuthigt durch das Vergebliche seiner Schritte. So peinlich es ihm auch war, fremde Leute mit dem Zwecke seiner Recherchen bekannt zu machen, so entschloß er sich doch endlich, sich an einen ihm als tüchtig und zuverlässig empfohlenen Rechtsanwalt zu wenden, den er um seinen Rath bat, ohne ihn jedoch vollständig in die Sache einzuweihen.

„Hat diese Frau Schmidt irgendwie etwas für ihre Person zu befürchten, Herr Baron, wenn ihr jetziger Aufenthaltsort bekannt wird?" fragte der Rechtsanwalt.

„Das glaube ich kaum, Herr Doktor, da die Sache vor einigen zwanzig Jahren geschehen, also wohl bereits verjährt ist."

„Wenn auch," bemerkte der Anwalt, „die Frau muß jetzt schon hoch in den Sechzigern sein, und alte Leute von dem Bildungsgrade der Frau Schmidt haben eine sehr große Scheu, mit irgend einer Behörde in Berührung zu treten, zumal, wenn sie kein ganz reines Gewissen haben."

„Die Frau hat nicht das Mindeste von mir zu befürchten," sagte Günther; „im Gegentheile soll dieselbe eine sehr ansehnliche Belohnung erhalten, wenn ich von ihr gewisse Papiere herausbekomme, in deren Besitz sie vor vierundzwanzig Jahren gelangt ist, und die für sie selbst gar keinen Werth haben."

„Wenn es so steht," entgegnete der Justizrath, „dann habe ich einige Hoffnung auf Erfolg, und werde gleich

heute einen passenden Aufruf in die am meisten verbreiteten Blätter, die namentlich auf dem Lande viel gelesen werden, einrücken lassen."

Günther hatte seinem, doch immerhin noch angegriffenen Körper etwas zu viel zugemuthet durch die fast täglichen Fahrten auf der Eisenbahn seit mehreren Wochen und fühlte das dringende Bedürfniß nach Erholung und Ruhe; er begab sich daher nach dem nahegelegenen Baden-Baden, wo er bei der sich ihrem Ende nahenden Saison nicht zu befürchten hatte, noch irgend Jemand aus seinem früheren Bekanntenkreise zu begegnen, was ihm aus leicht erklärlichen Gründen außerordentlich peinlich gewesen wäre.

Die Stille des reizend gelegenen Badeortes that ihm ungemein wohl, so daß er sich in der stärkenden Herbstluft rasch wieder erholte und sich bald so gekräftigt fühlte, daß er längere Ausflüge in der reizenden Umgebung Badens unternehmen konnte. In den hübschen Anlagen des eleganten Badeortes selbst machte er des Morgens gewöhnlich einen größeren Spaziergang, während er die sonnigen Nachmittage zu seinen Exkursionen benutzte.

Eines Morgens sah er in der Lichtenthaler Allee einen älteren Herrn auf einer Bank sitzen, der sich vergeblich bemühte, sich von derselben zu erheben; Günther trat höflich grüßend an ihn heran und bot ihm seinen Arm, den der alte Herr auch dankbar annahm. Günther bemerkte dabei, daß derselbe ein künstliches Bein hatte.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden," sagte der Herr, „für Ihren liebenswürdigen Beistand; aber, wie Sie sehen, ist

es mir unmöglich, mich von der Stelle zu bewegen, wahrscheinlich ist an meinem künstlichen Beine etwas nicht in Ordnung. Mein Schlingel von Diener, den ich in meine Wohnung geschickt, um mir mein vergessenes Cigarrenetui zu holen, bleibt unverantwortlich lange aus und läßt mich hier hilflos sitzen."

„Wenn Sie gestatten, mein Herr," entgegnete Günther, „so will ich nachsehen, ob ich das Hinderniß entdecken kann, das Ihnen das Gehen unmöglich macht."

Bald hatte er auch gefunden, daß eine Feder des Kunstbeins sich in das Beinkleid festgeklemmt, wodurch jede Bewegung unmöglich gemacht wurde. Nachdem die Feder mit Leichtigkeit frei gemacht worden, bot Günther dem Invaliden, dem man unverkennbar den alten Offizier ansah, seinen Arm und führte ihn in die Stadt, wo ihnen bald der herbeieilende Diener begegnete, dem der Herr in einer dem jungen Manne gänzlich unbekannten Sprache heftige Vorwürfe über sein langes Ausbleiben zu machen schien. Als er sich darauf von Günther verabschiedete, sagte er ihm, er hoffe jetzt öfters das Vergnügen zu haben, mit ihm zusammen zu treffen, und bat auch, ihn zu besuchen, er sei der Feldmarschall-Lieutenant Graf Ferenzy.

Nachdem auch Günther sich genannt, was er noch immer nicht ohne zu erröthen thun konnte, empfahl er sich dem ihm freundlich zulächelnden Herrn.

„Warum schaust Du dem fremden Herrn so erstaunt nach, Janos?" fragte der Graf seinen, dem sich Entfernenden ganz starr nachblickenden Diener.

„O, Excellenz, gerade so haben Sie ausgeschaut, als Sie noch ein junger Herr waren!“ rief dieser aus.

„Du magst Recht haben, Janos,“ bemerkte der Graf. „Sein Gesicht, seine ganze Figur kommen mir auch so vor, als ob ich sie früher schon einmal gesehen hätte. Es gibt oft merkwürdige Aehnlichkeiten. Nun, der junge Baron wird mich hoffentlich bald besuchen, dann wollen wir ihn uns genauer anschauen.“

In den nächsten Tagen trafen sich die beiden Herren häufig bei ihren Morgenpromenaden, auch verplauderte Günther zuweilen ein Stündchen bei dem Grafen, der ihm sehr sympathisch war, und auch der Feldmarschall-Lieutenant fühlte sich täglich mehr zu dem jungen Manne hingezogen, dessen Aehnlichkeit mit seiner eigenen Erscheinung, als er noch ein junger Mann war, ihm immer deutlicher hervortrat und ihn oft in tiefes Nachdenken versetzte.

Als Günther nach einem Spazierritt an einem schönen Herbstabende in sein Hotel zurückgekehrt, fand er daselbst eine Depesche seines Rechtsanwalts in Karlsruhe vor, welcher ihn aufforderte, so bald als möglich zu ihm zu kommen. Noch mit dem letzten Zuge eilte Günther nach Karlsruhe und begab sich gleich am folgenden Morgen zu dem Justizrathe, der ihm mittheilte, daß er von einem Collegen, der als Notar in dem großen Dorfe L. im Murgthale stationirt sei, die Nachricht erhalten habe, eine Frau Schmidt, vom Niederrhein gebürtig, lebe schon seit fast zwanzig Jahren in L. bei ihrer Schwester, welche an einen Bauern Namens Rößler verheirathet sei. Er, der Notar, habe die Aufforderung in der Zeitung gelesen und sich

beeilt, seinem alten Universitätsfreunde sofort die gewünschte Mittheilung zu machen.

In der größten Aufregung fuhr Günther nach Baden-Baden zurück, wo er sich schnell ein Pferd satteln ließ und auf dem kürzesten Wege in das Murgthal ritt, in welchem L. liegt. Nach einem Ritte von guten drei Stunden hatte der junge Mann das Dorf erreicht, wo es ihm nicht schwer fiel, das Gehöft des Bauern Rößler zu erfragen. Als er in die niedrige Wohnstube eingetreten, fand er daselbst zwei ältere Frauen, von denen die Eine städtische Kleider trug, während die Andere in die landesübliche Tracht gekleidet war. Günther wandte sich an die Erstere mit der Frage, ob sie Frau Schmidt sei, und bat, als er eine bejahende Antwort erhalten, Frau Rößler, sie einige Minuten allein zu lassen, da er etwas sehr Wichtiges mit ihrer Schwester zu besprechen habe.

Der junge Mann bemerkte, wie die alte Frau ihn mit ängstlichen, besorgten Blicken ansah, und beruhigte sie daher, indem er ihr die Versicherung gab, es führe ihn durchaus nichts Unangenehmes oder irgend etwas, was ihr Verdrießlichkeiten bereiten könnte, zu ihr; er bäte nur, ihm die Wahrheit zu sagen, da es für ihn selbst von der größten Wichtigkeit sei, dieselbe zu erfahren. Darauf fragte er, ob sie wirklich Frau Schmidt sei, aus Brohl am Niederrhein gebürtig, und ob sie vor einigen zwanzig Jahren in Berlin Hebeamme gewesen.

Als die Frau ihn ängstlich und verlegen anblickte und mit zögernden Worten erwiederte, daß ihr Name freilich Schmidt sei, sie aber gar nicht begreife, wie es den jungen

Herrn interessiren könne, ob sie Hebeamme gewesen sei und in Berlin gewohnt habe, unterbrach Günther sie mit den Worten: „Sie haben nicht das Geringste zu befürchten, Frau Schmidt, darauf gebe ich Ihnen mein Wort; im Gegentheil, eine ansehnliche Belohnung sollen Sie erhalten, wenn Sie mir die volle Wahrheit entdecken und besonders, wenn Sie noch im Besitze gewisser Papiere sind. Um Sie vollständig zu beruhigen, will ich Ihnen nur sagen, daß Graf Hermann v. Hirschberg gestorben ist, unmittelbar nachdem die Gräfin ihm ihre Schuld an der Unterschiebung des Kindes eingestanden, und daß ich jenes Kind bin!"

Die alte Frau war so erschüttert durch diese unerwarteten Enthüllungen, daß sie in heftiges Weinen ausbrach, das erst infolge der beruhigendsten Versicherungen und Betheuerungen Günther's nachließ.

„Ja, mein lieber, junger Herr," begann sie endlich, „ich bin jene Frau Schmidt. Trotzdem ich es gewiß herzlich gut gemeint, sowohl mit der armen Frau Gräfin, als auch mit dem kleinen Knaben selbst, als ich sie zu dem Vertauschen der beiden Kinder beredete, so habe ich mir doch später oft Vorwürfe über diesen Betrug gemacht und bin auch stets in Angst gewesen, daß ich deswegen noch einmal mit dem Gerichte zu thun haben würde. Aber ich will gut machen, so viel ich kann! Die Papiere Ihrer Mutter habe ich sorgfältig aufgehoben, und auch den kleinen Ring, den ich ihr vom Finger gezogen, als sie gestorben, habe ich dazu gelegt, er sieht fast aus wie ein Trauring! Warten Sie, lieber Herr, ich hole die Sachen gleich herbei."

Mit diesen Worten eilte die alte Frau davon und ließ Günther in einer Erregung zurück, die dem jungen Manne fast den Athem raubte.

Beim Anblick der Papiere und des Ringes seiner von ihm nie gesehenen Mutter löste sich die Spannung Günther's in einen wohlthätigen Thränenstrom auf. Er dankte der Frau Schmidt mit den herzlichsten Worten für die treue Aufbewahrung dieser Reliquien und versprach ihr eine reichliche Belohnung, welche die Frau indeß ganz entschieden zurückwies mit dem Bemerken, daß sie schon reich belohnt sei durch die Befreiung ihres Gewissens von der Last, welche ihre Theilnahme an jenem Betruge auf dasselbe gelegt. Sie bäte aber jetzt, ihr Alles recht ausführlich zu erzählen, wie es gekommen, daß die Unterschiebung des Knaben entdeckt, und was aus den Personen geworden sei, die daran betheiligt gewesen.

Als Günther die Neugierde der Frau durch eine recht ausführliche Erzählung befriedigt, war der Abend hereingebrochen, und er fragte Frau Schmidt, ob sie ihm nicht Obdach für die Nacht geben könne. Diese bejahte und bald war ein hübsches Giebelzimmer für den Gast hergerichtet, in das er sich zurückzog und die Papiere seiner Mutter durchzulesen sich anschickte.

Dieselben bestanden aus mehreren Briefen und einem größeren Dokumente, welch' letzteres mit einem Siegel versehen war, das augenscheinlich ein Kirchensiegel sein mußte; leider waren sämmtliche Schriftstücke in einer Sprache abgefaßt, die Günther nach näherer Prüfung für die ungarische hielt und die ihm vollständig unbekannt war. Auf

dem größeren Dokumente konnte er nur die Namen Ilka Nemethy und Lajos Ferenzy entziffern, während auch einige von den Briefen die Unterschrift „Lajos“ trugen. Er gab daher für jetzt seine Bemühungen auf und legte sich zur Ruhe.

Nach einem herzlichen Abschiede von Frau Schmidt und deren Schwester, ritt Günther am nächsten Morgen nach Baden zurück und begab sich sofort zum Feldmarschall-Lieutenant Ferenzy, den er glücklicherweise noch zu Hause antraf.

Der alte Herr erklärte sich gern bereit, die Papiere seinem jungen Freunde zu verdolmetschen, beim ersten Blick auf dieselben erblaßte er jedoch und bekam ein so heftiges nervöses Zittern, daß Günther besorgt den Diener herbeirufen wollte, es jedoch auf einen Wink des Grafen unterließ.

„Eine momentane Schwäche, lieber Herr,“ sagte der Feldmarschall-Lieutenant, „die gleich vorübergehen wird. Behalten Sie ruhig Platz!“

Nachdem der Graf sämmtliche Schriftstücke durchgelesen, auch die im Innern des kleinen Ringes eingravirten Worte geprüft, blickte er einige Minuten nachdenklich vor sich hin, worauf er sich an Günther mit den Worten wandte: „Bevor ich Ihnen die Uebersetzung dieser Papiere gebe, lieber Baron, muß ich Sie bitten, mir zwei Fragen zu beantworten, deren Indiskretion Sie gewiß entschuldigen werden, wenn ich Ihnen sage, daß der Inhalt dieser Schriftstücke für Jemand, der mir sehr nahe steht, von hohem Interesse ist. Wie kamen Sie in den Besitz dieser Papiere und welches Interesse haben Sie an denselben?“

„Die erste Frage ist sehr leicht beantwortet, Excellenz,“ entgegnete Günther, nicht wenig verwundert über den Eindruck, den die Durchsicht der Briefe auf den Grafen gemacht. „Ich erhielt diese Schriftstücke gestern von einer alten Frau in einem Dorfe im Murgthale. Schon seit Monaten habe ich diese Frau, die ich im Besitze jener Papiere vermuthete, auf das Eifrigste gesucht.“

„Seit Monaten haben Sie nach diesen Papieren gesucht, Baron?“ warf der Feldmarschall-Lieutenant ein. „Dann sind dieselben also von großer Wichtigkeit für Ihre Person selbst?“ setzte er hinzu, den jungen Mann mit prüfenden Blicken betrachtend.

„Gewiß, Excellenz,“ entgegnete Günther, „von der allergrößten Wichtigkeit; es ist mir indeß unmöglich, Ihnen die Gründe anzugeben, weshalb ich Alles in Bewegung gesetzt habe, um in den Besitz derselben zu gelangen, und sehe mich daher auch außer Stande, Ihre zweite Frage zu beantworten.“

„Hören Sie, lieber Baron,“ sagte nach kurzem Nachdenken der General, „es handelt sich hier um mehr, als Sie vielleicht ahnen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Edelmann und Offizier, daß nicht eine Silbe von dem, was Sie mir anvertrauen, jemals über meine Lippen kommen wird; aber ich beschwöre Sie, seien Sie offenherzig gegen mich, ganz offenherzig. Wenn mich meine Vermuthung nicht trügt, so dürften Sie es nicht zu bereuen haben, mir ganz zu vertrauen.“

„Nun denn, Excellenz,“ entgegnete Günther mit erröthenden Wangen, „jene Papiere, jener Ring sind das

Einzige, was mir von meiner Mutter geblieben, die ich leider nie gesehen, da sie einen Tag nach meiner Geburt gestorben ist."

„Ist es möglich!" rief der Graf aus. „Sie sind doch ein Baron v. Westernhoff!"

„Ich führe diesen Namen erst seit einem halben Jahre infolge der Adoptirung des Baron Kurt v. Westernhoff, des Bruders der Gräfin Edith v. Hirschberg, als deren ältester Sohn ich bis vor einem Jahre galt. Nun wissen Sie Alles, Excellenz."

„Sie sind also kein Sohn des Baron v. Westernhoff?" rief der alte Herr auf's Aeußerste überrascht aus. „Gräfin Edith Hirschberg galt für Ihre Mutter bis vor einem Jahre! Das müssen Sie mir ausführlicher erzählen, mein lieber junger Freund. Auf meine Diskretion können Sie sich verlassen. Doch schließen Sie erst die Thüre ab, damit wir nicht gestört werden!"

Günther gab nun dem Grafen ein ganz ausführliches Bild von seinem bisherigen Leben bis in die kleinsten Details hinein. Graf Ferenzy war, als der junge Mann in der Schilderung seiner Erlebnisse fortschritt, von seinem Sessel aufgesprungen und unruhig im Zimmer auf und nieder gegangen, so rasch es sein künstliches Bein gestattete. Als Günther seine Erzählung beendigt, blieb der alte Herr einen Augenblick vor ihm stehen und betrachtete ihn mit zärtlichen Blicken; dann raffte er sich wieder auf und fragte plötzlich: „Wie weit ist das Dorf von hier entfernt, in welchem Frau Schmidt wohnt?"

„Ungefähr drei Stunden, Excellenz."

„Thun Sie mir den Gefallen, lieber Freund, und bestellen Sie mir gleich eine Extrapost dorthin mit möglichst guten Pferden; ich muß diese Frau Schmidt selbst sprechen und zwar noch heute Abend; es läßt mir keine Ruhe! Sie müssen mich aber begleiten und jetzt nichts weiter fragen.“

7.

Nach einer halben Stunde fuhren die beiden Herren bereits auf der Straße nach dem Murgthale dahin, so schnell die Pferde laufen konnten. Der alte Feldmarschall-Lieutenant sprach fast kein Wort, dampfte aber dafür ganz erschrecklich aus einer kurzen Kampagnepfeife, während Günther ebenfalls schweigend in einer Wagenecke lag und darüber nachsann, was den alten Herrn wohl bewegen könne, bei einbrechender Dämmerung noch eine so weite Fahrt zu unternehmen. Wahrscheinlich war der Ferenzy, dessen Name sich auf dem Dokumente befand, doch ein ihm nahestehender Verwandter.

Es war schon ziemlich spät, als man in dem Dorfe anlangte, doch fand man die Bewohner des Hauses, dem der Besuch galt, noch im Wohnzimmer versammelt. Günther ging zuerst hinein, erklärte der ganz überraschten Frau den Grund seiner schnellen Rückkehr und bat sie, mit seinem Begleiter, dessen Namen er ihr nannte, in ihr eigenes Zimmer sich zu begeben, da der Graf gern unter vier Augen mit ihr sprechen wolle. Nachdem er sodann dem General beim Aussteigen aus dem Wagen behilflich gewesen und denselben in das Zimmer der Frau Schmidt geführt, wo diese ihn bereits erwartete, begab er sich in das Wohnzimmer, um dort das Ende der Unterredung abzuwarten.

Nach einer halben Stunde ungefähr trat Frau Schmidt mit Thränen in den Augen in das Wohnzimmer und benachrichtigte Günther, daß der Herr Graf nach ihm verlange. Er fand diesen in großer Erregung auf dem kleinen Sopha im Zimmer der Frau Schmidt sitzend und nahm auf eine einladende Bewegung desselben ihm gegenüber auf einem Stuhle Platz.

„Was ich beim Anblicke der Papiere geahnt," begann der Graf nach kurzem Zögern, „ist mir durch die Mittheilungen der alten Frau hier über die Persönlichkeit der jungen Dame, die bei ihr vor vierundzwanzig Jahren einem Knaben das Leben gegeben, zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Du bist der Sohn von Ilka Nemethy und Lajos Ferenzy — bist mein Sohn!"

„Was sagen Sie, Excellenz," rief Günther auf's Aeußerste überrascht aus. „Ich Ihr Sohn?"

„Ja, mein rechtmäßiger Sohn," erwiederte der Graf, „denn ich selbst bin jener Lajos Ferenzy, oder vielmehr Graf Ludwig Ferenzy, dessen Name auf dem Dokumente verzeichnet ist, das ein Zeugniß ist über die kirchliche Trauung der Ilka Nemethy mit dem Grafen Lajos Ferenzy, welche im Januar 1847 in der Kirche eines Dorfes bei Temesvar stattgefunden hat. Du bist mein Sohn, Günther, den ich mit Freuden als solchen anerkenne und an dem ich gut machen will, was ich in sträflichem Leichtsinn und Hochmuth an Deiner armen Mutter verbrochen habe!"

Mit diesen Worten erhob sich der Graf und schlur den wie betäubt ihn anstarrenden Günther in seine [illegible] Under bei der Liebkosung des ihn mit überströmender in alle

wiederholt Küssenden endlich zum Verständniß des Gehörten gelangte und nur immer die Worte wiederholen konnte: „O mein Vater, mein theurer Vater!"

Der alte General gewann bald seine Fassung wieder und drängte zur Rückkehr. Als die beiden Herren dann in der mondhellen Nacht dahinfuhren, ergriff der Graf die Hand seines Sohnes und begann ihm zu erzählen und zu erklären, wie es gekommen, daß er bis auf den heutigen Tag keine Ahnung von seiner Existenz gehabt.

„Ich will und muß Dir ausführlich mittheilen, wie Alles sich vereint hat, mich von Deiner Mutter zu trennen, damit Du Deinen Vater nicht zu hart beurtheilst, wenn ich auch außer Stande bin, mich von dem Vorwurfe des Leichtsinns und der Schwäche zu reinigen. Im Winter 1846 lag ich mit meiner Schwadron in Temesvar in Garnison und lernte dort sehr bald Ilka Nemethy, die jüngste Tochter eines angesehenen Kaufmannes kennen. Deine Mutter, mein Sohn, war ein entzückend schönes Mädchen, von einer wahrhaft bezaubernden Anmuth; es war also sehr natürlich, daß ein so flotter, heißblütiger Husarenoffizier, wie ich damals war, sich in die schöne Ilka verliebte, und bald gewann ich auch die Ueberzeugung, daß auch ich dem jungen Mädchen nicht gleichgiltig sei. Ilka war jedoch ein Wesen von festen Grundsätzen und wußte mich in strengen Grenzen zu halten. Dieser Widerstand entflammte meine Leidenschaft nur noch mehr. Bei den damals herrschenden Ansichten hätte weder mein Vater, der zu jener Zeit auf den nur wenige Stunden von Temesvar entfernten Familiengütern lebte, jemals seine Einwilligung

zu der Vermählung seines ältesten Sohnes mit der Tochter eines Kaufmannes gegeben, noch hätte ich vom Kaiser den erforderlichen Heirathskonsens erhalten. Da ich indeß mit aller Gluth meines Herzens nach dem Besitze meiner Ilka strebte, beschloß ich, mich heimlich mit derselben trauen zu lassen, mit der Absicht, nach dem Tode meines Vaters, der schon hochbetagt war, den Dienst zu quittiren und dann meine Vermählung öffentlich zu proklamiren. Es gelang mir auch, Deine Mutter für meinen Plan zu gewinnen, hauptsächlich mit Hilfe einer älteren Schwester Ilka's, die an einen Beamten verheirathet war und durch eine Verschwägerung mit dem angesehenen reichen Grafen Ferenzy große Vortheile für sich selbst erwartete. Ich bewog den Pfarrer eines nahegelegenen Dorfes, uns zu trauen, und ging dann gleich mehrere Monate auf Urlaub, auf welchem mich natürlich meine junge Frau begleitete. Ich überspringe die kurze Zeit des Glückes, die uns geschenkt war. Im Herbst desselben Jahres wurde ich zum Major befördert und gleichzeitig unserer Gesandtschaft in Berlin attachirt. Nur selten glückte es mir, mich auf kurze Zeit von dort nach Pest begeben zu können, wo meine Frau im Hause ihres Vaters lebte, der Temesvar verlassen hatte, nachdem ihn seine beiden Töchter in das Geheimniß unserer Verbindung eingeweiht. Als dann im Frühjahr des Jahres 1848 die Revolution ausbrach, mußte ich zu meinem Regimente zurückkehren, mit dem ich bald darauf nach Italien rückte, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, auch nur auf einen Tag nach Pest kommen zu können. Die Unruhen und Kriege der nächsten Zeit führten mich in alle

Theile der Monarchie und machten auch jede regelmäßige Korrespondenz fast unmöglich, so daß ich mich nicht sehr wunderte, seit dem Sommer des Jahres 1848 keinen Brief mehr von Ilka zu erhalten. Endlich, nachdem über ein Jahr vergangen, konnte ich nach Pest reisen, wo ich indeß zu meinem größten Schrecken weder meine Frau, noch deren Vater mehr vorfand, sie waren spurlos seit dem Herbste 1848 verschwunden. Alle Nachforschungen, an denen ich es gewiß nicht habe fehlen lassen, waren vergeblich; ebenso resultatlos waren meine Bemühungen in Temesvar, etwas über den Verbleib der Schwester Ilka's zu erfahren. Man theilte mir mit, daß der Mann derselben sich 1849 an der Revolution betheiligt habe und nicht wieder zum Vorschein gekommen sei; ich mußte demnach annehmen, daß auch Ilka und ihr Vater, die ganze Familie, während der Kämpfe in Ungarn zu Grunde gegangen sei, wie ja so viele andere Familien auch. Ich kann mir jetzt auch leichter erklären, wie Deine arme Mutter, die gewiß auch meine aus Italien an sie gerichteten Briefe nicht erhalten hat, auf die Idee gekommen ist, nach Berlin zu gehen. Sie vermuthete mich vielleicht noch dort. Welche Angst, welche Qualen mag die beklagenswerthe Frau ausgestanden haben! Lange Zeit konnte ich den Schmerz über den Verlust meiner geliebten Ilka nicht verwinden, bis die Zeit, die Aufregung eines neuen Krieges und das unstäte Leben eines Feldsoldaten mich den Verlust allmählig vergessen ließen. Als ich 1866 bei Königgrätz mein linkes Bein verloren, mußte ich den Dienst quittiren und lebe seitdem den größten Theil des Jahres hindurch auf meinen Gütern in größter

Einsamkeit, die nur durch den Besuch einiger Bäder unterbrochen wird, deren Gebrauch meine Wunden nothwendig machen. Ich danke Gott von ganzem Herzen, daß er mich Dich hat finden lassen, mein Sohn, nun wird mein Alter, die wenigen Jahre, die mir vielleicht noch zu leben vergönnt sind, nicht so einsam sein, wie bisher, denn wir trennen uns hoffentlich nie mehr, nicht wahr, Günther?"

„Gewiß nicht, mein theurer Vater," entgegnete Günther. „Nur mußt Du mir gestatten, bevor ich Dich nach Ungarn begleite, noch einmal zu meinen Adoptiveltern, denen ich so unendlich viel verdanke, zurückzukehren und auch erst meine geliebte Lidy heimzuführen."

„Selbstverständlich!" erwiederte der Graf. „Nicht nur erlaube ich Dir das, mein Junge, sondern ich werde Dich selbst nach Westernhoff begleiten, um dem wackeren Baron persönlich für seine Güte, für seine großmüthige Handlungsweise zu danken und Deine Braut kennen zu lernen; ich muß doch auch bei Deiner Hochzeit gegenwärtig sein, nicht wahr?"

Spät in der Nacht erreichte man Baden, wo der alte Janos mit großer Ungeduld die Rückkehr seines Herrn erwartet hatte. Der wackere Ungar wurde ganz närrisch vor Freude, als der Graf ihm in der Person Günther's seinen Sohn und künftigen Herrn vorstellte.

Während am folgenden Morgen Günther einen ausführlichen Bericht über die Ereignisse der letzten beiden Tage an seinen Adoptivvater aufsetzte, dem er einen Brief an seine Braut beilegte, hatte der Graf Lajos Ferenzy sich zu einem Notar begeben, um von demselben ein Dokument

aufsetzen zu lassen, in welchem er Günther als seinen rechtmäßigen Sohn und Erben anerkannte. Da die Kur des Feldmarschall-Lieutenants ohnehin in einigen Tagen beendet gewesen wäre, so reiste derselbe nach Empfang des erwähnten Dokumentes mit seinem Sohne und dem treuen Janos sogleich ab.

So glücklich der Baron Westernhoff auch darüber war, daß nun jeder Makel von der Geburt Günther's genommen und eine glänzende Zukunft sich demselben eröffnet, so wurde diese Freude doch sehr getrübt durch den Gedanken an die jetzt unvermeidliche Trennung von seinem Adoptivsohn; namentlich jammerte die Baronin unaufhörlich darüber. Als die Erwarteten indeß auf Westernhoff eingetroffen, und der trotz seines künstlichen Beines immer noch sehr stattliche Graf Ludwig in der liebenswürdigsten Weise der alten Dame für ihre Liebe und Sorgfalt für seinen Sohn dankte, ihr auch die Versicherung gab, er würde der Erste sein, der Günther zur Raison bringen wollte, sollte er auch nur einen Augenblick vergessen, sie als seine geliebte Mutter zu betrachten, so tröstete sich die Baronin allmählig, auch versprach der Graf, daß Günther in jedem Jahre einen mehrwöchentlichen Besuch auf Westernhoff machen solle, wenn die Baronin es nicht vorzöge, mit ihrem Gemahl nach Ungarn zu kommen. Noch an demselben Abende fuhren die beiden Grafen hinüber nach Braunsdorff, wo großer Jubel über die glückliche Wendung im Schicksale Günther's herrschte. Der Feldmarschall-Lieutenant war ganz entzückt von der Lieblichkeit der Braut seines Sohnes, die nicht ohne ängstliche Scheu und Besorgniß der An-

kunft des vornehmen und reichen Vaters ihres geliebten Günther entgegen gesehen hatte. Der Major und seine Frau waren sehr eingenommen von dem liebenswürdigen Wesen des Grafen und gaben bereitwillig dessen Bitten nach, die Hochzeit des jungen Paares noch vor Neujahr stattfinden zu lassen.

Wenige Tage darauf bat Günther um Urlaub; er wollte nach Saaldorf zur Gräfin Hirschberg reisen und sie persönlich einladen, seiner Hochzeit beizuwohnen; es dränge ihn, sagte er, der armen Frau als Zeichen seiner Versöhnung die Nachricht über sein erlangtes Glück zu bringen, das für dieselbe gewiß ein großer Trost sein würde.

Sowohl der Baron und dessen Frau, als auch Graf Ludwig und der Major v. Braunsdorff konnten diese Absicht Günther's nur billigen.

8.

Die Wittwe des Grafen Hermann Hirschberg lebte seit ihrer Genesung von der Krankheit, welche sie gleich nach dem Tode des Grafen befallen, in stiller Zurückgezogenheit auf Saaldorf. Das leidende Aussehen ihres Sohnes, der von Zeit zu Zeit seine Mutter besuchte, versetzte sie stets wieder von Neuem in Verzweiflung und erneuerte den Stachel bitterer Reue. Die arme Gräfin Natalie führte an der Seite des ungeliebten Gatten, der nur Sinn für Jagd, Pferde und lärmende Gelage im Kreise Gleichgesinnter hatte, ein außerordentlich trostloses Dasein. Durch die Vermittelung einer Freundin der Gräfin Natalie in der Residenz war Kurt von dem Elend der immer noch heiß Geliebten unterrichtet worden; das Bewußtsein, sich

gänzlich außer Stande zu befinden, das traurige Loos der beklagenswerthen jungen Frau in irgend einer Weise erleichtern zu können, trug nicht wenig dazu bei, die Gemüthsstimmung des jungen Majoratsherrn von Hirschberg zu einer außerordentlich trüben zu machen. Das war der Wurm, der fortwährend am Herzen der Gräfin Edith nagte. Der Anblick ihres düster blickenden Sohnes, der durch die verkehrte Erziehung seiner Mutter so gar nicht gelernt hatte, zu entsagen, sich zu fügen, war ein beständiger Vorwurf für sie.

In Gedanken mit ihrem Kurt beschäftigt, den sie seit mehreren Wochen nicht gesehen, saß die Gräfin Hirschberg in ihrem Wohnzimmer, als sie einen Wagen auf den Schloßhof fahren hörte, und kurz darauf das eintretende Stubenmädchen, das in Abwesenheit des Dieners der Gräfin dem Ankommenden entgegen gegangen war, ihr eine Karte präsentirte, auf welcher Edith zu ihrem größten Erstaunen den Namen „Graf Günther Ferenzy" las. Als dann Günther in's Zimmer trat, erhob sie sich in freudigem Schrecken von ihrem Platze und eilte dem Eintretenden mit ausgebreiteten Armen entgegen. „O! Ich ahne, wie Alles gekommen," rief sie aus. „Mein Sohn, mein lieber, guter Günther, Du bist glücklich und kommst nun zu Deiner armen Mutter, um auch ihr ein wenig Glück zu bringen! Sei gesegnet dafür, tausendfach gesegnet."

Nachdem auch Günther die weinende Edith herzlich an seine Brust gedrückt, führte er sie zu ihrem Platze zurück und setzte sich neben sie. „Ehe Du mir erzählst, lieber Günther, was sich in den letzten Monaten ereignet," sagte

die Gräfin eifrig, „laß mich Dich Eins fragen: nicht wahr, Du bist der Sohn des ungarischen Grafen Ludwig Ferenzy? Deine Karte hat mich das ahnen lassen!“

Als Günther nun die Vermuthung Edith's bestätigte und ihr dann in gedrängter Kürze erzählte, wo und auf welche Weise er das Glück gehabt, den Grafen Ludwig Ferenzy zu finden, theilte ihm die Gräfin, nicht ohne leicht zu erröthen, mit, daß sie vor fünfundzwanzig Jahren den Vater Günther's in der Residenz kennen gelernt habe. Daß Günther, dem sie durch ihr Vergehen so großes Herzeleid zugefügt, der rechtmäßige Sohn des Grafen und auch dessen Erbe sei, mache sie doppelt glücklich. Sie freue sich sehr, seinen Vater, den sie als einen sehr liebenswürdigen Cavalier gekannt, bei Gelegenheit der Vermählung des jungen Paares wieder zu sehen. Als Günther ihr mittheilte, er wolle gleich am folgenden Tage nach Hirschberg fahren, um auch Kurt persönlich von der glücklichen Wendung seines Schicksals in Kenntniß zu setzen, sagte die Gräfin: „Du wirst Kurt sehr verändert finden, lieber Günther, der Aermste kann den Schmerz nicht verwinden, daß er der Comtesse Natalie Althaus hat entsagen müssen. Ich muß Dir gestehen, daß ich Kurt einer so tiefgehenden Leidenschaft gar nicht für fähig gehalten; ich habe mich darin nun leider geirrt und der Aermste ist in Gefahr, in Trübsinn zu verfallen, was mich namenlos unglücklich machen würde, da ich ja leider die Schuld daran trage.“

„Verliere nicht die Hoffnung, liebe Mutter,“ tröstete Günther. „Ich werde Kurt an meinem eigenen Beispiele zeigen, daß man nie verzweifeln darf, sondern stets einge-

denk sein muß, daß ein gütiger Gott über uns waltet, der Alles zum Besten führt, wenn wir kurzsichtigen Menschen gar keinen Ausweg, keine Rettung mehr für möglich halten. Ich will versuchen, Kurt dahin zu bringen, daß er mich gleich nach Westernhoff begleitet, wo das fröhliche Treiben glücklicher Menschen ihn gewiß zerstreuen und ihm zuträglicher sein wird, als das Einsiedlerleben auf dem großen, öden Hirschberg."

„Thue das, mein lieber, guter Sohn," rief Edith aus, den vor ihr Sitzenden mit dankerfüllten Augen zärtlich ansehend. „Vielleicht gelingt es Dir, den armen Kurt auf andere Gedanken zu bringen."

Wirklich brachte Günther durch die warmherzige brüderliche Weise, mit der er den sich ganz und gar seinen schmerzlichen Empfindungen hingebenden Kurt behandelte während seines mehrtägigen Aufenthaltes auf Schloß Hirschberg, den jungen Grafen dahin, sich loszureißen und ihn nach Westernhoff zu begleiten. Dort war es namentlich Lidy, die mit ihrem feinfühligen, sanften Wesen einen sehr wohlthuenden Eindruck auf den ehemaligen Bruder ihres Günther machte; außerdem verstand es der Feldmarschall-Lieutenant ganz prächtig, durch seine interessanten Erzählungen und seinen Humor seine Umgebung zu zerstreuen und aufzumuntern.

Eine Woche vor dem zur Hochzeit Günther's und Lidy's festgesetzten Tage traf die Gräfin Hirschberg in Westernhoff ein. Diese sah der ersten Begegnung mit dem Grafen Ludwig Ferenzy nicht ohne Spannung entgegen; als dieser jedoch mit weltmännischer Gewandtheit sie begrüßte, ihre

Hand an seine Lippen zog und mit einem Wink nach seinem künstlichen Beine sagte: „Gestatten Sie, meine gnädigste Gräfin, daß einer Ihrer eifrigsten Verehrer das, was von ihm übrig geblieben, Ihnen zu Füßen legen darf!“ mußten Alle lachen und die Unterhaltung wurde im munteren Tone fortgeführt.

Am Abende des ersten Weihnachtstages versammelten sich alle Verwandten und näheren Bekannten des Brautpaares in Braunsdorff, um demselben ihre Geschenke zu überreichen und den üblichen Polterabend zu feiern.

Die Trauung des jungen Paares fand am zweiten Weihnachtstage in der Kirche zu Braunsdorff statt durch den Geistlichen, der Liddy auch getauft und konfirmirt hatte. Nächst dem in Jugend und Schönheit strahlenden Brautpaare zog Graf Ludwig Ferenzy's stattliche Erscheinung in der geschmackvollen grauen Uniform eines österreichischen Feldmarschall-Lieutenants Aller Augen auf sich. Da die Räumlichkeiten des Wohnhauses zu Braunsdorff zu beschränkt waren für die zahlreiche Hochzeitsgesellschaft, hatte Baron Westernhoff vom Major sich ausgebeten, das Diner auf Westernhoff stattfinden zu lassen, wohin sich dann auch nach der Trauung die Gäste in langem Wagenzuge begaben.

Die Neuvermählten traten am folgenden Morgen ihre Reise nach Italien an, während Graf Ludwig noch einige Tage in Westernhoff verblieb und dann nach Ungarn auf seine Güter zurückkehrte, um daselbst Alles für den Empfang seiner Kinder in Stand zu setzen.

Gräfin Edith kehrte mit ihrem um Vieles heiterer ge-

stimmten Sohne nach Hirschberg zurück. Nach Ablauf von ungefähr zwei Jahren erlebte sie noch die große Freude, daß Kurt sich aus wahrer Neigung mit der liebenswürdigen Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers vermählte.

Nun waren auch die letzten nachtheiligen Folgen der einzigen Lüge getilgt, die Gräfin Edith sich je in ihrem Leben hatte zu Schulden kommen lassen, und welche sie so schwer hatte büßen müssen.

Der Dichter des „Käthchen von Heilbronn“.

Biographische Skizze

von

Ernst Hellmuth.

An einem der ersten Frühlingstage des Jahres 1799 traf der preußische Lieutenant Heinrich v. Kleist von Potsdam, wo er in Garnison gestanden, in dem stillen Frankfurt an der Oder ein und nahm in seinem Geburtshaus daselbst, bei Tante v. Massow, bei seinen Geschwistern, die es bewohnten, Quartier.

Die Schwestern wie die Verwandten waren nicht wenig erschrocken, als ihnen der junge zweiundzwanzigjährige Mann ankündigte, er habe seine Entlassung aus dem preußischen Offizierstande verlangt und auch schon erhalten. Wie? fragte man. Ein Kleist und den preußischen Offizierdienst ohne triftigen Grund quittiren? War es nicht gleichsam Familiengesetz der pommer'schen Kleists, ihrem König und ihrem Vaterlande Preußen in der Armee zu dienen? War ein als Soldat, Poet und Philosoph gefeierter Kleist nicht in der Schlacht bei Kunersdorf gefallen? Der eigene Vater des jungen Heinrich nicht als Oberstwachtmeister des Frankfurter Infanterieregiments gestorben?

Die ganze Familie fiel also mit heftigen Vorwürfen über den verabschiedeten Lieutenant her und um so unwilliger, als er mit seinem kleinen ererbten Vermögen wahrlich nicht in der Lage war, sich seinen Beruf nach Belieben zu wählen. Studiren wollte er auf einmal, nachdem er schon sieben Jahre lang des Königs Rock getragen und 1795 den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht hatte, nur um seine Bildung zu vermehren, einem Bedürfniß seines Herzens Befriedigung zu gewähren. Die brave Tante Massow, und selbst seine ältere Lieblingsstiefschwester Ulrike schlugen vor Staunen und Entrüstung über solche Thorheit die Hände über dem Kopf zusammen.

Aber Heinrich beharrte auf seinem Vorsatz und ließ sich durch alle Vorwürfe und Vorstellungen nicht beirren. Wie gänzlich der Geist Friedrich's des Großen aus der preußischen Armee entwichen, hatte er in dem Bummelfeldzug gegen die französischen Republikaner kennen gelernt, und ein Gelehrter zu werden reizte seinen Ehrgeiz mehr, als Rekruten zu drillen in langweiligen Garnisonen.

So wurde er also richtig Student in Frankfurt a. O. und spielte dabei zugleich den Professor, insofern er zu Hause in der Familie als deren Oberhaupt sich fühlte und die weibliche Umgebung zu schulmeistern liebte. Bei Ulriken kam er damit freilich übel an; die hielt sich in Lebensklugheit ihm überlegen, hatte ihren eigenen heißblütigen Kleist'schen Kopf, und wenn sie ihren Bruder auch herzlich liebte, so ließ sie sich doch nicht ergebungsvoll von ihm gängeln, trotzte ihm vielmehr gelegentlich mit aller Heftigkeit ihres Charakters. Dagegen ließen sich die anderen

Schwestern im Hause mehr von ihm gefallen, und eine ihrer Freundinnen, die Tochter des Generals v. Zenger in Frankfurt, Wilhelmine, oder Minette nach damaliger Liebhaberei genannt, wurde ihm sogar eine so willige Schülerin, daß er bald seine Braut aus ihr machte.

Kaum ein Jahr lang hatte Kleist Philosophie und Mathematik „mit heißem Bemühn" studirt, als er fand, daß die Wissenschaft ihm auch die Befriedigung nicht gewähre, die sein Feuergeist sich davon versprochen hatte. Sie widerte ihn sogar jetzt an und er kehrte ihr enttäuscht den Rücken. Trotzdem verließ er die Universität mit Zukunftshoffnungen, denn er hatte den Dichterberuf in sich entdeckt. Nur war er sich seines Zieles noch nicht bewußt. Ein brennender Ehrgeiz trieb ihn an, seinen mit ihm unzufriedenen Geschwistern und Verwandten zu beweisen, daß er mehr sei, als ein Dutzendmensch.

Als ein Sohn jener wilden Zeit, in der die französische Revolution scheinbar den europäischen Völkern eine neue Zukunft geöffnet hatte und in Deutschland die Phantasie der begabtesten Naturen sich romantische Auffassungen von Welt und Menschen machte, war Heinrich v. Kleist dieser Versuchung nur allzu sehr erlegen. Er malte sich die Welt nach seiner Einbildung aus; er wollte das Leben sich gestalten, wie es seinem romantischen Geiste entsprach. Daher der Zwiespalt in ihm, weil die Wirklichkeit ihn stets enttäuschte.

Ruhelos, von seinen wühlenden Gedanken umhergetrieben, ging Kleist im kommenden Sommer 1800 nach Berlin, nach Leipzig, nach Würzburg, nach dem Rhein. Er wußte

nicht, was er wollte. Er spürte den Drang zur Poesie, aber es gestaltete sich der erste Versuch damit ungenügend für ihn selbst. Nun wandte er sich an den preußischen Minister, ihm eine Anstellung zu geben. Als sie ihm halb und halb zugesichert worden, kümmerte er sich nicht mehr darum. Er verachtete das Alltagsdasein in Amt und Würden. Er wollte ein großes, unsterbliches Werk schaffen, und dazu mußte er frei sein. Noch besaß er ja Vermögen, und damit wollte er als freier Mann leben, bis er sich darüber klar geworden, was er eigentlich zu schaffen im Stande sei. Zu einer solchen Klarheit dachte er inmitten von mächtigen Anregungen zu gelangen, wie sie eine so große und damals so besonders hochbewegte Stadt wie Paris bieten mußte. Er schrieb dies, wie Alles, was er trieb und plante, seiner Schwester Ulrike, und diese, selbst abenteuerlustig, bot sich freudig ihm als Reisegefährtin an und stellte sich auch als solche ein, in Männerkleidung, welche sie längst gewohnheitsmäßig auf ihren Ausflügen zu tragen pflegte. Sie war ein „Amphibion", wie sie ihr Bruder nannte, „das gern in zwei Elementen lebt".

Dieses wunderliche Paar, das sich geschwisterlich liebte und sich doch alle Tage zankte, kam nach langer Fahrt in eigenem Wagen im Juli 1801 nach Paris. Da wurde nun das neue, hundertfältige Leben ein paar Monate lang in vollen Zügen genossen. Dann überkam Heinrich Ekel daran, wie an dem ganzen Franzosenthum, und er faßte den Gedanken, dieser widerwärtigen Welt der Civilisation den Rücken zu drehen, um im unmittelbaren Umgange mit der Natur Ruhe und Zufriedenheit zu suchen. Es waren

bei ihm, wie damals bei so unendlich Vielen, Rousseau'sche Einflüsse, denen das Gemüth sich sehnsuchtsvoll hingab. Er wollte Bauer werden, in der Schweiz sich ein Landgut kaufen und da ein abgeschiedenes Leben führen. Ulrike, seine Schwester, vermochte nicht, ihm diese Idee auszureden und schied darüber in hellem Streit von ihm. Kleist aber war so sehr in seinen neuen Plan verliebt, daß er seine Braut Wilhelmine aufforderte, gleich ihm der Welt zu entsagen, in die Schweiz zu kommen und hier als Bäuerin mit ihm zu leben. Da das junge Mädchen keine Lust daran bezeigte, so meinte Kleist, es sei überhaupt nicht das rechte Weib für ihn, und löste lieber das Verhältniß zu Wilhelmine, als daß er auf seine Hoffnungen verzichtete.

Als er in die Schweiz kam, erschien ihm aber auch dort die Wirklichkeit anders, als er sie sich ausgemalt. Er besann sich, ob er ein Landgut kaufen solle oder nicht. In Bern lernte er Zschokke und Wieland's Sohn kennen, und durch ihren Umgang wurde der Dichter wieder in ihm lebendig. Der Ehrgeiz, als solcher etwas Großes zu leisten, quälte ihn jetzt heftiger, als je vorher. Er machte Pläne zu Theaterstücken und ging auch daran, eines davon, den „Robert Guiscard", auszuarbeiten. Den Kopf voll damit, miethete er sich ein Häuschen auf einer Insel im Thuner See und arbeitete in der Einsamkeit, um in die Welt erst wieder mit lorbeergeschmückter Dichterstirne zurückzukehren. Fertig wurde nur das Trauerspiel: „Die Familie Schroffenstein". Der Dichter aber wurde plötzlich so krank, daß seine Schwester herbeieilen mußte, um ihn zu pflegen.

Sie bewog ihn jetzt, wieder nach Deutschland zurückzukehren und im Herbst 1802 nahm sie ihn wirklich mit sich. Sein erstes dichterisches, ohne seinen Namen erschienenes Werk hatte ihn mit einem ungemessenen Selbstgefühl erfüllt, wenn es sich auch wegen seiner Mängel keines besonderen Erfolges im Publikum rühmen konnte. Nur Einzelne erkannten das reine Gold der Poesie inmitten der vielen Schlacken. Aber Kleist wähnte schon, es mit Goethe aufnehmen zu können und ging nach Weimar in der Absicht, hier in der Tafelrunde der berühmten Dichter den ihm gebührenden Platz einzunehmen. Die Enttäuschung war grausam. Goethe stieß die krankhaft überreizte Natur des ungestümen Parnaßstürmers ab; außer Wieland reichte ihm Niemand die Hand als einem hoffnungsvollen Dichter. Er floh also in Verbitterung aus Ilm-Athen; das unstete Wanderleben, entsprechend seinem ruhelosen Geist, führte ihn nach Leipzig, nach Dresden, nach Berlin. In wildem Zorn arbeitete er an dem „Robert Guiscard" weiter. Aber das groß angelegte Werk überstieg seine Kräfte, und seine Gemüthsstimmung wurde immer düsterer.

Sein Freund v. Pfuel, ihm aus der Jugendzeit her der Liebste, versuchte antheilvoll diese hin und her schwankende Natur zu festigen; er that Heinrich den Gefallen, mit ihm nach der Schweiz, Italien und nach Paris zu reisen, damit sich das aufgeregte Gemüth desselben beruhige. Das Ergebniß war jedoch, daß Kleist in Paris aus Verzweiflung über sein ohnmächtiges Dichterringen alle seine handschriftlichen Vorarbeiten verbrannte und Pfuel aufforderte, mit ihm zu sterben, wozu dieser indeß wenig Lust

zeigte. Dann wollte er, da er sich jetzt auch von seinem Freunde verlassen wähnte, sich von den Franzosen für die vorbereitete Expedition nach England anwerben lassen. Der preußische Gesandte verhinderte ihn daran und zwang ihn, Frankreich sofort zu verlassen, am Rhein jedoch brach der Unglückliche zusammen, um abermals in eine schwere Krankheit zu fallen.

Erst nach einem halben Jahre erstand er daraus wieder, abgemattet im Geist, willig dadurch, sich in die Verhältnisse der Wirklichkeit zu schicken. Sein Vermögen war dahin. Um eine Existenz zu haben, blieb ihm nichts übrig, als wieder um eine Anstellung im Staatsdienst zu bitten. So ging er im Frühjahr 1804 nach Potsdam und wartete da auf die angerufene Gnade des Königs. Man wollte ihn, obwohl er keinerlei Ansprüche zu erheben hatte, als einen Kleist doch nicht sinken lassen. Die Königin erwirkte ihm eine Anstellung als Finanzbeamter in Königsberg und gewährte ihm außerdem noch ein Jahrgeld von sechzig Louisdors aus ihrer Kasse. Nun konnte er also nach einer schweren Sturm- und Drangzeit im ruhigen Fahrwasser des Beamtenthums sein Schifflein führen.

Der Dienst in Königsberg erheischte nicht viel von ihm, und seine Mußezeit verwandte er daher auf schriftstellerische Arbeiten. Anfangs durchaus nicht solche, mit denen er in höchstem Ehrgeiz auch den höchsten Preis erringen wollte. wie es zumal mit dem verunglückten „Robert Guiscard“ seine Absicht gewesen. Es war zunächst Liebhaberei, sich derartig zu beschäftigen, und außerdem wünschte er sich damit Geld zu verdienen, um Schulden abzutragen. Von

Lafontaine, von Montaigne, von Molière hatte er Einzelnes im „Magazin seiner Ideen", was ihn jetzt reizte, es hervorzuholen, zu übersetzen und mit seiner eigenen Phantasie noch auszustatten oder zu verändern. Es entsprach dem romantischen Zug in der deutschen Literatur, für grelle Vorgänge im Leben, für seltsame, schreckliche, anstößige und übernatürliche Begebenheiten die Phantasie aufzubieten, und dazu neigte Kleist im Besonderen. Aus einer Lafontaine'schen Fabel machte er derartig eine Liebesgeschichte, wobei wohl die Erinnerung an seine Braut mitgewirkt; aus Molière's Lustspiel „Amphitryon" eine erweiterte Götter-Aventiure, nach Montaigne die Novelle „Marquise v. O." Andere Novellen entflossen seiner Feder; die Novelle „Michael Kohlhaas" ward in Angriff genommen, und in einem bei ihm unbegreiflichen Uebermuth und köstlichem Humor schrieb er das Lustspiel: „Der zerbrochene Krug", wozu ihn in Bern ein Kupferstich bereits angeregt hatte. Alle diese Arbeiten bewiesen, daß er ruhiger und gesünder im Gemüth geworden war und in kunstvollerer Form das Spiel seiner reichen Phantasie zu entwickeln vermochte. Schon hegten seine Anverwandten und Freunde die schönsten Hoffnungen, als ein furchtbarer Schlag den Dichter wieder auf's ungewisse, stürmische Meer des Lebens hinausschleuderte.

Die Schlacht von Jena und infolge davon der Zusammenbruch des preußischen Staats im Herbst 1806 machte ihn brodlos. Er sagte gern wieder dem Beamtenthum Valet, und im neu erwachten dichterischen Schaffensdrang trieb es ihn noch einmal, die Jagd nach dem Lorbeer zu unternehmen. Ohne sich um die feindlichen Heere zu

kümmern, die das preußische Land noch besetzt hielten, ging er im Januar 1807 zu Fuß mit einem Freunde von Königsberg nach Berlin. Kaum war er hier angekommen, so wurde er als Spion von den Franzosen verhaftet und als ehemaliger preußischer Offizier kriegsgefangen nach Fort Joux in der Schweiz geschickt. Hier tröstete er sich in der Langeweile durch Dichten. Das dramatische Werk „Penthesilea", nach der griechischen Fabel von dem Kampf der Amazonenkönigin mit Achilles frei gestaltet, arbeitete er in dieser Gefangenschaft aus — ein wildes Werk in ehernem Versklang, worin alle Genialität des Dichters wieder in romantischen Maßlosigkeiten sich ergeht.

Endlich ließ man ihn wieder frei und nun begab er sich im Sommer 1807 nach Dresden, um da nach all' seinen Kämpfen und Irrfahrten endlich im dreißigsten Lebensjahre sich aus eigener Kraft als Schriftsteller eine Existenz zu schaffen. Bekannt als solcher war er bisher noch gar nicht; gedruckt von ihm gab es ja nur die anonym erschienene „Familie Schroffenstein". Aber er kam jetzt mit einem Vorrath an Novellen und dramatischen Dichtungen, wie er ihn in der Königsberger Zeit und in der Kriegsgefangenschaft geschaffen hatte, und damit wollte er hervortreten. Für seinen „Amphitryon" fand er in der That durch Freundesvermittlung gleich einen Verleger in Dresden; Cotta nahm eine der Novellen für sein Morgenblatt. An Goethe nach Weimar schickte er sein Lustspiel „Der zerbrochene Krug" und die „Penthesilea". Die letztere Tragödie lehnte der Dichterfürst schroff ab, aber das Lustspiel nahm er zur Aufführung an. Auch für Wien kaufte es

der österreichische Gesandte in Dresden mit dreißig Louisdors.

Kleist war glücklich; er schwelgte in Hoffnungen. Mit den Dresdener Freunden, vor Allen Adam Müller, faßte er in Begeisterung den Plan zur Herausgabe einer Zeitschrift „Phöbus" auf eigene Kosten, und Ulrike mußte das Geld dazu hergeben. Mit dem Jahre 1808 erschien diese Zeitschrift unter großen Versprechungen. Eine Anzahl ausgezeichneter Mitarbeiter wurde genannt, ohne indessen wirklich mit Beiträgen zu erscheinen. Kleist lieferte von Hause aus das Meiste: die Penthesilea und seine Königsberger Novellen, und als er damit zu Ende war, brachte er Bruchstücke von „Robert Guiscard", wie Pfuel von früher eins noch in Abschrift besaß, sowie von „Michael Kohlhaas". Schon nach einigen Heften verlor sich denn auch alle Theilnahme des literarischen Publikums an diesem Unternehmen, und vollends, als nach dem Fiasko seines „Zerbrochenen Krugs" in der Aufführung zu Weimar Kleist sich an Goethe mit bitterbösen und kleinlichen Spottreimen rächte.

Es war wieder einmal ein Zusammenbruch aller Hoffnungen und Pläne, die Kleist sich gemacht, und die Verzweiflung, die Lust am Selbstmord, packten ihn von Neuem. Die Dresdener Zeit ihrer romantischen, aber kurzen Herrlichkeit hatte als neue Früchte dieses unglücklichen Dichtergenius nur die packende Novelle „Michael Kohlhaas" und das Schauspiel „Käthchen von Heilbronn" gezeitigt, ein romantisches Ritterstück, das einzig von Kleist's Werken später (nach anderer, bühnenkundiger Bearbeitung) in's

Volk bringen sollte, und wegen der süßen Innigkeit und Zartheit, die er dem Bilde der Heldin darin gegeben, noch immer einen berückenden Zauber auf das naive Gemüth ausübt. Der Dichter freilich erlebte diesen Triumph nicht. Die dreimaliger Aufführung dieses Stückes im Jahre 1810 am Theater an der Wien, dem er es für dreihundert Gulden verkauft hatte, ging fast spurlos vorüber.

Aus dieser mittelalterlichen Welt von Rittern, Vehmgerichten und Wunderbarlichkeiten erhob sich der zerrissene Geist des ewig Ringenden endlich, um sich auf die vor seinen Augen abspielenden Ereignisse zu richten. Napoleon hielt Europa unter seinem Fuß, Deutschland lag in Schmach und Banden. Im Grimm darüber dichtete Kleist sein Drama „Die Hermannsschlacht". In großen Zügen schilderte es, als ein Spiegelbild für die unselige Gegenwart, die Zerrissenheit des alten Germanenthums gegenüber den Römern. Es war ein gewaltiges Strafgericht über die Selbstsucht, welche das Unglück des Vaterlandes verschuldete. Gerade damals, 1809, faßte der deutsche Patriotismus Hoffnungen. Oesterreich raffte sich auf, um nochmals sich mit Napoleon's Macht zu messen. Alle Herzen schlugen für seinen Sieg. Kleist schickte flammende Gedichte an Kaiser Franz, an Erzherzog Karl. Er eilte sogar nach Oesterreich, um seine „Hermannsschlacht" anzubieten, als einen zeitgemäßen Aufruf zur Erhebung des deutschen Volkes. Aber Niemand hatte den Muth, solch' ein Werk aufzuführen, und bald war's auch aus mit dem Hoffen auf Oesterreich. Nach der Schlacht bei Wagram mußte es Frieden schließen. Da wurde nach solchen Ent-

täuschungen als Dichter wie als Patriot Kleist von Neuem in der finsteren Ueberzeugung bestärkt, daß er ein Recht zur Verzweiflung und zum Tode habe.

Abermals jedoch entrang er sich diesen finsteren Gedanken und erhob sich in dem Drama „Der Prinz von Homburg“ in patriotischer Leidenschaft zu Hoffnungen auf Preußen für die Erhebung des Vaterlandes. Dies Stück, durchströmt von poetischer Kraft, auch formgerecht für die Bühne, sollte durch die Erinnerung an des großen Kurfürsten Ruhm die Geister in Preußen elektrisiren. Aber die Berliner Bühne schickte das Werk zurück und der Dichter hörte von daher nur üble Urtheile darüber. Verse wie:

„Zum Sieg! Zum Sieg!
In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“

fanden damals in Berlin noch keinen Anklang, erschienen als höchst thörichte Auslassungen eines überspannten Poeten. So war denn auch die Hoffnung Kleist's auf diese Arbeit wieder in nichts zerflossen.

Er entschloß sich nun, mit einer politischen Zeitung sein Brod zu verdienen und darin den Patriotismus zu schüren, bis er in lodernden Flammen aufschlug. Im Oktober 1810 gründete er die „Berliner Abendblätter“, ein kleines, ärmlich auftretendes Journal. Aber der preußische Minister, vor Napoleon zitternd, sah dasselbe höchst ungern, verbat sich alle Aufreizungen zum Kampfe und wollte auch von einer Unterstützung, die Kleist begehrte, nichts wissen. Unter solchen Umständen fristete das Blättchen mit Anekdoten und unbedeutenden Arbeiten Kleist's ein dürftiges

Dasein, bis es eingehen mußte. Kein Wunder, daß eine Natur wie die Heinrich's v. Kleist nach diesem neuen Fehlschlag alle Schwungkraft verlor.

In seinem Elend, geistig und körperlich heruntergekommen, verstand er sich bis zu der Demüthigung, abermals um eine Staatsanstellung zu bitten. Man machte ihm in der That Hoffnung, Adjutant des Königs zu werden. Um sich Geld zur Uniform zu verschaffen, reiste er nach Frankfurt zu den Seinigen, zur Schwester Ulrike. Da war es, wie 1799, als er nach seinem Austritt aus der Armee nach Hause gekommen: er wurde mit Vorwürfen überschüttet, und auch Ulrike hatte kein Mitleid mehr mit ihm. Er floh förmlich nach diesem Empfang von dannen; denn er hatte hören müssen, daß er ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft sei. In Wahrheit wußte er in seiner Noth nichts Anderes mehr zu thun, als beim Minister um Geldunterstützung einzukommen, und da man sie ihm abschlug, antwortete er erbittert darauf mit übel angebrachten Ansprüchen. Es war die letzte, tiefste Erniedrigung eines edlen, großangelegten und vom Schicksal wie eigener Thorheit rastlos umhergetriebenen und verfolgten Geistes.

Mehrmals hatte er in Momenten der Verzweiflung Jemand gesucht, der mit ihm zusammen die Reise in's Jenseits unternehmen wollte — jetzt fand er eine Todesgefährtin in der Frau eines Beamten in Berlin, Namens Vogel, einer trefflichen Gattin und Mutter, von feiner Bildung, die aber durch ein unheilbares körperliches Uebel lebensüberdrüssig geworden war. Mit Kleist, der in ihrem

Hause verkehrte, vereinbarte sie, daß er sie tödte, ehe er sich das Leben nehme. Am 20. November 1811 fuhren Beide nach dem Wansee, nahe bei Potsdam, mitten im Grunewald. In dem bescheidenen Wirthshaus daselbst ordneten sie mit antiker Ruhe ihre letzten Angelegenheiten, gingen noch spazieren, speisten zusammen und ergingen sich in schwärmerischen Gesprächen. Am anderen Nachmittage erst führten sie ihren entsetzlichen Vorsatz aus. In einer einsamen Waldsenkung knieten Beide einander gegenüber nieder — Kleist erschoß die Frau Vogel, dann sich selbst. Mit sicherer Hand hatte er die That ausgeführt. Bald nach den Schüssen kam die Magd des Wirthes zu den beiden Leichen. An der Stelle, wo sie gefunden wurden, hat man sie anderen Tages begraben. Ein Eisengitter zwischen Steinpfeilern schließt die Stätte ein, und zwei Gedenksteine liegen auf dem Grabhügel.

So endete Kleist. Er war einer jener Dichter, in deren Leben eine tiefe Tragik liegt; die an einer unglückseligen Naturanlage und äußeren, ungünstigen Verhältnissen, wie Chatterton, wie Hölderlin, wie Lenau und Andere zu Grunde gingen, und deren Ende einen um so erschütternderen Eindruck macht, als ein späteres Geschlecht vollauf begriff, welchen hohen Dichterwerth sie besaßen. Das ist bei Heinrich v. Kleist, der im Leben mit keinem seiner Werke zu irgend welcher Geltung kam, besonders der Fall. Jetzt erst würdigt sein Volk die Schönheiten, die Kraft des Wortes und das lautere Gold der Poesie in seinen Werken.

Die neuesten Fortschritte der elektrischen Beleuchtung.

Technologische Skizze

von

N. Eckerts.

(Nachdruck verboten.)

Die elektrische Beleuchtung hat in den letzten Jahren eine so erstaunliche Entwickelung erfahren, und die Anwendung derselben beginnt sich im praktischen Leben, nicht nur für speziell industrielle Zwecke, sondern auch im Hausgebrauche schon so einzubürgern, daß es zeitgemäß erscheint, einen kurzen Ueberblick über die neuesten Fortschritte derselben zu geben.

Alle Versuche mit den bisherigen Beleuchtungsarten, dem elektrischen Lichte dadurch Konkurrenz zu machen, daß man die Anzahl der Flammen vermehrte und deren Leuchtkraft verstärkte, sind entschieden gescheitert, besonders aber da, wo es sich um die Beleuchtung geschlossener Räume handelte. Dies liegt besonders an folgendem Uebelstand. Alle Stearin-, Oel-, Petroleum- und Gasflammen müssen offen brennen, so daß dieselben nicht nur eine äußerst lästige und schädliche Hitze erzeugen, sondern auch die Luft

in hohem Grade sauerstoffarm machen und daher verderben, ganz zu geschweigen von der Feuergefahr und den vielen großen Katastrophen, welche frei brennende Flammen schon verursachten. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß das elektrische Licht überall in so kurzer Zeit über das Stadium des Versuches hinwegkam, da es den doppelten Vortheil: „Viel Licht und Gefahrlosigkeit" gewährte, außerdem aber noch viele andere Vorzüge hat, welche wir in Kürze den geneigten Lesern zusammenstellen wollen.

Durch das elektrische Licht können zunächst in geschlossenen Räumen alle Theile derselben gleich stark beleuchtet, also auch alle gleich gut ausgenutzt werden, was für Arbeitsräume, Bergwerke, Restaurants, Theater u. s. w. um so wichtiger ist, als derselbe Effekt sich durch keine andere Art der Beleuchtung in so vollständigem Maße bei denselben Kosten erreichen läßt. Die elektrische Beleuchtung gibt außerdem ein sehr gesundes Licht, da es die Atmosphäre nicht verunreinigt und viel weniger Hitze und Verbrennungsgase erzeugt, als jedes andere Beleuchtungsmittel, besonders im Vergleiche mit dem mehr heizenden als leuchtenden Brenngas. Das elektrische Bogenlicht besonders hat noch die Eigenschaft, die Räume, in denen es brennt, zu ventiliren. Indem nämlich die mit Kohlensäure geschwängerte wärmere (schlechte) Luft durch die Bogenlampe zieht, hier aber durch die Kohle in frei werdenden Sauerstoff und in Kohlenstoff zerlegt wird, welcher letztere sich auf den Kohlenstiften ablagert, wird die Luft eines geschlossenen Raumes, selbst wenn keine Luft von außen her zugeführt wird, immerfort regenerirt. In den mit Bogen-

lampen erhellten Räumen macht sich daher auch stets eine eigenthümliche Frische bemerkbar.

Sodann liefert die elektrische Beleuchtung ein weißes Licht, ein Umstand, welcher für Färbereien, Ateliers, Mühlen und ähnliche Etablissements, in welchen Nachts Farben zu unterscheiden und zu vergleichen sind, von großer Wichtigkeit ist. Jedes andere Licht ist entweder gelb, roth oder bläulich und afficirt gewisse Farben, welche man daher nur schwer oder gar nicht unterscheiden kann. Das weiße Licht hebt und verschönert auch auf Bällen, Konzerten und im Theater alle Farben der Damentoiletten, wenn es auch freilich andererseits jedes geschminkte Gesicht deutlich als solches erkennen läßt.

Eine durch längere Erfahrung anerkannte Thatsache ist es fernerhin, daß das elektrische Licht völlig reinlich und geruchlos ist, so daß man auch beginnt, dasselbe mit Vorliebe zur Beleuchtung von Kunst- und Gemälde-Ausstellungen und von solchen Räumlichkeiten zu benutzen, welche Gegenstände enthalten, denen das Gaslicht oder andere rußende Beleuchtung schaden würde. Sehr vortheilhaft hat sich das elektrische Licht fernerhin bewiesen bei größeren, im Freien auszuführenden Nachtarbeiten, wie z. B. bei Bauten oder Kanalisationsarbeiten, oder im militärischen Leben bei Arbeiten an Festungswerken, in Batterien, zum Aufsuchen und Verbinden von Verwundeten nach einer Schlacht, und schließlich bei Ausführung von ländlichen Arbeiten an den Herbst- und Winterabenden. Nicht vergessen wollen wir auch seine Benutzung an Lokomotiven, um bei Nacht auf einen weiten Umkreis vor dem dahinsausenden Eisen-

bahnzuge die Schienengeleise und das naheliegende Terrain tageshell zu beleuchten und hiedurch die Nachtfahrten weniger gefahrvoll zu gestalten.

Die meisten Freunde hat sich die elektrische Beleuchtung aber im Großen und Ganzen wohl so schnell wegen ihrer Gefahrlosigkeit erworben. Da sich bei derselben keine explodirbaren Gase bilden, so ist nämlich jede Gefahr einer Explosion absolut ausgeschlossen, und da das elektrische Licht zu seiner Ernährung gar keinen Sauerstoff nöthig hat und daher hermetisch gegen den Luftzutritt abgeschlossen werden kann — was bei den Glühlampen sogar durchaus nothwendig ist — so ist auch jede Entzündung nahe befindlicher Gegenstände, also jede Feuersgefahr unmöglich gemacht.

Das elektrische Licht kann daher auch mit großem Vortheil in Pulverfabriken, Mühlen und Bergwerken angewendet werden, weil es die durch Pulverstaub, Mehlstaub und durch schlagende Wetter verursachten Gefahren beseitigt.

In Deutschland hat sich die Elektrotechnik seit 1881, veranlaßt durch die glänzenden Erfolge der elektrischen Ausstellung in Paris, ruhig und stetig und ohne die sonst bei neuen epochemachenden Erfindungen leicht möglichen Schwindelgeschäfte zu einer großartigen Industrie entwickelt, welche von Jahr zu Jahr mehr Städte als Arbeitscentren in ihren Kreis hineinzieht.

Der Hauptplatz der deutschen elektrotechnischen Industrie ist Berlin, woselbst, außer den großen transatlantischen Kabeln, alle elektrotechnischen Erzeugnisse an-

gefertigt werden. Nächst Berlin blüht dieser neue Industriezweig besonders in Nürnberg, Köln, Magdeburg, Stuttgart, München und in geringerem Maße noch in Hamburg und Kiel, während in den östlichen Provinzen bis jetzt ein Begehren nach „mehr Licht" noch nicht so stark hervorgetreten ist.

Welche Fortschritte die Elektrotechnik speziell in Deutschland in kurzer Zeit gemacht hat, ist aus nachstehenden Angaben zu ersehen.

Bis zum Sommer 1884 sind in Deutschland über 6000 Stück Dynamomaschinen im Werthe von etwa 5 Millionen Mark angefertigt worden (welche zum großen Theile in's Ausland versandt wurden), und etwa 20,000 Bogenlichtlampen im Werthe von 5 Millionen Mark. Rechnet man hiezu noch die nöthigen Leitungen und Hilfsanlagen, welche man mit 14 bis 15 Millionen Mark veranschlagen kann, so erhält man eine Gesammtproduktion von rund 25 Millionen Mark.

Da die Dynamomaschinen nun zu ihrem Betriebe wiederum Motoren verlangen, so brachte auch die Lieferung der letzteren eine bedeutende Summe an Arbeit in das Land, welche sich jedoch nicht in Geldwerth angeben läßt, da die Arten der Motoren sehr verschiedenartig sind.

Greifen wir nur die Anlagen der Edison-Gesellschaft heraus und lassen alle übrigen zahlreichen Aktiengesellschaften und elektrotechnischen Firmen völlig außer Acht, so erhalten wir schon folgende Zahlen für Europa: Die Edison-Gesellschaft legte an: in Frankreich 85 Anlagen (6804 Lampen); in Deutschland 44 (5217 Lampen); in Oesterreich

12 (3942 Lampen); in Italien die Centralstation in Mailand mit 6000 Lampen und noch 21 Anlagen mit zusammen 2105 Lampen; in Rußland 25 Anlagen (2902 Lampen); in den Niederlanden in Amsterdam und Rotterdam je 1000 Lampen und außerdem 110 kleine Anlagen mit zusammen 928 Lampen; in Belgien 11 Anlagen (677 Lampen); in Spanien 4 Anlagen (764 Lampen); in ganz Europa ohne England im Ganzen also 31,339 Lampen. Diese Zahlen sprechen deutlicher als viele Worte für die gewaltigen Fortschritte der elektrischen Beleuchtung.

Die Einführung der elektrischen Beleuchtung in Privathäuser machte bis jetzt die meisten Fortschritte in Paris, weil dieselbe durch die Erfindung eines Herrn Langnereau sehr begünstigt wurde, nach welcher gewöhnliche Kronleuchter, Wandleuchter, Kandelaber &c. sehr leicht und ohne äußere Veränderung den Erforderniſſen der elektrischen Glühlichtbeleuchtung angepaßt werden können. So hat z. B. im Quartier Marbeuf die Société générale immobilière in 40 Häusern die elektrische Beleuchtung neben der Gasbeleuchtung eingeführt, so daß die Miether nach Belieben wählen können. Der Preis des elektrischen Lichtes wird mit 5 Centimes (4 Pfennig) pro Lampe und Stunde berechnet.

In Berlin brennen rund 680,000 Gasflammen, welche vierteljährlich 10,785,000 Kubikmeter Gas verbrauchen. Gegen diese stattlichen Zahlen nehmen sich die elektrischen, daselbst im Betrieb befindlichen etwa 400 Bogen- und 4000 Glühlampen freilich sehr winzig aus; doch wird sich dies Verhältniß von Jahr zu Jahr mehr zu Gunsten der

elektrischen Beleuchtung verschieben, da die prächtige Beleuchtung des zoologischen Gartens, des Potsdamer Platzes und der Leipzigerstraße, des Union-Club und der Ressource, sowie des Café Siechen und des Hauses der bekannten Färberei von Schindler zur Nachahmung reizen.

So wird auch in längerer oder kürzerer Zeit das elektrische Licht in Berlin seinen im wahrsten Sinne des Wortes glänzenden Einzug halten in das Palais des Prinzen Friedrich Karl, das Reichskanzleramt, die Nationalbank, den Kaiserhof, das Architektenhaus, das Herrenhaus, die Admiralität, das Kriegsministerium, sowie in das Aquarium und verschiedene Cafés und andere öffentliche Lokale. Ebenso sollen beide königlichen Theater die elektrische Beleuchtung erhalten, da man sich von Jahr zu Jahr mehr davon überzeugt hat, wie große Vorzüge diese Art der Beleuchtung gerade für Theatergebäude hat. Dieselben haben im Zuschauerraum keine Fenster, so daß nur eine ungenügende Ventilation und Lufterneuerung möglich ist, und verlangen daher vor allen Dingen eine Beleuchtung, welche die Luft nicht erhitzt und noch durch Verbrennungsprodukte verschlechtert, wie dies bei dem Gaslichte in so hohem Maße der Fall ist, daß man nur auf Kosten seiner Gesundheit in einem von Zuschauern erfüllten Theater verweilen kann. Da außerdem die unzähligen Gasflammen hinter den Coulissen, auf dem Schnürboden u. s. w. eine immerwährende Feuersgefahr in sich schließen und schon so viele entsetzliche Katastrophen verursacht haben, so wird jede vernünftige Theaterleitung bestrebt sein, die elektrische Beleuchtung einzuführen.

Das Savoy-Theater in London war 1882 das erste, welches Glühlichtbeleuchtung statt der Gasbeleuchtung einführte. Diesem folgte bald das Stadttheater in Brünn, und die königlichen Theater in München und Stuttgart. Seitdem sind diesen Beispielen in Europa noch gefolgt das Théâtre des Varietés in Paris, das Teatro della Scala in Mailand, das Criterion-Theater in London, das Nationaltheater in Budapest, das Hoftheater in Dresden und andere.

Ebenso werden bereits viele Bahnhöfe durch elektrisches Licht beleuchtet, wie z. B. in Berlin, Paris, Wien, Budapest, Straßburg i. E., Stuttgart, Karlsruhe, London und an anderen Orten. Die Wiener „Neue freie Presse“ und die „Kölnische Zeitung“ führten in ihren Etablissements elektrische Beleuchtung ein, um ihren Journalisten, Beamten und Arbeitern eine gute Luft und helles Licht zuzuwenden, wie dies schon 1877 die Besitzer der großen Magazine in Paris gethan hatten, z. B. im Magazin du Louvre, Printemps, Bon Marché und im Schuhlager von Lamy.

In England, woselbst sich im Unterhause, dem Generalpostamt und im South Kensington Museum zu London, in der Bibliothek zu Liverpool und im Bankgebäude zu Manchester die Beleuchtung mit Glühlampen so gut bewährt hat, macht diese Art der Beleuchtung täglich weitere Fortschritte. Dasselbe ist der Fall in Belgien, Italien und Oesterreich, ja sogar in dem sonst an Fortschritten recht armen Spanien. In Barcelona ist eine sehr thätige Gesellschaft etablirt, welche elektrotechnische Fabrikate jeder

Art herstellt und z. B. die Promenade am Meere und zwei große Kaffeehäuser in der Stadt, sowie die Gärten und Bureauräume des Kriegsministeriums in Madrid in großartigem Maßstabe mit elektrischem Lichte ausgestattet hat. Außerdem sind elektrische Beleuchtungsanlagen in Bilbao, Mataro, Sabadell, Cordova und Saragossa für Fabriken, Straßen, Bauplätze, Häfen und Schiffe angelegt worden.

Elektrische Hafenbeleuchtungen sind außerdem bereits vorhanden in Bordeaux, Woolwich, Triest und Pola, sowie auf den königlichen Schiffswerften in Danzig, woselbst sich das Licht vorzüglich bewährt hat. Dagegen ist sein Vortheil bestritten bei Leuchtthürmen, trotzdem es, besonders an den englischen und französischen Küsten, vielfach Verwendung zu diesem Zwecke findet. Viele Seeleute sind der Meinung, daß seine zu große Helligkeit die übrigen Lichter in der Nähe so verdunkeln kann, daß der Schiffer zwar den Leuchtthurm erblickt, dabei aber die Signallaternen ihm entgegen fahrender Schiffe übersieht. Deshalb wollen viele Seeleute auch nichts wissen von den elektrischen Signallichtern für Dampfer; denn Segelschiffe können dieselben wegen Mangels einer Dampfmaschine nicht aufstecken, und ihre Oellaternen verschwinden dann in der Tageshelle, welche die Dampfer ausstrahlen.

Eine große Ausdehnung dagegen wird im Laufe der Zeiten die innere elektrische Beleuchtung von Oceandampfern und Kriegsschiffen finden, welche jetzt noch auf Oel- und Kerzenlicht angewiesen sind. Bei den Kriegsschiffen wird man dann noch Truppen in solchen Räumen unterbringen

können, in denen bei Oelbeleuchtung wegen schlechter Luft eine Athmung nicht mehr möglich sein würde.

Von deutschen transatlantischen Dampfern sind bis jetzt die „Hammonia“, „Fulda“ und „Elbe“ mit elektrischer Beleuchtung versehen; für den Verkehr der französischen Linie Havre-New-York ist das Packetboot „Normandie“ mit 400 Glühlampen erleuchtet, und für andere Schiffe ist diese Beleuchtung in Aussicht genommen. Während bei jeder anderen Beleuchtungsart das Auslöschen des Lichtes auf dem Schiffe zu bestimmter Stunde nothwendig ist, kann auf den genannten Dampfern jeder Kajütenpassagier nach Belieben durch einen Druck auf einen Knopf zu jeder Nachtstunde Licht erhalten.

Eine fernere Anwendung findet das elektrische Licht in der Hand der Aerzte zur Untersuchung des Kehlkopfes, Schlundes, der Ohren, des Magens 2c., zu welchen Zwecken ein von Gustave Trouvé in Paris erfundenes Instrument in die Höhlungen des Körpers eingeführt werden kann. Bei demselben wird nach der Einführung in den zu untersuchenden Theil durch den elektrischen Strom Platindraht bis zur Weißgluth erhitzt und hiedurch das Innere des Magens, des Halses u. s. w. erleuchtet. Damit durch die etwa entstehende Hitze nicht Verbrennungen stattfinden können, brachte Dr. Nitze in Dresden eine feine Wasserleitung an dem Instrumente an, durch welche ein dünner Wasserstrahl um den Platindraht herum geführt wird. Auch Zahnärzte durchleuchten mit einem hinter die Zahnreihe gelegten elektrischen Lichte die Zähne, um die schadhaften Stellen an denselben zu finden.

Der Umstand, daß jede Pflanze zu ihrer Entwickelung des Lichts bedarf, führte zu Versuchen, durch welche man feststellen wollte, ob Pflanzen, welche bei Tage und bei Nacht (durch elektrisches Licht) beleuchtet werden, schneller wachsen als solche, welche nur am Tage Licht empfangen. Dabei wurde erwiesen, was man übrigens vorher auch schon wußte, daß nämlich elektrisches Licht die Wirkung des Sonnenlichtes beim Wachsthum der Pflanzen unterstützen, nicht aber ersetzen könne; daß diese Unterstützung unter Umständen aber eine ziemlich kräftige sein kann, bewies Dr. C. W. Siemens in London, welcher im Jahre 1882 durch eine elektrische Lampe von 4000 Kerzen Leuchtkraft 2 niedrige Gewächshäuser und ein offenes Gartenstück von 5 Meter im Quadrat beleuchtete, welches in Reihen mit Weizen, Gerste, Hafer, Klee und Blumenkohl besäet war. Ein daneben liegendes gleich großes Gartenstück wurde in derselben Weise besäet, aber des Nachts nicht beleuchtet. Der Erfolg war ein überraschender, denn während auf dem nur am Tage beleuchteten Lande die Halme noch 0,45 Meter hoch waren und keinen Körneransatz zeigten, hatten die Halme des bei Nacht elektrisch beleuchteten Landes in derselben Zeit eine Höhe von 1,5 Meter erreicht und volle Aehren. Ebenso zeigten in den Gewächshäusern, welche des Nachts elektrisch beleuchtet waren, alle Pflanzen und Früchte eine viel kräftigere, schnellere Entwickelung und Blüthe, als dies sonst der Fall gewesen war. Jedenfalls wird durch diese künstliche Beleuchtung zwar die Pflanze scharf getrieben, aber auf Kosten ihrer Lebenskraft und des Aroma's, der Nahrhaftigkeit &c. ihrer

Früchte. Kunst- und Handelsgärtner großer Städte, in denen elektrische Beleuchtung in größerem Maßstabe eingeführt ist oder wird, werden sich dies elektrische Hilfsmittel freilich nicht entgehen lassen, um Schaufrüchte für die Tafeln der Reichen zu züchten.

Um alle Neuerungen auf dem Gebiete des elektrischen Lichtes den geneigten Lesern vorzuführen, müssen wir noch der elektrischen Beleuchtung der Eisenbahnwaggons und der Photographie mit elektrischem Lichte erwähnen, welche vorläufig noch wenig entwickelt sind, aber ihre Lebensfähigkeit bereits genügend bewiesen haben. Zwischen London und Brighton laufen bereits 4 Pullmann-Schlafwagen, welche für 113 Reisende Raum haben und mit elektrischer Beleuchtung statt der bisherigen dunklen Oelbeleuchtung versehen sind; ebenso gehen auf der französischen Ostbahn mit elektrischen Lampen beleuchtete Waggons, und mehrfache in Deutschland angestellte Versuche haben gute Resultate ergeben, so daß die Einführung dieser Beleuchtung für Eisenbahnwagen nur noch eine Frage der Zeit ist.

Anders verhält es sich mit der Benutzung des elektrischen Lichtes für photographische Aufnahmen, für welche dasselbe noch wenig Anwendung findet, trotzdem man schon 1878 Versuche in dieser Richtung machte, nachdem sich das von Herrn van der Weyde in London erfundene Beleuchtungssystem bewährt hatte, dessen Beschreibung uns hier jedoch zu weit führen würde. Die meisten Erfolge mit Aufnahmen bei elektrischem Lichte haben bis jetzt die Londoner Photographen aufzuweisen, da die vielen dunklen Nebel- und Regentage Londons die Photographen geradezu

zu einer solchen Aushilfe zwingen. Nächst diesen florirt am meisten das Atelier von Lewitzky in Petersburg, welcher schon seit 1878 mit elektrischem Lichte photographirt. In Paris ist es „chic", sich „elektrisch photographiren" zu lassen und zwar womöglich bei Mr. Liébert. In Brüssel reüssirt Madame Dupont ebenfalls, während das Atelier von J. van Bonzelen in Berlin, trotz guter Bilder, wenig besucht wird, und in Wien zwei Photographen ihre mit elektrischem Lichte ausgestatteten Ateliers wegen Mangel an Besuch schließen mußten. Trotzdem glauben wir, daß auch hier eine Erfindung gemacht werden wird, welche es den Photographen ermöglicht, von den Dächern herabzusteigen, die Gesichter ihrer Mitmenschen im Erdgeschosse zu fixiren und auch solchen Personen eine photographische Sitzung zu ermöglichen, welche keine Treppen steigen können oder wollen.

Eine ganz eigenartige Anwendung des elektrischen Lichtes macht Professor Beechey in England, welcher in den Fernröhren zu astronomischen Beobachtungen kleine Glühlichter anbringt, um des Nachts das sogenannte Fadenkreuz in dem Fernrohr deutlich erkennen zu können. Bekannt sind fernerhin die elektrisch erleuchteten Schmucksachen, sowie die Benutzung kleiner Glühlämpchen für Tänzerinnen in großen Ausstattungsstücken und zu ähnlichen Zwecken.

Wichtiger ist es, daß man anfängt, auch für den Grubenbetrieb das elektrische Licht einzuführen, ebenso für Tunnelbauten, um den unter der Erde arbeitenden Bergleuten 2c. nicht nur ein gutes Licht, sondern zugleich eine bessere Luft zu verschaffen.

So könnten wir noch Vieles erzählen und mittheilen über die Verbreitung und den Nutzen des elektrischen Lichtes, jedoch fehlt uns der Raum hiezu. Wir hoffen, daß auch die vorstehenden Ausführungen schon den Lesern ein wenig „mehr Licht" in der elektrischen Beleuchtungsfrage gebracht haben.

Der „Bürgermeister von Baltimore".

Eine Episode aus der Chronik der Stadt Danzig.

Mitgetheilt von

Emil König.

(Nachdruck verboten.)

Es war am 19. Juli des Jahres 1741. Eben war die Mittagsglocke verhallt, als sich, der glühenden Sonne ungeachtet, ein mächtiger, fort und fort anschwellender Menschenstrom durch die Straßen der alten freien Stadt Danzig dem „grünen Thore" zu wälzte. Links vor der Thordurchfahrt war eine hohe Bühne aus ungehobelten Brettern errichtet, zu welcher etliche Treppenstufen führten.

Vor diesem Gerüst hatten selbst Danzigs Gassenbuben einen heillosen Respekt, denn es war die sogenannte „Schandbühne", der Ort, wo die damals noch gebräuchlichen Leib- und Ehrenstrafen öffentlich ertheilt wurden.

Plötzlich übertönte die tobende Volksmenge der Ruf: „Platz da!" Der Lärm verstummte, die Leute wichen zur Seite und gaben einem gar seltsamen Zuge Raum, der sich nach der Schandbühne bewegte. Voran schritten vier Stadt-

soldaten, angethan mit ihren rothen Paraderöcken und blanken Mützen. Ihnen folgte der „ehrenfeste und ehrsame" Herr Melchior Röhrdanz, eines „wohllöblichen und wohlweisen Schöppenamts der freien Stadt Danzig Diener", bekleidet mit braunem Staatsrock und betreßtem Dreimaster, den gewichtigen Rohrstock in der Rechten. Nach ihm kamen zwei Büttelknechte, welche ein mit Stricken gebundenes Weibsbild von frechem Aeußeren, das etliche dreißig Jahre alt sein mochte, führten, und den Schluß des Zuges bildeten wieder vier Stadtgrenadiere.

Das Weib war eines der übelberüchtigtsten Frauenzimmer der Stadt und bereits öfters mit dem Gesetz in Konflikt gekommen. Heute sollte sie für ein neues Vergehen gegen die Gesetze der Stadt öffentlich auf der Schandbühne bestraft werden. Im Laufe der Untersuchung war auch eine hochgestellte Persönlichkeit der Stadt, der polnische Fürst Kasimir Czechtocki, in die Angelegenheit verwickelt worden; man hatte ihm zwar nichts Strafbares direkt nachweisen können, immerhin aber erschien er kompromittirt, und die Stimmung der Bevölkerung war eine ihm sehr ungünstige.

An der Schandbühne angelangt, machte die Wache Halt. Herr Melchior Röhrdanz, die gewichtige Amtsperson, und die beiden Büttelknechte nebst der Verurtheilten erstiegen auf den Stufen das Gerüst.

Dort erhielt sie von den Büttelknechten fünf Stockstreiche. Das Gezeter der Verbrecherin verhallte unter dem Beifallsgeschrei der solchen öffentlichen Schauspielen zugethanen Menge.

Nach Vollziehung dieses ersten Theiles der Strafe verließ der Zug das Gerüst und bewegte sich in der nämlichen Ordnung, wie er gekommen war, ernst und feierlich nach der Brodbänkengasse. Dort hielt er vor einem mächtigen, mit prächtigen Bildhauerarbeiten versehenen Giebelhause an und dieselbe Prozedur wiederholte sich an der Sünderin.

Diesmal erhob die Menge ein nicht enden wollendes, grimmiges Geheul, das jedoch nicht der blutüberströmten, halb ohnmächtigen Verbrecherin, sondern dem Bewohner jenes stolzen Hauses, dem polnischen Fürsten galt, und noch geraume Zeit, nachdem sich der Zug bereits wieder hinwegbegeben hatte, währte der Tumult fort. Heftige Schimpfworte wurden laut, und die Raths- und Stadtdiener vermochten es nicht zu verhindern, daß Steine durch die Scheiben des prachtvollen Gebäudes geworfen wurden.

An dem Wohnhause der Verbrecherin, Ecke der heiligen Geist- und Kohlengasse, erfolgte der dritte, den ersten beiden gleiche Theil der Urtheilsvollstreckung, und wieder erstarb das Schmerzensgewinsel der Delinquentin im Tosen der Menge.

Von hier bewegte sich der Zug nach dem Kohlenmarkte, woselbst die „Krausen“ — so hieß das verbrecherische Weib — zum vierten Male ihre Hiebe erhielt. Darauf drückte ihr einer der Büttelknechte ein glühendes Eisen zwischen die Schultern.

Ein durchdringender Schrei der Gebrandmarkten machte den Nächststehenden unter den Zuschauern das Blut erstarren und das Toben der Menge auf Augenblicke ver-

stummen. Bewußtlos war die Verbrecherin zusammengesunken; aber fühllos schleppten die Büttel die nahezu Leblose nach dem Stockthurm, woselbst sie in Zukunft Karrenarbeit zu verrichten hatte.

Die also Bestrafte, Anne Krausen, hatte ihr Vergehen schwer büßen müssen. Ihre Strafe war hart, aber gerecht gewesen, und wenn Fürst Kasimir Czechtocki nicht weiter belangt wurde, obgleich es allgemein hieß, daß das Weib in seinem Auftrage gehandelt habe, so geschah es theils aus Rücksicht auf die damalige polnische Oberherrschaft über die Stadt, theils auch deshalb, weil die Untersuchung nichts ihn direkt Belastendes ergeben hatte, und die Anne Krausen zu keinem Geständniß bezüglich seiner Mitschuld zu bewegen gewesen war.

Dem Haß der Menge freilich konnte sich der Fürst nicht entziehen. Auch hatte er recht wohl verstanden, was der wohlweise Rath damit sagen wollte, daß er den zweiten Akt der Strafvollstreckung gerade vor seinem Hause sich abspielen ließ, und daher schwur er in seiner ohnmächtigen Wuth, während die Scheiben seines Palastes unter den Steinwürfen des Pöbels erklirrten, in seinen sicheren Hintergemächern, in welche er geflohen, dem Rathe sammt der ganzen Bevölkerung der Stadt für die ihm angethane Schmach bittere, unversöhnliche Rache.

Im Dunkel der nächsten Nacht verließ er heimlich und für immer die alte Stadt.

Etwa zwölf Monden waren verstrichen, als in Danzig ruchbar wurde, die Anne Krausen, im Volksmunde „die Krusche“ genannt, sei entflohen.

Zur selben Zeit war ein junger, unbekannter Herr in einer prächtigen Karosse in der Stadt angelangt. Ein großes Gefolge und gallonirte Diener begleiteten ihn. Er war im Gasthofe „Zum polnischen König“ abgestiegen, dessen ganzes erstes Stockwerk, sowie entsprechende Stallung, Remise rc. er auf unbestimmte Zeit gemiethet hatte.

Der Herr bezahlte überall seine und seiner Leute nicht geringen Bedürfnisse pünktlich mit gewichtigen blanken Goldstücken. Er trug ein einfaches Gewand von schwarzem Sammet. Nur die werthvolle Brillanttuchnadel und die Halskrause von Brüsseler Spitzen ließ ebenso den reichen Mann erkennen, wie sein herrisches Benehmen gegen seine betreßte Dienerschaft.

Der Unbekannte lebte anfangs in völliger Abgeschlossenheit; dessenungeachtet sprach man bereits in allen Gesellschaftskreisen der Stadt fast ausschließlich von ihm und bemühte sich vergebens, zu erforschen, was der reiche Fremdling denn eigentlich hier bezwecke.

Je unbefriedigter die Neugierde der Leute blieb, desto mehr wuchs dieselbe, und um so interessanter wurde der Unbekannte in ihren Augen.

Allerdings hatte derselbe eine stattliche Gestalt und ein nicht unschönes Gesicht, allein keineswegs vornehme Manieren. Verstand und Witz mochte er wohl besitzen; er konnte das aber, da er nur gebrochen deutsch sprach, nicht recht von sich geben; dabei war auch sein Auftreten nicht immer sehr geschickt. Indessen, er war ja ein steinreicher Mann, das sah Jedermann, und die Leute übersahen daher gern die Mängel seiner Bildung und Erziehung.

Selbst die exklusivsten Kreise schätzten es sich zur Ehre, mit einem solchen Krösus zu verkehren.

Da endlich kam durch einen Zufall etwas Licht über den seltsamen Mann unter die Leute. Einer seiner Diener hatte in der Schenke „Zum rothen Hahn" im Rausche Worte fallen lassen, aus welchen zu entnehmen war, daß sein Herr ein unermeßlich reicher Plantagenbesitzer aus Amerika sei, der im Begriff stand, eine Reise um die Welt zu machen und schon England und Frankreich besucht habe. Dort habe er angeblich großartige Holz und Getreidelieferungen abgeschlossen.

Solch' eine Kunde mußte natürlich wie ein Blitz alle Handelshäuser der Seestadt durchzucken, deren Hauptshandelsartikel ja gerade Getreide und Holz schon von Alters her bildeten, und die Makler und die gesammte Börse in Aufregung versetzen. Jeder rechnete auf Gewinn, und nun erhielt der überseeische Nabob einen solchen Hagel von Einladungen, daß er kaum der Hälfte Folge leisten konnte. Den dümmsten seiner Einfälle pries man als geistreich, und die plumpste seiner Aeußerungen galt für witzig.

Feste folgten auf Feste, deren Krone der interessante Fremde war, und der sonst so stolze Rath, die unnahbaren Patrizier öffneten dem Millionär ihre Salons und fanden ihn entzückend.

Und gar erst deren Töchter! Ihnen gefiel der Plantagenbesitzer aus dem fernen Amerika ganz ausnehmend, er war bezaubernd und tanzte so zierlich, namentlich Menuet, wie kein Zweiter.

So avancirte der gefeierte Gast denn von Stufe zu

Stufe und wurde die stille Hoffnung manch einer Mutter heirathslustiger Töchter. Es verlautete auch von kleinen Liebeshändeln, welche hie und da mit dem interessanten Manne sich abspielen sollten.

Unter fortgesetzten Festen, deren Held der Krösus war, waren wieder etliche Wochen dahingeeilt. Der Fremde hatte inzwischen sein Inkognito noch immer nicht gelüftet; wohl aber hatte er sich da und dort Holz- und Weizenproben erbeten und sich nach den Preisen erkundigt, auch nachgeforscht, wie viel man wohl binnen Jahresfrist zu liefern im Stande sei.

Schließlich wurde er sogar ein wenig mittheilsam und äußerte seine Besorgniß über etwa ausbrechende Kriege und nothwendige, äußerst wichtige Geschäfte. Jedes seiner Worte wurde von geschäftigen Zungen weitergetragen, denn er war der Götze des Tages geworden, um den sich Aller Unterhaltung und Interessen drehten.

Er habe sich schon zu lange dem Vergnügen hingegeben, äußerte er eines Tages, und müsse nunmehr an Abwickelung seiner Pläne denken. Zuvor aber wolle er sich für all' die genossene Gastfreundschaft durch Veranstaltung eines großen Festes, das an seinem bevorstehenden Geburtstage gefeiert werden sollte, dankbar erweisen. Zugleich machte er einige Andeutungen, daß er sein Herz verloren habe und sich zu verloben gedenke, wozu ihm ja das geplante Fest eine erwünschte Gelegenheit biete.

Jetzt erging man sich, und besonders die Damenwelt, in allen möglichen Vermuthungen, wer die Auserkorene sein könne. Vor Allem beneidete man Adelgunda Renata

Schultia, des Rathsherrn Emerentius Schultius eheleibliche Tochter, die der Nabob mit besonderer Auszeichnung behandelt haben sollte; man sah sie schon als die glückliche zukünftige Gebieterin über die Schätze beider Indien.

Endlich erschien der mit allgemeiner Spannung erwartete Tag der Festfeier. Dieselbe sollte in einem leerstehenden Landhause, welches vordem dem Fürsten Czechtodi gehört hatte, vor sich gehen. Dieses Landhaus lag nahe an der Grenze des Weichbildes der Stadt; darin erblickte bei der schönen Jahreszeit indessen Niemand etwas Auffälliges.

Einige Hundert Einladungen an die Honoratioren waren ergangen, sämmtlich mit „B. von Baltimore" unterzeichnet.

Jetzt wußte man endlich, wer der räthselhafte Fremdling war, da stand es ja klar und deutlich: es war der B. von Baltimore, also ganz unzweifelhaft der „Bürgermeister". Nunmehr trafen beim Rathsherrn Emerentius Schultius auch die Glückwünschenden in großer Zahl ein. Der Rath hörte sie mit Behagen an. Warum hätte er sie auch nicht annehmen sollen, der Zukunftsschwiegervater eines Bürgermeisters von Baltimore? Hatte doch dieser gerade sein Töchterlein vor allen übrigen jungen Damen der Stadt ausgezeichnet, und des Nabobs Verbindung mit der tugendreichen Renata war sicher keine Mesalliance!

Natürlicherweise wurden alsbald auch die Danziger Poeten warm. Diese Poetaster fabrizirten zu Ehren des großen Bürgermeisters von Baltimore Gedichte und Oden zum Steinerweichen. Sie trieften von Lobeserhebungen, konnten kaum mit der Elle gemessen werden und sollen

sogar die Papierpreise vertheuert haben. Studiosus Daniel Kurtz aus Poltzin, dessen Dichtertalent sich in Hinterpommerns heiligen Dichterhainen gar glänzend entfaltet hatte, fand die Gelegenheit, seinen Namen unsterblich zu machen. Michael Safft, ein Mann mit langem akademischen Titel, widmete dem Helden des Tages einen schwungvollen, ja überschwenglichen Hymnus, und nun erst Benjamin Hedding, ein Studiosus philosophiae, der schuf so zierliche, wunderliebliche Verslein zur Feier des Festes mit ganz unvergleichlichen Reimen, wie z. B.:

„Saß er nicht ganz umringet
Mit Flammen voller Loh;
Betrachtend, was er bringet,
Der Schönen zum Cadeau!"

u. s. w. u. s. w.

Endlich erschien die sehnlichst erwartete Stunde der Eröffnung des Festes.

Sie waren sämmtlich erschienen, alle die geladenen Gäste. In stolzen Karossen waren sie vorgefahren, und in den Sälen des Festgebers entfaltete sich ein Wogen und Drängen und eine Pracht, würdig eines so hohen Herrn, der die Stadt mit seinem Besuche beehrte. Straußenfedern und Allongeperrücken, Reifröcke und Staatskleider, Diamanten und Perlen, kurz aller Prunk der reichen See- und Handelsstadt war in Hülle und Fülle vertreten.

Da erschien endlich auch der König des Festes, der Löwe des Tages, der Herr „B. von Baltimore".

Er verneigte sich verbindlich nach allen Seiten und nahm alle die Gedichte und Glückwünsche huldreich ent-

gegen. Sodann ersuchte er die hohen Herrschaften, ihm zum Empfang der Braut zu folgen.

Alle die liebreizenden Frauen und Töchter schritten, geführt von wohledlen und weisen Herren, hinter dem „B. von Baltimore" her, der die hohe Gesellschaft vor den Eingang zum Landhaus geleitete.

Dort fuhr eben eine prächtige Karosse vor. Es war die des B. von Baltimore. Sie war mit seinem Reisegepäck beladen und darin saß — die „Krusche", die entsprungene, gebrandmarkte Verbrecherin, und noch dazu in schmutziger, ganz gemeiner Kleidung.

Unbeschreibliches Staunen und maßloses Entsetzen schüttelte bei diesem Anblick die Festtheilnehmerschaft, und als nun auch noch der vermeintliche Bürgermeister von Baltimore an der Seite der Gebrandmarkten Platz nahm, als das höllische Hohngelächter jenes verachteten Weibsbildes an ihr Ohr schlug und der Wagen im Galop davonsauste und über die nahe Grenze rollte, da ergriff die betrogenen Gäste eine förmliche Erstarrung.

Es währte lange, ehe die Fräulein und Frauen und alle die Wohlweisen, Edlen und Gestrengen ihre Fassung nur einigermaßen wiedergewannen.

Aber noch eine bittere Täuschung und zugleich überraschende Aufklärung harrte ihrer.

Am Abende des verhängnißvollen Festes mit dem seltsamen Abschluß, und zwar zu ein und derselben Stunde, erhielten Alle, so da mit einer Einladung des B. von Baltimore beehrt gewesen waren, ein Schreiben, welches also lautete:

„Für die gastliche Aufnahme und liebevolle Begegnung in den vornehmen Häusern empfiehlt sich ergebenst dankend und der plötzlichen Abreise wegen unterthänigst um Entschuldigung bittend zu geneigtem Andenken

der ehemalige Büttel von Baltimore, jetzt aber umherreisender Abdeckerknecht und Deputirter der Rache."

Die Danziger erkannten natürlich in diesem ebenso boshaften, wie empfindlichen Streich dessen Anstifter, den polnischen Fürsten Kasimir Czechtocki, bemühten sich aber, diese Bereicherung ihrer Chronique scandaleuse nach Möglichkeit zu vertuschen.

Allein schon damals bewahrheitete sich in Danzig wie anderwärts das Wort: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen." In Tausenden von Abschriften kam jenes heillose Abschiedsschreiben des „Büttel von Baltimore" in die Hände der Bürgerschaft, und die hohen Herren des Rathes und andere mehr mußten wohl oder übel sich bequemen, all' den Spott und die beißenden Pasquills über sich ergehen zu lassen. Sie führten, durch Schaden gewitzigt, jetzt zwar eine strengere Fremdenkontrole ein, aber die Blamage blieb doch an ihnen haften, und die Rache des Fürsten Czechtocki blieb noch Jahre lang weit über die Grenzen Danzigs hinaus ein beliebtes Gesprächsthema. Später gerieth der Vorfall dann in Vergessenheit.

Skizzen aus Neu-Oesterreich.

Von

H. v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Neu-Oesterreich? Mancher unserer Leser wird verwundert den Kopf schütteln und fragen, was denn mit der sonderbaren Bezeichnung gesagt sein solle, ob der alte habsburgische Kaiserstaat etwa auch in Westafrika Kolonialpolitik treibe und sich so ein „Neu-Oesterreich" zugelegt habe. Dem ist nun freilich nicht so, aber eine Kolonie, und noch dazu eine im blutigen Kampfe errungene, ist es dennoch, von der wir sprechen. Es sind die türkischen Provinzen Bosnien und Herzegowina.

Die Besetzung der beiden Gebiete im Jahre 1878 war für Oesterreich-Ungarn ein Gebot der Nothwendigkeit geworden. Seit Jahren herrschte jenseit der Save, dem südlichen Grenzfluß des Kaiserreichs, vollständige Anarchie; die türkische Regierung hatte, durch den russischen Krieg vollkommen in Anspruch genommen, weder die Kraft noch den ernstlichen Willen, Ordnung zu schaffen, ihr einziges Bestreben war, aus dem ausgesogenen Lande möglichst viel Geld und Menschenmaterial für die Armee zu ziehen. In hellen Schaaren traten die unterdrückten Bewohner auf österreichisches Gebiet über, und ihre Unterbringung und

Ernährung bürdeten der Monarchie schwere Opfer auf. Der Berliner Frieden schaffte endlich diesen Verhältnissen gegenüber Wandlung: die Vertragsmächte bevollmächtigten Oesterreich zu der Besetzung und Verwaltung beider Provinzen. Am 28. Juli 1878 begann der Einmarsch des österreichischen Heeres von Norden und Westen her und führte wider Erwarten zu blutigen Kämpfen gegen die Bevölkerung, Kämpfen, an denen sich nicht nur der türkische Theil derselben, sondern vielfach auch der christliche betheiligte, an denen sogar reguläre Truppen der hohen Pforte theilnahmen, und die, durch die eigenartige Bodenbeschaffenheit für die österreichischen Truppen sehr erschwert, erst nach Monate langem Ringen zur vollständigen Okkupation des Landes führten.

Bosnien und die Herzegowina sind, obgleich von einer Bevölkerung gleichen Stammes bewohnt, dennoch voll schroffer Gegensätze. Die Herzegowina, das Hinterland Dalmatiens und daher für Oesterreich nach den verschiedensten Richtungen hin von besonderer Bedeutung, trägt die charakteristischen Merkmale der Karstformation. Hohe, wildzerklüftete Gebirge durchziehen es von Südost nach Nordwest, zwischen ihnen sind zerrissene, mit Steinschutt übersäete Felsplateaux eingebettet, tiefe Kessel wechseln mit schroff aufsteigenden Kegeln und jähen Hängen. Das Land ist im Allgemeinen arm an Wasser, nur ein Fluß von Bedeutung, die Narenta, durchströmt die romantischen Gebirgszüge; häufig findet man Stunden lang keinen Bach, keine Quelle, und elende Cisternen, die zur Auffangung des Regenwassers an den Wegen angelegt wurden, gewähren Men-

schen und Thieren die einzige und meist recht fragwürdige Erquickung. Dann wieder — und diese Schlundflüsse sind die echten Kennzeichen des Karsts — entströmt einer Felshöhle ein reißender Bach, der eine Strecke schäumend und tobend über das Steingerölle dahinrast, um bald wieder spurlos unter einer Felswand zu verschwinden. Fast überall finden sich in dem zerklüfteten, zerfressenen Gestein Höhlen von oft großartigen Dimensionen. Die Wege sind schlecht und spärlich, erst die österreichischen Truppen haben unter großen Schwierigkeiten und mit bedeutendem Kostenaufwand die Hauptverkehrsplätze Metkovic, Mostar, Nevesinje, Trebinje u. s. w. durch gute Straßen verbunden.

Mit Ausnahme weniger fruchtbarer Thäler ist die Herzegowina ein armes Land. Mühsam ringt der Bauer der rauhen Natur einiges Erträgniß ab, in den Thalsenken ist die Hitze im Sommer meist unerträglich, und nur in einzelnen Strichen — dort allerdings in vorzüglicher Güte und reicher Ergiebigkeit — gedeiht der Tabak, reift die Traube und die Olive. Nur vereinzelte Höhenzüge tragen heute noch reichen Baumschmuck, den die türkische Mißwirthschaft fast überall in unverantwortlicher Weise vernichtete.

Ganz anders Bosnien. Wer einmal das Scheidegebirge zwischen beiden Provinzen überstiegen hat, wird sich des Gefühls nicht entschlagen können, daß hier der stolze Höhenzug der dinarischen Alpen, der zugleich die Wasserscheide zwischen dem adriatischen Meer und dem Becken der Save bildet, zwei orographisch wie klimatisch total verschiedene Gebiete trennt. Auf den Höhen sieht man üppige Wal-

dungen, an den Hängen reiche Triften, in den Thälern gutangebaute Gelände; nur in sehr wenigen Distrikten fehlt es an Wasser und überall fast empfängt man den Eindruck eines von der Natur reich gesegneten Landes; das Gebiet des unteren Verbas und der unteren Bosna sind sogar ungemein fruchtbar.

Bosnien und die Herzegowina haben, wie schon bemerkt, eine Bevölkerung von gleicher Abstammung; an der Bosna wie an der Narenta wohnen Südslaven. Aber dennoch konnte die verschiedene Natur der Provinzen nicht verfehlen, im Laufe der Jahrhunderte ihren Söhnen auch eine gewisse Verschiedenheit aufzuprägen; der Herzegowiner ist härter, störrischer, als der Bosniake, der sich leichter in neue Verhältnisse findet, und auch jetzt mit der okkupirenden Macht, nachdem er ihre feste und energische Hand kennen gelernt hat, sich zu stellen weiß. Die Bevölkerung der Herzegowina dagegen setzt allem Neuen den hartnäckigsten Widerstand entgegen, hält in eiserner Festigkeit an den althergebrachten Gewohnheiten fest, und es wird noch langer Jahre bedürfen, ehe sie die Vortheile der österreichischen Verwaltung würdigen und verstehen lernt. Besonders in den Süddistrikten der Herzegowina, in der Nähe Montenegro's, fehlt es nie an unruhigen Elementen, welche durch die Gelegenheit des leichten Entweichens über die Grenze in gefährlicher Weise begünstigt werden.

In Bosnien dagegen ist mit der erhöhten Möglichkeit des Erwerbens auch größere Lust zur Thätigkeit im Volk vorhanden, und sie ist heute, nachdem auch dem einfachsten Bauern der Schutz seiner kleinen Habe gesichert ist, in steter

Steigerung begriffen. Während in Bosnien die Dörfer meist einen relativ wohlhabenden Eindruck machen, während sich auch in letzter Zeit einige Bauthätigkeit in den Ortschaften entwickelt hat, ist der Anblick der meisten Dörfer in der Herzegowina immer noch derselbe jammervolle, den sie unter türkischer Herrschaft darboten. Elende Steinhütten bilden im günstigsten Fall die Behausungen, häufig genug begnügt sich der Bauer mit einer kaum ausgefugten und nur durch einen losen Bretterverhau geschlossenen Felshöhlung, in der er gemeinsam mit dem kümmerlichen Hausvieh seine Tage dahinlebt. Selbst die Hauptstadt Mostar macht in ihrer äußeren Erscheinung einen traurigen Eindruck.

Wenn es in der Bevölkerung des Okkupationsgebietes keine Stammesunterschiede gibt, so sind die Religionsunterschiede von desto einschneidenderer Bedeutung, denn sie bedingen zugleich die soziale Stellung und politische Haltung der Volkstheile, sie trennen dieselben auf das Schärfste von einander. Man muß die geschichtliche Entwickelung dieser eigenthümlichen Verhältnisse kennen, um diese Gegensätze verstehen zu können, man muß vor Allem wissen, daß der bosnische Mohammedaner von heute der Abkömmling jenes uralten Landesadels ist, der nach der Eroberung des christlichen Königreichs Bosnien durch die Türken schleunigst zum Islam übertrat, um sich seine Güter, seine Macht und seinen Einfluß zu erhalten. Aus den christlichen Lehensherren wurden türkische Gewalthaber, die ihre ehemaligen Glaubensgenossen in einer Weise knechteten, welche selbst in den Annalen des türkischen Reiches bis dahin unerhört war. Hier galt der Rajah, der Christ, in der That nicht

mehr als das, was der Name Rajah besagt: ein Stück der Heerde, ein Sklave. Außer den staatlichen Steuern mußte er seinem Grundherrn die schwersten Abgaben zahlen und unaufhörliche Frohndienste leisten, die ihm kaum Zeit zur Bearbeitung des eigenen Grundes und Bodens ließen. Die Begs und Agas schnitten ihren Hintersassen nicht allein jede Aussicht auf materiellen Aufschwung ab, sie drückten sie auch moralisch auf alle nur mögliche Weise nieder.

Seit Jahrzehnten waren freilich die europäischen Großmächte wesentlich infolge ihrer Konsulatsberichte aus Serajewo, welche die empörendsten Details über die Mißhandlung der christlichen Bevölkerung enthielten, bemüht, die Pforte zu energischen Maßregeln zu deren Bestem zu veranlassen; in der That ließ jene es auch nicht an Anstrengungen fehlen, eine lange Reihe von Verfügungen und Gesetzen wurde zum Wohl der Rajahs erlassen, aber sie blieben ausnahmslos ohne wirklichen Einfluß auf die Lage der Christen. Ja, man darf wohl sogar sagen, sie verschlimmerten dieselbe. Die mohammedanischen Grundherren, die sich von jeher den von Stambul gesandten Beamten nur widerwillig fügten, fühlten sich durch die Befreiungserlasse in ihren ererbten Rechten gekränkt, und ließen die Bauern mit doppelter Schwere ihre Herrenhand fühlen. Längst ist zwischen beiden Theilen jedes Gefühl der Stammeszusammengehörigkeit erloschen, schroffer Hochmuth auf der einen, brennender Haß oder stumpfe Apathie auf der anderen sind an seine Stelle getreten.

Trotzdem darf man den bosnischen Mohammedaner nicht zu hart beurtheilen. Die Befreiung der Bauernschaft aus

den Fesseln der Hörigkeit ist auch im ganzen übrigen Europa niemals durch den freien Willen der Grundherren erfolgt, sie blühte überall entweder aus dem blutgedüngten Boden der Revolution empor, oder eine einsichtsvolle, starke Monarchie, die sich als die berufene Vertreterin der Schwachen fühlte, zwang sie dem Adel auf, wie dies auch jetzt der österreichische Kaiserstaat im Okkupationsgebiet thut.

Und wie sich der deutsche Grundherr der Nothwendigkeit fügte, so auch heute der bosnische, nachdem er erkannt hat, daß die Regierung die Macht und den ernsten Willen zur Reform besitzt. Daher ist der „Türke" heute im Gebiet der Okkupation keineswegs bei der Regierung unbeliebt — im Gegentheil. In der That muß man ihm nachsagen, daß er in vieler Beziehung gewissenhafter und zuverlässiger ist, als die übrigen Glieder der Bevölkerung, als besonders die numerisch stärksten Anhänger der griechisch-katholischen Kirche, die gemeinhin unter der Bezeichnung „Serben" zusammengefaßt und kaum mit Unrecht der mehr oder minder offenkundigen Hinneigung zu dem kleinen Montenegro oder zu dem jungen Königreich Serbien beschuldigt werden.

Mit diesen beiden Volkstheilen, den Türken, von denen heute noch etwa 440,000 im Okkupationsgebiet ansässig sind, und den 490,000 Serben, hat die Regierung zunächst bei der Verwaltung des Landes zu rechnen; die Katholiken, deren man 210,000 zählt, und die eingesprengten fremden Nationalitäten bereiten ihr kaum ernstliche Schwierigkeiten. Aber jene beiden Elemente zu versöhnen ist in der That eine äußerst schwierige Aufgabe, die ebenso viel Energie wie Mäßigung erfordert. Wenn man die kurze

Zeit berechnet, seit welcher der österreichische Doppelaar seinen stolzen Flug über die Save nahm, wird man die erreichten Resultate als höchst befriedigend anerkennen müssen. Es ist vor Allem eine geregelte Verwaltung, eine gerechte Justiz geschaffen worden, und die Unsicherheit, welche bisher im Lande herrschte, ist verschwunden. Wohl fahren die Posten immer noch unter militärischer Bedeckung und alle Straßen werden fortdauernd von starken Patrouillen begangen, aber jene Maßregeln sind fast nur noch vorbeugenden Charakters, die dem Volk imponiren sollen. Allerdings treiben besonders in den Grenzdistrikten der südlichen Herzegowina noch einige Räuberbanden ihr Unwesen und entziehen sich fortgesetzt dem Arm der Justiz, aber es wiederholt sich damit nur eine der Erscheinungen, die nach einem Insurrektionskriege fast niemals ausbleiben. Einzelne zersprengte Insurgentenschaaren, die Lust an dem wüsten Umherstreifen, am Nichtsthun und Plündern fanden, setzen auch nach Beendigung des Krieges noch das Handwerk als Räuberbanden fort. Man muß Land und Leute kennen, um zu begreifen, wie es ihnen möglich ist, das edle Geschäft allen Anstrengungen der Behörden zum Trotz Jahre lang fortzuführen, muß wissen, welche unzähligen Schlupfwinkel und Verstecke sich den Uebelthätern darbieten. Vor Allem ist es aber die Bevölkerung selbst, welche die Ausrottung der Banden erschwert und, vor ihrer Rache zitternd, ihnen immer auf's Neue Nahrung und Unterkunft gewährt, sie mit Munition versorgt und ihnen Nachrichten zuträgt. Es werden sicher noch Jahre vergehen, ehe diesen Uebelständen gründlich abgeholfen werden kann, erst eine

neue Generation, die den Schutz der Gesetze würdigen und den Segen der Ordnung schätzen gelernt hat, muß dazu in Bosnien und besonders in der Herzegowina heranwachsen.

Natürlich mußte die Besserung der allgemeinen wirthschaftlichen Lage der Bevölkerung die erste Sorge der Regierung sein. Auch hier sind schon heute die erfreulichsten Erfolge zu verzeichnen. Ueberall — besonders in Bosnien — hebt sich der Ackerbau; der Viehstand, den reiche Triften unterstützen, ist in starkem Anwachsen begriffen, die Waldwirthschaft wird nach rationellen Grundsätzen betrieben und der Bergbau auf Eisen und Kohle, auf Kupfer und Silber berechtigt zu den schönsten Erwartungen. Was dem Lande, das weit ergiebiger ist, als man meist annimmt, am meisten fehlte: ein gutes Wegenetz, ist heute bereits in seinen Grundzügen geschaffen, und man arbeitet mit großer Energie an seinem Ausbau. Serajewo, die sich mächtig entwickelnde Hauptstadt, ist schon seit zwei Jahren durch die Bosnabahn mit dem System der österreichischen Bahnen verbunden, und die hochwichtige Strecke von Serajewo über Mostar nach Metkovic, die das Innere des Landes mit der schiffbaren unteren Narenta und damit mit dem adriatischen Meer in Verbindung setzt, ist in Vorbereitung, ja zum Theil schon im Bau.

Die Schulpflicht ist allgemein eingeführt und wird, soweit es die örtlichen Verhältnisse und der Mangel an geeigneten Lehrern gestattet, mit Strenge innegehalten. Die Wehrpflicht endlich, jenes hochwichtige Mittel moderner Volkserziehung, ist trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihr im Anfang entgegenstellten, mit Glück angebahnt worden,

und man geht sicher nicht fehl, wenn man sich von ihr die segensreichsten Folgen verspricht. Die bosnischen Kompagnien machen einen vortrefflichen Eindruck, es scheint in der That, als wäre der Bosniake ein geborener Soldat: hochgewachsen und geschmeidig, aller körperlichen Anstrengungen spottend, gelehrig und mit unbedingtem Gehorsam sich den Gesetzen der Disziplin unterwerfend, sind die schmuck uniformirten Leute ein Ausbildungsmaterial, von dem die österreichischen Offiziere entzückt sind. Aber die Burschen sind auch mit Lust und Liebe Soldat; so schwierig die ersten Aushebungen waren — glaubte der Bosniake doch geradezu zur Schlachtbank geschleppt zu werden — so schnell gewöhnte sich die Mannschaft an das militärische Leben, so schnell lernte sie ihre Waffe mit Stolz tragen. Im vorigen Herbst kamen die ersten Reservisten zur Entlassung, und es ist gewiß bezeichnend, daß sehr viele von ihnen baten, weiterdienen zu dürfen.

In der That bedarf es in Bosnien und der Herzegowina nur geordneter Zustände, denn die Bevölkerung ist so entwickelungsfähig und bildsam, wie man es nach dem Jahrhunderte langen Druck, der auf ihr gelastet hat, irgendwie erwarten kann. Daß dies in der Herzegowina unter der Ungunst der äußeren Verhältnisse weniger hervortreten kann, begründeten wir bereits oben — in den größeren Städten Bosniens, vor Allem in Serajewo, fällt die hohe Civilisationsfähigkeit des Volkes aber klar in die Augen. Serajewo, wo die Berührung mit den österreichischen Beamten und der zahlreichen Garnison stets am innigsten war, macht heute schon den Eindruck einer fast vollkommen civilisirten Stadt,

in der sich die verschiedenen Elemente der Bevölkerung keineswegs schroff oder feindlich gegenüberstehen. Der Türke und der wohlhabende Bosniake sitzt in den eleganten Cafés und den ganz modern eingerichteten Restaurants der großartigen Hotels gemüthlich bei einem Glase Wiener Bier mit den österreichischen Offizieren zusammen, die Damen der Letzteren sind in den Harems willkommene Gäste, und die europäische Tracht bürgert sich mehr und mehr ein. Es bleibe dahingestellt, ob dies zum Vortheil des Totalbildes gereicht; der Türke präsentirt sich unstreitig besser in seiner reichen nationalen Gewandung, der faltenreichen Pluderhose, dem Ledergürtel und dem reich verschnürten Rock, als in dem heute beliebten „Reformanzug". Nicht dasselbe läßt sich von der Türkin sagen, die noch streng an der alten Tracht festhält, einer Tracht, die der Aeltesten die Jüngste gleichstellt und die man kaum mit etwas Anderem vergleichen kann, als mit einem großen unförmlichen Sack.

Eine eigenthümliche Färbung geben zwei Bevölkerungstheile, die wir bisher noch nicht berührten, dem öffentlichen Leben: die zahlreichen Zigeuner, welche in echter Nomadenart im ganzen Lande vagabundiren, und die sogenannten Spaniolen. Es ist im übrigen Europa nur wenig bekannt, daß hier auf türkischem Gebiet eine stattliche Anzahl spanischer Juden, die ihres Glaubens halber im 15. und 16. Jahrhundert aus Spanien vertrieben wurden, eine neue Heimath gefunden hat. Schnell zum Wohlstand, häufig zu großem Reichthum gelangt, nehmen die Spaniolen auch unter österreichischer Herrschaft eine be-

vorzugte Stellung ein und zeichnen sich ebenso sehr durch kaufmännische Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit, wie durch strenges Festhalten an ihren althergebrachten Gewohnheiten und Sitten aus. Es muthet sonderbar an, wenn man plötzlich auf dem Bazar zu Serajewo unter den originellen Holzvorbauten der Magazine diese Gestalten, die ihre orientalische Heimath noch heute auch im Aeußeren nicht verleugnen können, sieht und die wohltönenden Laute der Sprache des Cid hört. Wunderbar schön sind die jüdischen Frauen, echte Blumen des Orients, voll süßer, weicher Anmuth und doch jene tiefe Leidenschaftlichkeit in den dunklen Augen, die ein Erbtheil der spanischen Heimath sein mag.

Es ist überhaupt ein farbenprächtiges Bild, das die größeren Städte darbieten. Die eigenthümliche Mischung der Bevölkerung in ihren bunten Trachten paßt vortrefflich zu der originellen Architektur der Straßen, zu den vielerkerigen, oft bemalten Häusern und den schlankthürmigen Moscheen, die meist weißschimmernd aus grünem Laub emporragen. In echt orientalischer Weise spielt sich das ganze öffentliche Leben auf der engen Straße ab: der Kaufherr hält seine Waare unter dem kleinen Vorbau seines Magazins feil, der Schmied hämmert und feilt auf der offenen Gasse, und der Barbier gebraucht sein Scheermesser vor Aller Augen.

In den engen Vierteln des reichen Bazars von Serajewo reihen sich Werkstätten und Läden zu Hunderten aneinander, jeder Art des Geschäftsbetriebes ist sein besonderes Revier angewiesen. In dem einen Viertel sieht man ausschließlich Schneider hocken, die sich übrigens

bereits in recht geschickter Weise der modernsten Nähmaschinen bedienen, in dem anderen liegt eine Schuhmacherwerkstätte neben der anderen und sind alle die verschiedenen Arten der Fußbekleidung vom gröbsten Stiefel bis zum zierlichsten blau und gelb gestreiften Frauenpantoffel zu Tausenden aufgethürmt. Dann schließen sich die Buden der Kupferschmiede an, und ein ruheloses Hämmern deutet auf die Werkstätten der Schlosser, während der vornehmere Silberarbeiter eine ruhige Seitengasse aufgesucht hat. Leider sind viele der nationalen Kunsthandwerke stark im Verfall, die alten Meister arbeiten zu langsam, um mit den importirten billigen Waaren konkurriren zu können; nur eine kleine, aber ausgezeichnete Branche florirt noch: die Anfertigung hölzerner, mit Silber ausgelegter Cigarrenspitzen nämlich, die besonders in Liono in unübertrefflicher Schönheit gefertigt werden.

Zwischen alle nationalen Elemente der Bevölkerung ist nun heute der Oesterreicher getreten, der Bringer und Förderer der Civilisation und der modernen Kultur. Oesterreichische Truppen sind heute noch die Schützer der öffentlichen Ordnung, österreichische Beamte verwalten das Land und österreichische Kaufleute suchen in regem Unternehmungsgeist Handel und Industrie zur Blüthe zu bringen. Was leider seltener vertreten, ist der unübertreffliche deutsche Kolonist mit Pflug und Sense, ist der ausgezeichnete Viehzüchter aus den Tiroler Bergen, und Beide würden gerade in Bosnien ein reiches Feld ergiebiger Thätigkeit finden. Aber das Provisorium, unter dem das Okkupationsgebiet immer noch steht, schreckt vor einer ausgedehnteren Ein-

wanderung begüterter Elemente zurück — ist es doch auch heute noch ein nominell türkisches Land, um das es sich handelt. Freilich wird sich jeder Verständige sagen müssen, daß die Pforte Oesterreich die Millionen, die es auf die Okkupation verwandte, niemals zurückzuzahlen in der Lage ist, und der Kaiserstaat wird die Provinzen, welche er mit dem Blut seiner Söhne erobern mußte, kaum je gutwillig herausgeben — so lange aber auf der Sultanieh-Moschee zu Serajewo noch an jedem Freitag die Fahne des Sultans wehen darf, bleibt die Möglichkeit einer Umgestaltung der Dinge immerhin nicht absolut ausgeschlossen.

Und sind nun beide Provinzen ein Gewinn für die österreichisch-ungarische Monarchie, oder werden sie ewig eine Last für diese bleiben, wie die Gegner der Okkupation behaupten? Wer Bosnien wirklich kennen lernte, muß zugeben, daß es ein herrlicher Besitz schon heute ist und es in noch höherem Grade werden wird, wenn sich seine reichen Hilfsmittel unter verständiger Verwaltung entwickelt haben — die Herzegowina wird freilich noch lange großer Zuschüsse benöthigen und ist vorläufig nur durch ihre Lage als Hinterland Dalmatiens von wirklichem Vortheil für Oesterreich. Vor Allem hat aber der Kaiserstaat durch die Besitznahme beider Provinzen festen Fuß auf der Balkanhalbinsel gefaßt, er hat die Möglichkeit gewonnen, bei jeder weiteren Verwickelung der politischen Verhältnisse auf derselben aktiv eingreifen zu können. Die Perspektive auf Salonichi, auf das ägäische Meer ist damit eröffnet, und Oesterreich hat zugleich seine Stellung im Orient, die ihm einst die Siege des Prinzen Eugen anbahnten, sich zurückerobert.

Ein Vielverleumdeter.

Ein Beitrag zur Thierseelenkunde.

Von

L. Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Unter allen Thieren, welche der Mensch gezüchtet und zu Hausthieren gemacht hat, stehen unstreitig die Hufthiere oben an. Denn während ihm die einen durch ihre Milch und ihr Fleisch zur Ernährung, sowie durch ihr Fell und ihre Haare zur Bekleidung und zur Herstellung zahlreicher Verbrauchsgegenstände dienen, benutzt er die anderen wegen ihrer Kraft und Ausdauer namentlich zur Fortbewegung von Lasten. Diese sogenannten Lastthiere aber, die bald zum Ziehen, bald zum Tragen heute noch Verwendung finden, sind in Deutschland vorzugsweise Pferd und Esel. Beide aus dem Orient zu uns gekommen, zeigen sich uns als echte Arten einer und derselben Gattung. Denn beide werden gekennzeichnet durch proportionirte, kräftige Formen, durch den gestreckten, mageren und senkrecht getragenen Kopf, durch die großen lebhaften Augen und zugespitzten, beweglichen Ohren, durch den gemähnten Hals, den gerundeten Leib mit dem geschweiften oder gequasteten Schwanze, durch die verhältnißmäßig langen, in einen einfachen Huf ausgehenden schlan-

ken Beine und ihr kurz anliegendes Haarkleid. Wenn schon diese äußeren Merkmale Pferd und Esel auffällig genug von allen übrigen Hufthieren unterscheiden, so sind die Eigenthümlichkeiten der inneren Organisation noch viel erheblicher. Unterwerfen wir aber diese beiden Arten selbst einer genaueren Betrachtung, so wird sich der Esel stets entschieden durch den größeren und schwereren Kopf, die viel längeren Ohren, die wulstigen herabhängenden Lippen, den dickeren Hals mit kurzer aufgerichteter Mähne und den blos gequasteten Schwanz vom Pferde unterscheiden.

Letzteres ist in jeder Hinsicht von edlerer Art als der Esel; dieser ist ein Plebejer, jenes Aristokrat. Das Pferd verzehrt die bessere Kost und ist bei der Auswahl seiner Nahrungsmittel so vornehm heikel, daß es lieber Hunger leidet, als gleich dem Esel mit Stroh, mit Disteln und Dornen sich zu begnügen.

„Es liegt im Pferde wirklich viel Vornehmes," sagt Burmeister, „und das beweist keineswegs seine bessere Kost allein. Das Pferd ist zunächst ein viel reineres Thier, als der Esel; es wälzt sich nicht am Boden im Staube, um sich auszurecken und seinen Gliedern eine größere Geschmeidigkeit zu geben, wie es der Esel so gern thut; es reibt sich lieber an Stämmen und Pfosten, was nicht des Esels Gebrauch ist. Dann in der Art und Weise, wie es geht, wie es sich bemüht, beim Gange mit einem gewissen abgemessenen Schritt aufzutreten, den Kopf passend zu halten, den Schwanz gehoben zu tragen — Alles das beweist bei dem Pferde um so deutlicher die edlere Natur, je weniger es durch den Dienst mit schwerer Arbeit her-

untergedrückt wird, und je mehr man es zur Eleganz und zur Reinlichkeit anhält. Wie ganz anders der Esel; er geht träumend seines Weges, läßt den Kopf hängen, hebt die Beine nur eben so viel als nöthig ist, und steht gern still, um zu pausiren, sei es auch nur, um eine Distelpflanze am Wege aufzunehmen. Der Esel hat offenbar das Bewußtsein seiner Häßlichkeit, er macht deshalb gar keinen Versuch, sich mit einer Art von Eleganz zu bewegen; ihm ist es ganz einerlei, wie er aussieht, seine Hauptsorge geht darauf aus, so langsam und bequem wie möglich seine Arbeit zu thun, und wenn er nicht getrieben wird, lieber zu faulenzen, als sich anzustrengen. In alle diese Fehler fällt das Pferd erst, wenn es herunterkommt, wenn es gleichsam seiner wahren Pferdenatur sich entäußern muß, wobei es natürlich dem Esel, seinem nahen Verwandten, stets ähnlicher wird. Darum gedeiht auch das Pferd nur, wenn es gut gehalten wird; es ist das ein Bedürfniß, ohne welches es nicht leben, nicht Pferd sein kann; während gerade umgekehrt der Esel ein um so besserer Esel ist, je weniger man ihn verwöhnt, je mehr man ihn in seiner gewöhnlichen Sphäre läßt und je gleichgiltiger man ihn behandelt, ohne ihm gerade seine nothwendigen Bedürfnisse an Kost und Ruhe zu entziehen. Hunger und übertriebene Arbeit machen freilich einen Esel so wenig fett, wie ein Pferd, aber der Sorgfalt in der Behandlung und Pflege bedarf er nicht, welche dem Pferde gewidmet werden muß, wenn man auf die Dauer Nutzen von ihm ziehen will."

Alles, was hier über das Pferd gesagt worden ist, wollen wir gern unterschreiben, da wir ja gerade dieses

Thier als eines der schönsten und edelsten der Erde zu bewundern gewohnt sind. Aber der arme Esel! Sollte es sich da noch der Mühe lohnen, für dieses heruntergekommene Thier nur ein Wort zu verlieren? Und doch ist es Menschenpflicht, für jeden unschuldig Geschmähten und Verleumdeten einzutreten und zur Wiederherstellung seines guten Namens nach Kräften beizutragen. Deshalb fühlen wir uns veranlaßt, das oben über den armen Graurock gefällte harte Urtheil auf das rechte Maß zurückzuführen.

Burmeister hat in seiner vergleichenden Schilderung bestimmt den Esel unserer nordischen Heimath vor Augen gehabt, und da paßt seine Charakteristik allenfalls. Ist es doch nur zu wahr, daß keinem Hausthiere bei uns geringere Sorgfalt gewidmet wird, als dem Esel. Großentheils in den Händen armer Schlucker, denen er das Brod verdienen muß, hat er Tag für Tag bei meist schlechter Behandlung oft recht schwere Arbeit zu verrichten, ohne daß ihm ein freundliches Wort und die geringste Anerkennung zu Theil wird. Erst wenn sein Tagewerk verrichtet ist, gestattet man ihm vielleicht, noch ein wenig schmutziges, zertretenes Gras am Wege oder eine dürre, stachelige Distel aufzusuchen, ehe er zu einer Handvoll trockenen Strohes in den finsteren, elenden Stall eingesperrt wird. Daß Niemand bei unzureichender, magerer Kost zunehmen kann, ist ebenso selbstverständlich, als es einleuchtet, daß der Esel bei seinem von Haus aus phlegmatischen Naturell und solch' wahrhaft kümmerlicher Beköstigung statt williger und flinker nur träger und naschiger werden muß. Und wie bei einer

fortwährend rohen Behandlung der Mensch zur Bestie sich entwickeln kann, so werden dadurch auch im Esel die besseren Eigenschaften erstickt; er wird eigensinnig und störrisch, widerspenstig und heimtückisch. Der Grund aber dieser zu elender Verkümmerung führenden Zucht liegt in dem überall im Norden verbreiteten Vorurtheil, der Esel verlange eben nichts Anderes, weder eine nahrhaftere Beköstigung, noch eine bessere Behandlung, denn so befinde er sich gerade am wohlsten. Sogar in schlechten Naturgeschichtsbüchern können wir diesen Blödsinn noch lesen, der dann hie und da auch in der Volksschule noch wiedergekäut wird.

Der große Oken konnte daher mit Recht von unserem Esel sagen, er sei durch die lange Mißhandlung so heruntergekommen, daß er seinen Stammeltern fast gar nicht mehr gleiche, daß er viel kleiner bleibe und auch eine mattere aschgraue Farbe und längere schlaffe Ohren trage; sein ursprünglicher Muth habe sich in Widerspenstigkeit verwandelt, die Hurtigkeit in Langsamkeit, die angeborene Lebhaftigkeit in Trägheit, die Klugheit in Dummheit, die Liebe zur Freiheit in Geduld im Ertragen der Stockprügel.

In den südlichen Ländern Europa's, in Spanien und Griechenland, ist der Esel schon ganz anders geartet; er ist bedeutend größer als der unserige und zeigt sich als ein hübsches, munteres, außerordentlich fleißiges und ausdauerndes Geschöpf, das in seinen Leistungen gar nicht weit hinter dem Pferde zurücksteht, ja dasselbe in mancher Hinsicht übertrifft. Allein man behandelt ihn auch mit

größerer Sorgfalt und gibt ihm eine nahrhaftere Kost, als dem unserigen. Das Haar des griechischen und italienischen Esels ist glatt und weich, die Schwanzquaste bedeutend länger, die Ohren feiner gebaut, die Augen glänzend; auch erreicht er ein viel höheres Alter. Seine ungemeine Ausdauer, sein leichter, fördernder Gang und ein sanfter Galop machen ihn zu einem ausgezeichneten Reitthiere.

Am schönsten gedeiht der Esel jedoch in seiner ursprünglichen Heimath, in Persien, Arabien und Syrien, und wird dort oft zu hohem Preise bezahlt. Ein feiner Bau und ein glänzend weiches Haar zeichnen ihn besonders aus. Er befindet sich im Palast des Reichen, wie in der Hütte des Armen, und gilt als unentbehrliches, vorzügliches Hausthier, ist ungemein fleißig, äußerst genügsam und sehr ausdauernd. Während der Nacht bekommt er sein Hauptfutter, ein Maß harte Bohnen, welche er mit lautem Geräusch zermalmt und verspeist; bei Tage empfängt er dann und wann ein Bündel frischen Klee's oder eine Handvoll Bohnen, unverdrossen dabei seine Arbeit fortsetzend.

„Etwas Nutzbareres und Braveres von einer Kreatur, wie dieser Esel," sagt Bog. Goltz, „ist nicht zu denken. Der größte Bengel wirft sich auf ein Exemplar, das oft nicht größer als ein Kalb von sechs Wochen ist, und setzt es in Galop. Diese schwach gebauten Thiere gehen einen trefflichen Paß; wo sie aber die Kraft hernehmen, Stunden lang einen ausgewachsenen Menschen selbst bei großer Hitze im Trabe und Galop herumzuschleppen, das scheint mir fast über die Natur hinaus in die Eselmysterien zu gehören."

Auch Frau Doktor Helfer (spätere Gräfin Pauline Nostitz), welche während ihrer Reisen besonders dem Volksleben verschiedener asiatischen Gegenden große Aufmerksamkeit geschenkt hat, erzählt uns aus Kleinasien: „Der ganze Verkehr Smyrna's ruht auf dem Rücken des geduldigsten aller Thiere, des mit so großem Unrecht geschmähten und verachteten Esels. Was wäre Smyrna ohne seine Esel! Nicht nur, daß sie alle Bedürfnisse des täglichen Lebens den Einwohnern zuführen, sind sie auch deren einziges Vehikel. Die Männer trägt der Esel zu ihren Geschäften, die Damen zu den Besuchen. Ja selbst nach dem Ballsaal sieht man die hübschen Smyrniotinnen im schönsten Putz zu Esel reiten. Das Hinterhaupt mit dem kleidsamen rothen Fez bedeckt, von dem eine dunkelblaue schwere Quaste herabhängt und unter dem dicke Zöpfe von schönen blonden oder kastanienbraunen Haaren hervorquellen, die blendend weiße Stirn mit frischen Blumen umrankt, das wallende Ballkleid durch einen Ueberwurf geschützt: so sieht man sie an den Abenden solcher Feste durch die Straßen der Stadt reiten. Und wie sanft und sorgsam trägt das wohlerzogene Thier seine Schöne; wie viel Raum bietet sein Rücken dem weiten Faltenkleide. Nicht mit gedrücktem und zerknittertem Gewande, wie bei uns aus dem engen Wagen, steigt sie von ihrem Zelter; den dunklen Ueberwurf fallen lassend, tritt sie frisch wie eine aufbrechende Rose in die hell erleuchteten Räume."

Und als Frau Helfer, einer Einladung folgend, eines Tages mit einer munteren Gesellschaft junger Damen nach dem einige Stunden von Smyrna entfernten Sommersitz

des Grafen Hoschpie auf dem Wege sich befand und dabei ein lustiger Streit entstand, indem jede Dame im Scherze behauptete, das folgsamste und schnellste Thier zu besitzen, machte sie den Vorschlag, in einem Wettrennen die Esel selbst ihre Sache ausfechten zu lassen. „Das Wort fing Feuer," erzählt die Reisende, „allseitig wurde zugestimmt, und da wir uns gerade in einer offenen Ebene befanden, sogleich zur Ausführung geschritten. Eine Eselkavalkade, seien die Thiere auch noch so gut geschult, in eine Front zu bringen, ist sicherlich gar nicht so leicht; nun gab ich, die am Wettlaufe unbetheiligt war, das Zeichen: eins, zwei, drei! und dahin sausten die Thiere und Reiterinnen, daß, wenn auch keine Funken stoben, doch Bänder, Hüte, Locken und weite Gewänder flogen, was einen ebenso komischen als anmuthigen Anblick gewährte. Die größte Schwierigkeit kam aber erst zuletzt am Ende der Bahn. Einen Esel, der einmal aus seinem Phlegma gerissen ist und sich in vollen Galop gesetzt hat, in einer gegebenen Richtung zu erhalten und ihn an einem bestimmten Ziele zum Stehen zu bringen, ist unmöglich, und so verfehlten auch hier Alle die ihnen gegebene Markung."

So wie heute noch im Morgenlande der Esel fast überall als ein gar kluges und thätiges Thier geachtet wird, so stand er auch im hohen Alterthum bereits in nicht geringem Ansehen. Jedermann kennt wohl die Anekdote, welche Plutarch von dem Esel des Thales, des ältesten der sieben Weisen Griechenlands, erzählt. Eine Anzahl Esel desselben wurde dazu verwendet, um Salz in Säcken nach einem entfernten Ort zu bringen. Einer der Esel fiel von

ungefähr in's Wasser, so daß sein Salz naß wurde und zerschmolz. Der Esel errieth die Ursache des Leichterwerdens seiner Ladung und legte sich das nächste Mal mit Fleiß in's Wasser. Der weise Thales, von dem das Wort: „Erkenne Dich selbst!" und „Bürgschaft bringt Dir Leid!" stammt, davon benachrichtigt, ließ nun nicht etwa den schlauen Esel tüchtig durchprügeln, da auf Prügel bisweilen auch Verschlimmerung eines Fehlers eintritt, sondern er suchte ihn an List zu übertrumpfen. Bei Absendung einer neuen Lieferung ließ er die Säcke des Schlaubergers statt des Salzes mit Wolle und Schwämmen anfüllen. Als darauf der Esel sich in's Wasser legte, um sich abermals seiner Bürde zu entledigen, sogen sich die Schwämme voll Wasser, so daß er kaum im Stande war, sich mit der vergrößerten Last wieder auf die Beine zu bringen. Da wurde ihm klar, daß seine List ihm nichts mehr nütze, und er unterließ hinfort alle unnützen Versuche.

Mit dieser Anekdote, die wenigstens so viel beweist, daß man schon im Alterthume die hohe Intelligenz des Esels erkannt hatte, stimmt auch eine andere aus späterer Zeit überein, welche erzählt, daß eine Eselin, die von ihrer unbarmherzigen Herrin mittelst eines Dornenstockes oft blutig geschlagen wurde, in Abwesenheit der Alten den dornigen Ast weit weg auf die Straße getragen habe.

Als Matthes, dem wir ein Schriftchen über die Wirbelthiere und manche interessante Beobachtung verdanken, noch in Amerika lebte, lernte er in Texas eine Familie kennen, welche einen kleinen schwächlichen Esel besaß. Dieser hatte keine andere Beschäftigung, als jeden Morgen einen Kna-

den aufzunehmen, der den Auftrag hatte, die mit einer Glocke versehenen Arbeitsochsen aufzusuchen und heimzuführen. Waren die Ochsen nach Hause gebracht, so erhielt der Esel sein Futter und durfte sich dann den ganzen Tag frei auf der Prairie herumtummeln. Am Abend kam er zur Farm zurück, sein Futter entgegen zu nehmen und bis zum anderen Morgen daselbst zu verweilen. Die Ochsen wurden stets sehr schnell gefunden, obgleich sie bald nach dieser, bald nach jener Richtung zu gegangen waren und bisweilen sich so weit entfernt hatten, daß ihre Glocke nicht mehr gehört werden konnte. Der kleine Knabe aber leitete niemals den Esel, sondern dieser fand die Ochsen selbst, weil er während der Nacht stets auf die Glocke achtete und daher die Richtung genau wußte, welche die Arbeitsthiere eingeschlagen hatten. Sowie der Knabe im Sattel saß, marschirte Grauchen lustig und seiner Sache gewiß in der betreffenden Richtung fort und bald darauf erblickte der Knabe die Ochsen. Diese wurden sodann nach Hause getrieben und angespannt, der kleine Esel dagegen gefüttert und freigelassen.

Wenn in unserem Norden der Esel ein weniger hübsches und munteres Thier ist, als in wärmeren Ländern, so mag dies ja zum Theil mit in dem rauheren, dem Thiere nicht zusagenden Klima, namentlich aber doch in der schlechten Pflege seinen Grund haben. Allein dumm, welches Prädikat man dem Esel ganz unberechtigt allgemein beizulegen pflegt, ist dieses Thier auch bei uns durchaus nicht, wie ich selbst zu erfahren Gelegenheit hatte. Anfangs der fünfziger Jahre unternahm ich oft weitere Exkursionen durch Flur

und Wald, um die Thier- und Pflanzenwelt meiner Heimath gründlich kennen zu lernen. Bei diesen Ausflügen besuchte ich auch bisweilen einen jungen, ungemein thätigen und gebildeten Gärtner, dessen Aufsicht der sehr umfangreiche Garten und Park eines Schlosses anvertraut war. Einst finde ich ihn auffallend mißgestimmt, und auf meine Frage, was ihm wohl begegnet sei, erzählte er mir sein Mißgeschick. Vor Kurzem war ein Esel angeschafft worden, der bei Säuberung und Herstellung der Garten- und Parkwege Verwendung finden sollte. „So ein kräftiger Kerl," dachte mein Freund, „sollte doch auch einen hübschen Renner abgeben!" Allein er mochte es anfangen, wie er wollte, der Esel wendete ihm stets den Kopf zu und ließ ihn nicht aufsitzen. Er wurde in den Stall geführt, und ehe er sich's versah, saß ihm der Gärtner auf dem Rücken, doch eben so schnell hatte sich der Esel gewendet und war der Thüre zugeeilt, nicht etwa um durch die Mitte derselben hinaus zu laufen und draußen im Garten einen Spazierritt aufzuführen, sondern um mit seiner Seite dicht an der Thürbekleidung vorüberzustreifen und so des unkundigen Reiters sich zu entledigen. Natürlich war dieser mit geschundenem Bein hinten abgerutscht und in der Thüre sitzen geblieben, während der Esel noch eine Strecke dahinsauste, ehe er sich nach seinem verunglückten Ritter umschaute. Obgleich der Gärtner noch Schmerzen in seinem Beine empfand, hatte seine Manie zum Reiten sich durchaus nicht verloren. Leider hat aber der Esel ein ausgezeichnetes Gedächtniß, und ist ihm einmal etwas zu seinen Gunsten gelungen, vergißt er es nie mehr, er müßte

denn kurirt werden, wie der Esel des Thales. Die Bitte um meinen Beistand konnte ich meinem Freunde nicht abschlagen, und so wurde denn der widerspenstige Graurock herbeigebracht. Es war gar kein übles Thier, größer und kräftiger, als er uns daheim gewöhnlich begegnet. Ich faßte ihn am Kopfe und streichelte seinen Hals, indeß der Andere sich behend auf seinen Rücken schwang. Ganz ruhig ließ der Esel Alles geschehen, als ob er merkte, daß er gegen uns Zwei wohl den Kürzeren ziehen müsse; aber kaum hatte ich ihn losgelassen, so sprang er über die niedrige Barrière auf die erste starke Platane zu, um den Reiter wie beim ersten gelungenen Experiment in den Sand zu setzen. Dieser war freilich aus Erfahrung klug geworden und wich der Gefahr durch schnelles Herabspringen aus. Dem Esel schien das selbst Spaß zu machen, denn bald ließ er ganz ruhig aufsitzen, um dann sofort auf den nächsten Baum loszulaufen und nach Verlust des Reiters stehen zu bleiben. Ich bin überzeugt, wenn das Thier hätte lachen können, würde es laut gelacht haben über die Angst des Reiters, sein Bein mit einem Baume in nähere Berührung bringen zu lassen. Bis zum Herbst stand der Esel dem Gärtner noch zur Verfügung; allein bis dahin war es Niemand gelungen, denselben zu reiten. Der erste Baum, die nächste Mauer &c. befreiten ihn sofort von seiner Last. Könnte ein Mensch überlegter handeln?

Noch eine weitere Beobachtung. Ich besaß in der Nähe der Stadt einen kleinen Garten, dem ich fast jeden Vormittag einige Stunden widmete. Nebenan lag das Grundstück eines Bäckers. Jeden Nachmittag fuhren seine beiden

Buben einen Wagen voll des besten Roggenbrodes zu den Kunden in die Stadt. Als jedoch die Bestellungen immer größer wurden, kaufte der Bäcker einen Esel und ließ dazu ein neues Geschirr und einen größeren Wagen anfertigen. Nun war der Mann aber geizig, und als ich ihn eines Tages fragte, was er dem Esel denn zu fressen gebe, meinte er: „Ach, der bekommt zu Hause ein bischen Stroh und draußen auf der Waide mag er sich Disteln suchen!" Meine Bemerkung, daß der arme Kerl bei schwerer Arbeit doch eine andere Kost verlange, versetzte ihn in Heiterkeit. Am nächsten Morgen sollte der Graurock seinen Dienst antreten; der Wagen war beladen, der Esel vorgespannt, die beiden Buben hinten am Wagen, bergauf etwas zu helfen, und der Alte mit der Peitsche und dem Zügel in der Hand neben dem Esel. „Hü, Grauer!" erscholl's, und — bauz, liegt dieser der Länge nach auf der Erde, alle vier Beine nach oben streckend. Da half keine Peitsche, er mußte ausgespannt werden, und die drei Bäcker hatten das Vergnügen, den Wagen fortzuschaffen, während der Esel auf dem dürren Gänseanger nach Disteln suchte, die nicht da waren. „Sehen Sie," sagte ich später zu dem zurückkehrenden Bäcker, „sagte ich Ihnen nicht, daß Sie den Esel füttern möchten, wenn er arbeiten solle?" — „Geben Sie acht," meinte er darauf, „morgen wird er ziehen ohne weiteres Futter." Der Morgen kam und brachte dasselbe Schauspiel; der Esel zog keinen Strang; er lag da und ließ sich ruhig prügeln, bis man ihn ausspannte und laufen ließ. Da machte ich der Frau Vorstellungen über das unmenschliche Gebahren diesem Thiere gegenüber, sie möchte

doch ein wenig Weizenkleie in laues Wasser schlagen und dem Thiere zu trinken geben. Der dritte Tag kam; heute mußte der Esel ziehen oder — sterben. Grauchen zog aber auch heute nicht, sondern warf sich zu Boden und ließ sich prügeln; zum Sterben kam es aber auch nicht, indem ich gegen alle weiteren Mißhandlungen protestirte. Da erschien die Frau mit der geschlagenen Weizenkleie, rasch stand der listige Bursche auf seinen vier gesunden Beinen und schlürfte in langen Zügen — Galle hat er ja nicht! — das leckere Mahl. Wieder eingespannt, zog er fast allein den Wagen vorwärts, und als er nach einigen Stunden zurückkam, saßen die Buben im Wagen und freuten sich, daß sie wenigstens den Rückweg nicht mehr zu laufen brauchten. Von nun an wurde der Esel des Hauses Liebling und mit Kleie und Brod gefüttert, und nie hat man ein besseres Thier gesehen. Als es nach einigen Jahren verkauft und durch ein Pferd ersetzt werden mußte, war die ganze Bäckerei mit Trauer erfüllt, als ob dem Hause ein liebes Familienglied entrissen würde.

Man sage daher nicht, der Esel sei ohne geistige Fähigkeiten. Mit einem guten Gesicht und einem äußerst scharfen Gehör vereinigt er außerdem noch ein außerordentliches Gedächtniß und die Kunst, die gemachten Erfahrungen folgerichtig anzuwenden, und ist daher, sobald er nur gehörig gefüttert und gut behandelt wird, ein intelligentes, nützliches und arbeitsames Hausthier. Hoffentlich tragen diese Zeilen dazu bei, das Loos des allgemein Verkannten und Verleumdeten etwas zu verbessern.

Mannigfaltiges.

Späte Vergeltung. — Lord Pelham, ein Zeitgenosse der Königin Elisabeth von England und einer der reichsten und angesehensten Familien des Landes angehörig, besaß einige Meilen von London ein schönes Schloß, von wo aus er wöchentlich einige Male zu Fuß sich nach der Hauptstadt begab, um dort seine Geschäfte zu besorgen. Auf einer dieser Wanderungen trat ihm plötzlich ein Mann aus dem Walde entgegen und fragte ihn, ob er nicht ein weißes Kaninchen kaufen wolle. Dabei öffnete er einen kleinen Korb, in welchem sich ein solches Thier befand. Verwundert über dieses seltsame Verlangen schüttelte der Lord das Haupt und wollte vorübergehen, aber der Fremde vertrat ihm den Weg, zog eine Pistole aus der Tasche, und dieselbe auf Pelham richtend erklärte er, daß dieser das Kaninchen unter allen Umständen kaufen müsse, der Preis sei tausend Guineen. Jetzt begriff der Lord, daß er es mit einem Räuber zu thun habe, dessen ganzes Auftreten bewies, daß er zu dem Aeußersten fähig sei.

„Ich habe nicht so viel Geld bei mir, wenn Ihr mich aber in meine Wohnung begleiten wollt, sollt Ihr die Summe erhalten,“ sagte der Lord, den Blick angstvoll auf die Mündung der Pistole gerichtet, die drohend seiner Brust zugewendet war.

„Das werde ich bleiben lassen,“ versetzte der Räuber kalt, „aber mir genügt auch ein Wechsel mit Eurer Unterschrift, den

mir jeder Londoner Bankier abkauft. Hier ist ein solches Papier und hier Tinte und Feder; unterzeichnet Euren Namen und die Sache ist abgemacht."

Er langte die bezeichneten Requisiten hervor und der Lord unterschrieb.

„Und nun rathe ich Euch, jetzt in Euer Schloß zurückzukehren und dasselbe heute nicht mehr zu verlassen, damit ich ungehindert diese Angelegenheit abwickeln kann," schloß der Fremde. „Das Kaninchen aber ist Euer, Ihr habt es mir in aller Form abgekauft."

Die Pistole in der Hand verlieh den Worten des Räubers den nöthigen Nachdruck, so daß der Lord keinen Augenblick zögerte, den Rath zu befolgen. Er kehrte auf seine Besitzung zurück und verschwieg den Vorfall, aus Furcht, die Zielscheibe des Spottes seiner Bekannten zu werden.

Fast zehn Jahre waren dahingegangen, und der Beraubte hatte den Vorfall beinahe vergessen, als er eines Tages in einer entfernten Straße der Hauptstadt in einen Juwelierladen trat, um einen Schmuck zu kaufen. Sofort erkannte er in dem Inhaber des Geschäfts den Räuber von damals wieder, während er selbst unerkannt blieb. Er kaufte Einiges und ging. Am andern Morgen aber kehrte er zurück und verlangte den Juwelier allein zu sprechen. Er ließ sich von seinem vor der Thüre harrenden Diener einen Korb reichen, öffnete denselben und fragte den Besitzer des Ladens, ob er ihm nicht das in dem Korbe befindliche weiße Kaninchen für tausend Guineen wieder abkaufen wolle, es sei zwar nicht mehr dasselbe, welches er vor zehn Jahren von ihm gekauft habe, aber nicht minder werthvoll. Gleichzeitig zog der Lord eine Pistole aus der Tasche und richtete sie auf den Juwelier. Schreckensbleich erkannte jetzt Letzterer den Mann, den er vor zehn Jahren räuberisch angefallen hatte, stürzte ihm zu Füßen und bat jammernd, ihn nicht unglücklich zu machen,

er wolle Alles ersetzen. Jetzt trat auch die Frau in's Zimmer und flehte ebenfalls um Gnade. Er sei damals in Verzweiflung gewesen, erzählte der Juwelier, ein Gläubiger habe ihn hart bedrängt und seine und seiner Familie Existenz bedroht. Da habe er, um sich zu retten, den Entschluß gefaßt, in der geschehenen Weise sich Geld zu verschaffen, das Glück sei ihm günstig gewesen und er habe längst die Absicht gehabt, das geraubte Gut zurückzuerstatten, sei aber durch zufällige Umstände immer wieder daran verhindert worden.

„Gut," sagte der Lord, „ich sehe, daß Ihr Eure schändliche That von damals aufrichtig bereut. Der Inhalt Eures Ladens ist vielleicht fünfzigtausend Guineen werth, was Ihr an Baarvermögen besitzt, entzieht sich meiner Kenntniß. Ihr werdet mir also zweitausend Guineen auszahlen, die Hälfte davon seid Ihr mir schuldig, die zweite Hälfte erhält das Findelhaus; Euer Kaninchen aber nehmt wieder zurück, Ihr habt es mir ebenfalls in aller Form abgekauft."

Ohne Besinnen und froh, so leichten Kaufs davongekommen zu sein, zahlte der Juwelier die verlangte Summe; er wußte recht wohl, daß er nach den strengen Gesetzen jener Zeit dem Henker verfallen war, wenn der Lord ihn anzeigte. Letzterer aber hat auch später nie über den Verfall gesprochen und erst nach seinem Tode fand man denselben in den hinterlassenen Aufzeichnungen erwähnt; der Name des Juweliers aber war darin nicht genannt und Niemand hat ihn jemals erfahren. M. L.

Ein sonderbarer Brauch. — Auf der ostafrikanischen Insel Mombas erregt unter den tropischen Gewächsen besonders die riesige Kigelia (Kigelia pinnata) die höchste Aufmerksamkeit der Reisenden. Dieser Baum der oft 80 Fuß Höhe und 24 Fuß Stammumfang erreicht, ähnelt in der Belaubung unseren Nußbäumen und fällt durch seine an langen Stielen sitzenden traubenförmigen Purpurblüthen jedem Reisenden

auf. Aus jeder solchen Blüthe entwickelt sich später eine zwei Fuß lange und einen halben Fuß dicke Riesenfrucht von der Gestalt einer etwas plattgedrückten Gurke. Es kann nun nicht befremden, daß an eine so wunderbare Pflanze sich eine eigenthümliche Sage knüpft; seltsamer aber ist es und kaum zu erklären, daß diese Fabel überall, wo die Kigelia vorkommt, in derselben Weise erzählt wird. Es handelt sich um einen Aberglauben und um einen Gebrauch, welcher an unsere sympathetischen Kuren erinnert. Man behauptet nämlich, daß das Wachsthum der riesigen Frucht in Zusammenhang mit dem Wachsthum eines beliebigen Körpertheiles gebracht werden könne, indem man in diesen und in die junge Frucht einen Einschnitt mache und etwas von dem herauslaufenden Safte auf das Glied und umgekehrt von dem Blute auf die Frucht bringe. Beide Theile gedeihen nun in gleichem Maße; wünscht der „Blutsbruder" des Baumes, mit dem Ergebnisse zufrieden, die weitere Entwickelung zu hemmen, so braucht er nur die Frucht vom Stamme zu lösen. Wie bei jeder Magie lauert aber auch hier die Gefahr. Falls nämlich der unglückliche Unzufriedene die Frucht sich nicht ordentlich merkt und sie nicht rechtzeitig abschneidet, währt an seinem Leibe das Wachsthum fort und fort und findet erst dann ein Ende, wenn die Frucht ihre volle Größe erreicht hat und abfällt. Und man begründet diesen Aberglauben auch, indem man auf die in jenen Gegenden vielfach vorkommenden schrecklichen Elephantiasis-Auswüchse hinweist. C.

Eine Klapperschlangengeschichte. — Dieselbe Rolle, wie die berühmte Seeschlange in unseren Tageszeitungen, spielen in Amerika „die Klapperschlangengeschichten", oft die haarsträubendsten Münchhausiaden, von deren Charakter das nachfolgende Muster den deutschen Lesern einen Begriff zu geben vermag. — „Bei Dubuque im nordamerikanischen Staate Jowa," so berichtete kürzlich eine nordamerikanische Zeitung,

„wurde die Frau eines Farmers, die eben damit beschäftigt war, einen Brodteig zuzubereiten, durch eine riesige Klapperschlange in nicht geringen Schrecken versetzt. Dieselbe zeigte sich nämlich plötzlich zusammengerollt auf der Thürschwelle, von wo sie in kurzen Unterbrechungen und dem Anschein nach absichtlich ihr unheimliches Klappern vernehmen ließ. Der erste Gedanke der Frau war, durch das Küchenfenster zu entfliehen. Da sich ihr die Schlange jedoch in der vertrauenerweckendsten Weise näherte und sie schließlich sogar wiederholt am Kleide zupfte, ihr dabei mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wehmuth und Besorgniß in's Auge schauend, so wich die Angst der Farmerin einem Gefühl unsäglichen Erstaunens und sie mühte sich vergeblich ab, zu errathen, was die Schlange im Sinne haben könne. Da das Reptil nicht aufhörte, sie am Kleidersaume zu zupfen und zu zerren, so folgte sie demselben fast unwillkürlich durch den Hof hinaus auf ein Ackerfeld, das von einem kleinen Teiche begrenzt ward. Kaum hatte sie das Feld betreten, als sie die Hilferufe eines Kindes hörte; in fliegender Hast stürzte sie dem Wasser zu, in welchem ihr einziges Töchterchen mit dem Tode rang. In wenigen Augenblicken hatte sie ihren Liebling erreicht und erfaßt, vermochte nun aber mit ihrer Last das steile Ufer nicht emporzuklimmen. Die Schlange sah eine kleine Weile den Anstrengungen der Frau zu und schien zu überlegen, alsdann aber schlang sie ihren Vorderleib um einen unfern stehenden Baum und warf das Schwanzende der sich vergebens abmühenden Mutter zu, welche dasselbe gleich einem Rettungstau erfaßte. Als dies geschehen war, zog das mitleidige Reptil kräftig an und brachte auf diese Weise beide Personen glücklich nach oben. Nachdem die Frau ihr Kind wieder zum Bewußtsein gebracht, sah sie sich dankerfüllten Herzens nach der Erretterin ihres Kleinods um, machte dabei aber die Wahrnehmung, daß sich diese, ohne den üblichen Dank abzuwarten, entfernt hatte. Ein Aufruf in

der Zeitung des County hat keinen Erfolg gehabt, die uneigennützige Retterin hat sich nicht gemeldet. Seitdem aber wird auf der betreffenden Besitzung keine Klapperschlange mehr getödtet."

O. v. Briesen.

Gegen Fallite oder Bankerotteure ist von den meisten Völkern mit großer Strenge vorgegangen worden. Am strengsten waren wohl die alten Römer; nach dem Gesetze der XII Tafeln konnte ein Schuldenmacher nicht blos verkauft und in schwere Dienstbarkeit gebracht werden, sondern seine Gläubiger konnten sogar verlangen, daß er auf die Schlachtbank gebracht, sein Körper in Stücke zerhauen und einem jeglichen Gläubiger anstatt seiner Schuld ein Stück Fleisch gegeben wurde. Im Jahre 429 nach Erbauung der Stadt Rom wurde dieses Gesetz durch die lex Papiria de nexu gemildert. Bei den alten Russen (Moskowitern) wurde ein Bankerotteur pristavet, d. h. er mußte bei dem Knechte des Richters sitzen, wie bei uns im Arreste. Erfolgte die Zahlung nicht bald, so verschärfte sich die Strafe dadurch, daß der Schuldner in den Schuldthurm kam. Jeden Tag wurde er alsdann auf einem öffentlichen Platze eine Stunde lang hin und her geführt und ihm dabei mit einem fingerdicken Stocke auf die Schienbeine geschlagen, was bekanntlich sehr wehe thut. Durch Bestechung und Geschenke brachten es Viele fertig, daß sie starkes Leder oder Eisenblech unter die Beinkleider stecken konnten, wodurch die Schmerzen gemildert wurden. Die Prozedur des Hin- und Herführens und Prügelns wurde so lange fortgesetzt, bis der Schuldner zahlte. Bei den Indianern durfte der Gläubiger dem Schuldner eine Hand abhauen und ein Auge ausstechen, wenn er nicht am festgesetzten Tage zahlte. Aehnliche Gebräuche bestanden bei den alten Pisidiern. Bei den Griechen durften sich die Schuldenmacher nicht mehr öffentlich zeigen; sie konnten an den Pranger gestellt und mit Ruthen gestrichen werden. Auch begrub man sie nach ihrem Tode nicht

in dem väterlichen Begräbnisse. Nach dem hamburgischen Stadtrechte mußte ein Bankerottirer so viele Jahre im Gefängnisse, dem Winserbaum, sitzen, als er tausend Mark Lübisch schuldig war. Der Gläubiger brauchte blos eine Mark Lübisch zum Unterhalte des Schuldners täglich beizutragen, die Kost ist also eine schmale gewesen. Außerdem konnte über den Schuldenmacher die Schandglocke geläutet, er an den Pranger gestellt und zuletzt für ewige Zeiten aus der Stadt verwiesen werden. In Indien erhielt, ehe die englischen Gesetze eingeführt wurden, der Gläubiger vom Oberbrahmanen einen grünen Zweig, sobald er nachgewiesen, daß der Schuldner nicht zahlte. Mit diesem Zweige zog der Gläubiger, sobald er seinem Schuldner begegnete, einen Kreis um Letzteren, wobei er die Worte sprach: „Ich gebiete Dir bei dem Haupte des Königs und Priesters, daß Du von dannen nicht weichest, bis Du mich bezahlt und mich gänzlich befriedigt hast.“ Der Schuldner wagte es nicht, aus dem Kreise heraus zu treten. Die Angehörigen des Schuldners brachten nun Speise und suchten die Schuld zu tilgen. Geschah dies nicht, so wurde der Schuldner als ein Feind des allgemeinen Besten angesehen und mußte elend verhungern. Auf der Insel Ceylon gehen die Gläubiger oft mit den Blättern einer giftigen Pflanze, Neiingala, in der Hand zu dem Schuldner in's Haus und drohen, daß sie sich vergiften würden, wenn er nicht zahle. Hiedurch wird der Schuldner in große Furcht versetzt, denn er wird für das Leben des Gläubigers verantwortlich gemacht. Er verkauft deshalb zuweilen eines seiner Kinder, um nur seiner Schuld ledig werden zu können. Dieses Vergiftungsmittels bedienen sich zuweilen Menschen, welche einen Streit unter sich haben, um sich an dem Widerpart zu rächen. Letzterer wird für das Leben Desjenigen verantwortlich gemacht, welcher sich unter seinen Augen entleibt. War ein Ceylonese Strafe an den Staat schuldig und entrichtete er sie nicht rechtzeitig, so konnte der Exekutionsbeamte

den Schuldigen, wo er ihm auch begegnete, niederknieen heißen und ihm einen Stein auf die Achsel legen. Der Schuldige durfte bei Lebensstrafe nicht von der Stelle weichen, bis er seine Strafe erlegt hatte. Verzögerte sich dies einige Tage, so konnte der Beamte immer neue Steine auflegen. Es kam vor, daß solche Schuldner, denen keine Hilfe wurde, von der Last der Steine erdrückt elendiglich starben. G. Sch.

Alligatorhäute und -Zähne. — Das jetzt modernste Material für kleine Koffer, Ränzel, Handtaschen, Portemonnaies u. s. w. ist die Haut des amerikanischen Alligators, und in den Golfstaaten von Florida bis Texas werden diese Rieseneidechsen zu diesem Zwecke gejagt. Namentlich in den letzten drei Jahren ist die Alligatorjagd äußerst lebhaft betrieben worden. Ein Händler in New-Orleans versendet nach New-York und Boston Tausende solcher Häute und zwar „grün eingesalzen“, d. h. die frischen Häute werden mit Salz gepökelt und bleiben dann weich und geschmeidig. Es sind darunter Häute verschiedenster Größe, von kaum 1 Meter bis 4 und 5 Meter langen Ungethümen. Die von den knochigen Schuppen, welche wie Panzerplatten Rücken und Kopf des Thieres bedecken, befreite Haut alter Thiere ist so schwer und dick wie ein Rinderfell, aus dem Sohlenleder geschnitten wird.

Von dem Alligator wird nur die Bauch- und Seitenhaut benutzt, die gepanzerte Rückenhaut wird als werthlos verworfen. Alle Häute zeigen gleichmäßige Färbung, die von den Seiten schwärzlich-blau, die vom Bauche bläulich-weiß, alle sind in eigenthümlicher Weise in Schachbrett ähnlichen Quadraten gemustert infolge von Hautvertiefungen und Runzeln, so daß Alligatorleder stets karrirt aussieht. Die flachen Stücke werden zu Ränzeln, Handtaschen u. s. w. verarbeitet, die gekrümmten Leder von Knie und Ellenbogen der Ungeheuer sind namentlich brauchbar als Oberleder für Schuhe und Stiefel.

Der Handel nimmt alle Alligatorhäute von 1 Meter aufwärts an, in New-York ist der Durchschnittspreis für die kleinsten 10 Cents, für die größten 90 Cents. Am gesuchtesten sind diejenigen von etwa 2 Meter Länge, was als die Durchschnittsgröße eines ausgewachsenen Alligators gilt, die größeren bis zu 5 Metern sind monströs.

In der Jagdsaison 1884 kamen 50,000 solcher Häute auf den New-Yorker Markt; 1882 waren es 100,000, 1883 70,000. Die geringere Menge im Jahre 1884 hatte ihren Grund nicht etwa im einem Nachlasse der Nachfrage, sondern darin, daß die Alligatoren anfangen knapp zu werden und sich schwer auffinden lassen.

Um der starken Nachfrage zu genügen, züchtet man jetzt Alligatoren ebenso, wie man den früher nur wild vorkommenden Strauß zum Haus- und Zuchtthier gemacht hat. Trotz seines erschrecklichen Aussehens und gewaltiger Muskelkraft läßt der Alligator sich leicht zähmen und ist, falls nicht hungrig, auffallend friedlichen Charakters.

Außer den Häuten finden auch die Zähne des Alligators eine kommerzielle Verwendung. Sie sind rund, weiß, kegelförmig, etwa von der Länge zweier Fingerglieder mittlerer Größe und werden in Gold und Silber gefaßt als Schmuckgegenstände oder als Mittel zur Erleichterung des Zahnens kleiner Kinder, die daran kauen, wie sonst an Päonienkernen, Veilchenwurzel u. dgl., getragen. Die kegelförmige Gestalt der Alligatorzähne, die keine Schneide- und Mahlfläche haben, zwingt das Thier, sich hauptsächlich von dem mürben Fleische gefallener Thiere zu nähren. Im zahmen Zustande jedoch bevorzugt es frische animalische Kost fast jeder Art, besonders Fische und Weichthiere. N.

Der Ursprung eines Tedeums. — Im Jahre 1797 wurde der Komponist Lesueur, weil er es gewagt, nach Einführung des sogenannten Vernunftkultus noch Kirchenmusik zu

schreiben, von den Jakobinern eingekerkert. Er stand bereits inmitten einer Schaar zum Tode Bestimmter im Gefängnißhofe, als ihm auf einmal ein musikalischer Gedanke einfiel, den er ungeachtet seiner hoffnungslosen Lage sogleich in seiner Schreibtafel zu fixiren begann.

„Was treibst Du da?" fragte ihn plötzlich eine barsche Stimme.

Ohne aufzublicken versetzte Lesueur stolz und ruhig: „Ich komponire ein Tedeum."

„Natürlich um die Siege der Republikaner über die Tyrannen zu feiern?"

„Nein, als Dank, daß ich diese Mauern, wenn auch auf dem Wege zum Tode, wieder verlasse."

Mittlerweile waren die übrigen Verurtheilten verlesen und auf den Karren, der sie zum Richtplatz führte, gebracht worden. Da sagte der Fremde hastig und leise zu Lesueur: „Kennen Sie mich, Ihren ehemaligen Contrabassisten Chenier nicht mehr?"

Jetzt erst blickte Jener auf und erinnerte sich des Betreffenden.

„Ich habe es nicht vergessen, was Sie mir Gutes erwiesen," fuhr Chenier fort, „und will Sie deshalb zu retten suchen."

Als Führer der die Verurtheilten begleitenden Wache forderte er dann den Kerkermeister auf, Lesueur wieder in's Gefängniß zurück zu bringen und eilte nach seiner Ablösung in die Sitzung des Wohlfahrtsausschusses, um hier Lesueur als einen begeisterten Republikaner hinzustellen, der sogar im Kerker eine Kantate zur Feier des Sieges der republikanischen Heere komponirt habe. Seine Beredtsamkeit erreichte ihr Ziel; Lesueur erhielt Leben und Freiheit geschenkt. Das im Gefängnißhofe begonnene Tedeum wurde später zur Feier des Sieges von Austerlitz, der Eroberung von Algier, dann der Rettung Ludwig Philipp's von Fieschi's Attentat und endlich der Geburt des Grafen von Paris aufgeführt. L. M.

Ein sonderbares Monopol. — Das wunderlichste Monopol, das seit Menschengedenken ertheilt wurde, ist wohl das im Jahre 1708 dem preußischen Steuer- und Kommerzienrath Creutz bewilligte Schweineborstenmonopol, dessen er sich sechs Jahre hindurch erfreute. Um das Monopol ja aufrecht zu erhalten, wurde an alle Schweinebesitzer des Staates ein Edikt erlassen, in welchem bei Konfiskation der Schweine verboten war, dieselben durch Abschneiden von Borsten, durch Brennen oder Schneiden an den Ohren zu zeichnen; weiterhin sollten die Schweinebesitzer alle Jahr um Johannis, in einer Zeit, wo den Schweinen die Borsten von selber ausfallen, dieselben vorher ausraufen und von jedem Schwein besonders mit einem Faden zusammengebunden an die Agenten des Herrn Kommerzienraths ausliefern. Da dies „schweineborstige" Monopol allgemeinen Unwillen erregte, der sich in mißliebigen Aeußerungen gegen den Herrn Kommerzienrath Creutz und manchmal in ebensolchen Thätlichkeiten gegen dessen Agenten kundgab, mußte schon ein Jahr später ein neues „Schweine-Edikt" erlassen werden, nach welchem jedes ehrenrührige Wort gegen den Monopolinhaber wie dessen Leute mit Gefangenschaft oder anderer Leibesstrafe zu verfolgen war. Gleichzeitig wurde nochmals mit Nachdruck darauf aufmerksam gemacht, ja keine Borste umkommen zu lassen, und gesundheitsamtlich die sachverständige Versicherung gegeben, daß das Ausraufen der Borsten der Gesundheit der Schweine keineswegs Eintrag thue. J. D.

Die Bewohner Sardiniens sind der Mehrzahl nach Abkömmlinge phönikischer, karthagischer und römischer Ansiedler, und stellen demgemäß ein Mischvolk von diesen verschiedenen Nationen dar, welche der Reihe nach Spuren ihrer Herrschaft auf sardinischem Boden hinterlassen haben, ehe sie unter den Stürmen der Völkerwanderung und des frühen Mittelalters zu einem einheitlichen Volksgebilde zusammenschmolzen, neben und unter welchem sich indeß auch noch Reste der Urbewohner Sar-

diniens mehr oder minder reinblütig erhalten haben. Die Originalmundart der heutigen Sarden, das sogenannte Sardische, steht unter allen neu-italischen Dialekten dem Lateinischen noch am nächsten, ja lautet oft in ganzen Sätzen fast genau wie das Altrömische. Die Menschen mit dieser eigenthümlichen Sprache bewahren auch manch' eigenthümliche Sitte. Mehr noch als der Ungar ist der Sarde ein Feind des Gehens. Alles reitet, sogar die Bettler sind beritten. Gebildete nehmen ihre Gäste mit einem viertelstündigen Schweigen auf, was in Sardinien der Ausdruck des Respekts für den Gast ist. Die Sarden sind ein schöner Menschenschlag, große stämmige Gestalten mit wunderschönen schwarzen Bärten und wettergebräunten Gesichtern; doch machen sie besonders des Abends einen nichts weniger als beruhigenden Eindruck und unwillkürlich gedenkt man der zahllosen Räubergeschichten, von denen man im Lande erzählt. Das uralte Gesetz der Blutrache ist in Sardinien noch ebenso im Schwange, wie im benachbarten Korsika, aber auch von dem Brigantaggio hat Sardinien viel zu leiden, wenngleich die Verhältnisse günstiger sind als auf Sicilien. Das flache Land ist ziemlich sicher, dafür ist es das Gebirgsland um so weniger; namentlich gilt dies für die Gegend im Nordosten der Insel, wo das Banditenwesen sehr in Blüthe steht. Dort haben die Banditen jetzt auch das früher unbekannte System der Lösegelder eingeführt, eine Sitte, welche von Eingeborenen, die als Soldaten nach Sicilien kamen, dort erlernt und sogleich als großer Fortschritt in ihre Heimath importirt worden sein soll. Fr. v. H.

Die Pest in Guhrau. — Als im Jahre 1630 zu Mailand die Pest wüthete, entstand der Verdacht, zwei Mailänder Bürger, Wilhelm Platea und Johann Jakob Mora, hätten überall Gift in den Straßen verstreut und so das fürchterliche Unheil heraufbeschworen. Den Verdächtigen wurde der Prozeß gemacht, die Richter erklärten sie für schuldig und die beiden Unglück-

lichen, welche vollkommen unschuldig waren, fanden einen grausamen Tod. Ein Vierteljahrhundert später ereignete sich ein ganz ähnlicher Fall in Deutschland, zu Guhrau in Niederschlesien. Dort brach im Sommer 1656 die Pest aus, welche binnen kurzer Zeit 2400 Menschen hinwegraffte. Man suchte und forschte nach der Ursache dieser fürchterlichen Seuche, konnte sie jedoch nicht finden. Zu Guhrau lebte nun ein Todtengräber, der bei dem allgemeinen Sterben viel Geld verdiente; er fürchtete sich vor der Pest durchaus nicht und blieb immer gesund, obgleich er tagtäglich in der Atmosphäre des Leichenhauses lebte. Dazu kam, daß er mit Worten unvorsichtig war. So sagte er zu einem Manne, welcher sehr betrübt über den Tod seiner Frau war: „Gebt Euch zufrieden, Herr! Heute begrabe ich Eure Frau, und morgen hole ich Euch selbst." — Auf solche Reden hin entstand zuerst ein Gemunkel: der Todtengräber sei schuld an dem Sterben. Da zogen mehrere Familien aus der Stadt auf's Feld und bauten sich Hütten, um darin zu wohnen, denn sie hielten dies für gesünder. Nun traf es sich, daß dem Todtengräber ein Schwein entlief und in die Nähe dieser Hütten kam. Die Bewohner ergriffen ihre Gewehre, schossen das Thier nieder und verscharrten es, damit sie nicht durch dasselbe angesteckt würden. Als der Todtengräber dies vernahm, ritt er hinaus nach den Hütten; allein die Bewohner schrien ihm zu: Er solle nur nicht näher kommen, sonst würde es ihm ergehen wie seinem Thiere. Das brachte den etwas angetrunkenen Mann auf, so daß er entgegenrief: „Mit der Stadt bin ich bald fertig, ich werde alsdann mit Euch vollends aufräumen." So waren die Gerüchte über den Todtengräber immer schlimmer geworden; es hieß, er besäße ein Pulver, womit er Straßen und Brunnen bestreue. Wer Wasser aus den letzteren tränke, würde krank, und wenn Frauen mit langen Kleidern über die Straßen gingen, so wirbelten sie den Staub und mit

diesem das Giftpulver auf, wodurch die Pest stets von Neuem ausbräche. Diese Gerüchte und die unvorsichtigen Aeußerungen des Todtengräbers veranlaßten endlich seine Verhaftung. Das Verhör begann, allein zu gestehen wußte der Unglückliche natürlich nichts, als seine rohen Aeußerungen, welche den Richtern durchaus nicht genügten. Man spannte ihn also auf die Folter und bald gestand der Todtengräber, was man wollte, z. B. der Teufel habe ihm mitgetheilt, wie er das Pulver anfertigen, in die Brunnen schütten und unvermerkt auf die Straßen ausstreuen sollte. Das war den Richtern aber jetzt nicht mehr genug, sie wollten nun auch wissen, ob der Missethäter Mitschuldige habe, und da er keine anzugeben wußte, wandten sie wieder die Folter an. Dies hatte den Erfolg, daß der Delinquent aussagte: die Todtengräber zu Brausnitz, Brintz, Raloß und an anderen Orten wären von ihm in der Herstellung des Pulvers unterrichtet worden und sie hätten auch bereits Menschen damit umgebracht. In dem Städtlein Brausnitz waren allerdings auch circa 700 Menschen der Seuche erlegen. Auf diese Bekenntnisse und Geständnisse hin erfolgte nun das Urtheil, welches am 30. August 1656 durch den Scharfrichter vollzogen wurde. Zuerst riß man ihn mit glühenden Zangen, dann wurden Riemen aus seiner Haut heraus geschnitten; nachdem dies vor dem Rathhause geschehen war, schleifte man ihn zur Richtstätte. Hier wurde er dem Scheiterhaufen übergeben, sein Körper zu Asche verbrannt und diese in alle Winde zerstreut.

G. Sch.

Man muß sich nur zu helfen wissen, dann kann man sich sogar in der Wildniß den Genuß verschaffen, Gesicht und Hände mit Seife zu waschen, ohne solche kaufen zu müssen. Das hat nämlich der Engländer Samuel Baker bei seinen Reisen in Abessinien bewiesen, als ihm sein Vorrath an Seife ausgegangen war. Zur Herstellung von Potasche verbrannte er Baumzweige, aus deren Asche er eine starke Lauge fabrizirte, welche durch

Kochen konzentrirt wurde. Den nöthigen Kalk stellte er sich durch Verbrennen von Austernschalen her, indem er sich hiezu einen Ofen in der Erde aushöhlte. Das zur Seifenfabrikation benöthigte Fett mußten die Raubthiere Abessiniens liefern. Nachdem er alle Materialien beisammen hatte, machte er sich an die etwas beschwerliche Fabrikation, welche vollkommen gelang, indem er das Kochen der Seife in kupfernen egyptischen Gefäßen besorgte. Nach zehnstündigem emsigen Kochen hatte er sich unter eifrigem Umrühren eine gute Seife hergestellt. R. E.

Goethe's Werther in Musik. — Seitdem das tiefsinnigste Drama, Shakespeare's „Hamlet", komponirt ist, gibt es kaum mehr eine musikalische Versündigung, die man nicht noch zu fürchten hätte. Aber daß sogar Goethe's „Werther" zu einem musikalischen Gemälde in unserem Jahrhundert hat herhalten müssen, ist unseren Lesern gewiß neu. Die Komposition war von keinem Geringeren, als dem berühmten Geigenkönig Gaëtano Pugnani, der seiner Zeit eine ebenso große Berühmtheit wie Paganini genoß und im Anfange dieses Jahrhunderts in Turin starb. Er unternahm eine große Kunstreise durch Deutschland und Frankreich, indem er in den größeren Städten Konzerte gab, in denen er theils selbst spielte, theils die Aufführung seiner größeren Kompositionen dirigirte. In Kassel studirte er seine Kantate „Werther" ein und brachte sie zur Aufführung. Jeder Zuhörer erhielt ein kurzes Programm, worin die einzelnen wichtigsten Momente aus Werther's Leben angegeben waren, und die Aufführung des Musikstückes, so sonderbar dasselbe auch war, machte großen Effekt. Pugnani ließ es sich übrigens mit seinem Werke recht ernst sein, denn er strengte sich beim Dirigiren so an, daß er den Rock ausziehen und in Hemdärmeln weiter dirigiren mußte. Um die Sterbescene im Werther besonders anschaulich zu machen, zog er bei der Stelle, welche den

Tod des unglücklichen Liebhabers andeuten sollte, eine Pistole aus der Brusttasche und schoß sie ab! J.

Ein interessantes Schwert führte der berühmte Landsknechtführer Georg v. Frundsberg, welches in der Kunstkammer zu München aufbewahrt wird. Die Scheide dieses Schwertes ist nämlich mit Menschenhaut und zwar mit der Haut eines Franzosen überzogen. Der Franzose hatte Frundsberg zum Zweikampfe gefordert und die Bedingung gestellt: Derjenige, welcher den Anderen im Zweikampfe tödtete, müsse die Haut des Besiegten über seine Wehrscheide ziehen. Der Franzose unterlag und nach den Kampfbedingungen ließ nun Frundsberg seine Schwertscheide entsprechend drapiren. G. Sch.

Voltaire und Katharina von Rußland. — Bekanntlich stand der berühmte französische Dichter Voltaire in regem Briefwechsel mit der genannten Kaiserin aller Reußen und zeichnete sich darin durch gesuchte Schmeicheleien aus, die nicht selten an die Grenze des Faden und Abgeschmackten reichten. In einem seiner Briefe hatte er sie mit Juno, Minerva, Ceres und Venus verglichen; Katharina war eine viel zu kluge Frau, um diese Schmeichelei dem Dichter ohne die verdiente Antwort hingehen zu lassen. Der interessante Brief der Kaiserin ist noch vorhanden, und es heißt darin: „Mit der neidischen und eifersüchtigen Juno möchte ich nichts gemein haben; auch bin ich nicht so eingebildet, um mich für eine Minerva halten zu können; Ceres bin ich auch nicht, denn in diesem Jahre ist die Ernte in meinem Reiche sehr schlecht ausgefallen, und mit Venus will ich nicht verglichen werden, denn es wird dieser Dame zu viel Schlimmes nachgesagt!" Besser konnte sie die fade Schmeichelei des französischen Dichters nicht ablehnen. J.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.